

Zeitzeugen der Wende

Teil 2



based on a photograph by Jan Kowalski

Inhaltsverzeichnis

Einleitung.....	2
Interviews mit MathematikerInnen an verschiedenen akademischen Einrichtungen	3
Interview mit Prof. Dr. Gerhard Pfister	4
Interview mit Prof. Dr. Jochen Brüning	15
Interview mit Prof. Dr. Michael Rapoport	29
Interview mit Prof. Dr. Klaus Altmann und Prof. Dr. Lutz Hille	45
Interview mit Prof. Dr. Roswitha März.....	67
Interview mit Prof. Dr. Albrecht Pietsch.....	84
Interviews mit WissenschaftlerInnen anderer Bereiche	102
Interview mit Prof. Dr. Annette Vogt	103
Interview mit Prof. Dr. Sonja Brentjes.....	122
Interview mit Prof. Dr. Brigitte Sändig	143
Interview mit Prof. Dr. Hubert Laitko.....	157
Interview mit Prof. Dr. Thomas Kuczynski.....	167
Danksagung	177

Einleitung

Im Frühjahr 2018 wurde das Projekt „Zeitzeugen der Wende“ ins Leben gerufen.

Die Erinnerungen von Kollegen und Kolleginnen an verschiedenen Universitäten und Forschungsinstituten in Deutschland an die Zeit der Wende, ihre Erlebnisse, Erfahrungen und individuellen Schicksale in dieser historisch einmaligen und umwälzenden Situation, wurden aufgezeichnet, damit sie nicht in Vergessenheit geraten und letztlich verloren gehen.

Unsere bisherige Erfahrung hat uns gezeigt, wie wichtig die Aufzeichnung solcher Zeugnisse ist, sowohl für die Interviewten — einige teilten uns mit, dass sie zum ersten Mal zu diesem Thema befragt wurden — als auch für die möglichen ZuschauerInnen, die durch die Interviews mit konkreten Erlebnissen konfrontiert werden und dadurch ein lebendiges Bild der Ereignisse zur Wendezeit bekommen können.

Interviews mit MathematikerInnen an verschiedenen akademischen Einrichtungen

Im Frühjahr 2018 wurde das Projekt „Zeitzeugen der Wende“ ins Leben gerufen.

Die Erinnerungen von Kollegen und Kolleginnen an der Mathematisch-Naturwissenschaftlichen Fakultät der Universität Potsdam (und insbesondere am Institut für Mathematik) an die Zeit der Wende, ihre Erlebnisse, Erfahrungen und individuellen Schicksale in dieser historisch einmaligen und umwälzenden Situation, wurden aufgezeichnet, damit sie nicht in Vergessenheit geraten und letztlich verloren gehen.

Unsere bisherige Erfahrung hat uns gezeigt, wie wichtig die Aufzeichnung solcher Zeugnisse ist, sowohl für die Interviewten — einige teilten uns mit, dass sie zum ersten Mal zu diesem Thema befragt wurden — als auch für die möglichen Zuschauer, die durch die Interviews mit konkreten Erlebnissen konfrontiert werden und dadurch ein lebendiges Bild der Ereignisse zur Wendezeit bekommen können.

Um noch einen breiteren Blick auf die politischen und gesellschaftlichen Ereignisse zur Zeit der Wende zu bekommen, haben wir das Projekt ausgeweitet auf MathematikerInnen, die diese Zeit außerhalb von Potsdam erlebt haben, insbesondere in Berlin, und die speziell auch zu den Prozessen an den Berliner Universitäten und anderen akademischen Einrichtungen ihre persönlichen Geschichten, Erinnerungen und auch Bewertungen beitragen können

Wir bedanken uns bei der Universität Potsdam, der Deutschen Mathematiker Vereinigung und Math+ Berlin Mathematics Research Center für ihre finanzielle Unterstützung.

Prof. Dr. Sylvie Paycha (Professorin für Analysis) und

Dr. Elke Rosenberger (Arbeitsgruppe Semiklassik und Asymptotik)

Interview mit Prof. Dr. Gerhard Pfister

Biodaten:

Gerhard Pfister wurde 1947 in Thyrow, Brandenburg, geboren, studierte 1965-1970 Mathematik an der Humboldt-Universität zu Berlin, wo er auch 1971 promovierte und 1976 habilitierte.

1977-1983 war er als Dozent und von 1983-1993 dann als Professor an der Humboldt-Universität zu Berlin tätig, 1993-2012 war er Professor für Geometrie, Algebra und Computer Algebra an der Universität Kaiserslautern.

Das Interview fand am 22. Juli 2020 statt.

Transkript

Paycha: Auf dem Bildschirm ist Doktor Elke Rosenberger zu sehen, die mit mir das Interview machen wird, Frau Kuba, die das Interview filmen wird und ich Sylvie Paycha. Wir haben uns flüchtig an der FU bereits kennengelernt. Vielen Dank, dass Sie spontan mitmachen, trotz der technischen Schwierigkeiten. Sie fragten, was ich fragen würde. Das wird sich spontan entscheiden.

Rosenberger: Ich begrüße sie auch Herr Pfister. Mein Name ist Elke Rosenberger, ich werde auch ab und zu einmal eine Frage dazwischen streuen.

Pfister: Alles klar.

Paycha: Könnten Sie sich erstmal kurz vorstellen? Ich glaube Sie haben lange Zeit an der HU gearbeitet, aber auch an anderen Universitäten, ist das richtig? Können Sie kurz etwas über Ihre berufliche Laufbahn sagen und dazu, wo Sie letztens gearbeitet haben? Dann können wir weitere Fragen stellen.

Pfister: Ich habe 1965 angefangen zu studieren, an der Humboldt Universität, und habe 1970 mein Diplom gemacht und 1971 promoviert. Ich bin dann Oberassistent geworden an der Humboldt-Uni. Damals hieß das Sektion Mathematik. Ich habe dann in dieser Position gearbeitet und bin '74 ein Jahr nach Warschau gegangen. Dann habe ich meine Dissertation B geschrieben und wurde Ende der 70er Jahre Dozent, so hieß das damals. 1983 bin ich dann Professor an der Humboldt-Uni geworden.

So war der Werdegang dort. Warum bin ich nicht an der Humboldt-Uni geblieben? Das lag natürlich mit an der Wende. Es gab zwei Gründe. Ich kenne schon sehr lange einen Kollegen aus Kaiserslautern. Wir haben uns Mitte der 70er Jahre auf Konferenzen kennen gelernt. Und der hat mich eingeladen und ich war dann 1984 oder 85 in Kaiserslautern, und diese Uni hat mir sehr gut gefallen.

Ich habe damals zu meiner Frau gesagt, dass, wenn ich es mir aussuchen könnte, ich dort hingehen würde. Es war zu der damaligen Zeit aber klar, dass das legal nicht möglich war und andere Wege hätte ich nicht gehen mögen. Nach der Wende hat es sich ergeben, dass dort eine Stelle frei war und ich bin nach Kaiserslautern gegangen.

Paycha: Aber warum Kaiserslautern? Ich war einmal da. Ich habe einen neuen Campus erlebt, außerhalb der Stadt. Zu der Zeit war es noch nicht so, oder?

Pfister: Ja, ist immer noch so. Es war die Atmosphäre am Fachbereich. Die Türen standen offen, man konnte mit jedem reden, alle waren immer da. Das war vollkommen verschieden von der Humboldt-uni. An der Humboldtuni gab es nicht genug Räume, so dass es keinen Sinn machte, die ganze Arbeitszeit dort zu sein. Man ist hingegangen wenn man Vorlesungen hatte und wenn man diskutieren wollte, ansonsten hat man zu Hause gearbeitet.

Paycha: Und hat es sich bestätigt, als Sie dort waren? Haben Sie die Atmosphäre weiter so erlebt?

Pfister: Das ist weiter so geblieben. Ich habe mich da sehr wohl gefühlt. Das war natürlich ein großer Einschnitt von den Umgebungen her. Meine Frau zum Beispiel sagte, sie komme nicht mit nach Kaiserslautern. Sie wollte in Berlin bleiben. Wir hatten dann ein Jahr eine Wochenendehe, bis sie sagte, dass das nichts sei und wir hierhergezogen sind.

Paycha: Hat sie sich gut eingelebt?

Pfister: Ja. Wir fahren natürlich manchmal nach Berlin, aber, wenn wir eine Woche da waren, wollen wir wieder zurück. Es lebt sich viel ruhiger hier.

Rosenberger: Also war es eigentlich Zufall, dass Sie 1984 diesen Kontakt hatten, der Sie dann da hingeführt hat?

Pfister: Den Kontakt hatte ich schon viel früher, 1973 oder so. Aber '84 durfte ich dann das erste Mal in die Bundesrepublik fahren und habe dann Kaiserslautern gesehen.

Paycha: Und hätten Sie, wenn Sie es gewollt hätten, an der HU bleiben können, oder war das sowieso nicht mehr möglich nach der Wende?

Pfister: Die Stellen wurden alle neu ausgeschrieben nach der Wende, auch die Stelle, die ich gerne wollte. Die habe ich nicht bekommen. Ich hätte aber dort bleiben können, ich hatte andere Möglichkeiten.

Paycha: Aber es war für Sie besser nach Kaiserslautern zu ziehen.

Pfister: Ja, auch von der wissenschaftlichen Umgebung her war das attraktiver.

Paycha: In Berlin wird ein breites Spektrum der Mathematik vertreten. In Kaiserslautern wahrscheinlich nicht so, oder doch?

Pfister: Kaiserslautern ist eine Universität, die bezüglich der Mathematik im deutschen Ranking ganz weit vorne steht. Ein Grund ist auch, dass sie sehr weit angelegt ist. Und insbesondere die Disziplinen, die ich vertrete, sind dort sehr gut repräsentiert.

Rosenberger: Abgesehen von der Atmosphäre im Institut, wie haben Sie den Wechsel im Leben sonst empfunden? Der Wechsel von Berlin nach Kaiserslautern, war ja auch ein Wechsel von Ost nach West.

Pfister: Die Wendezeit war ziemlich stressig für uns damals, so dass wir es als sehr angenehm empfunden haben hier in Ruhe zu leben und zu arbeiten.

Paycha: Haben Sie etwas von Berlin vermisst?

Pfister: Man vermisst natürlich die Kultur, die Theater und so weiter, die es hier direkt in Kaiserslautern nicht so gibt. Aber man kann natürlich nach Frankfurt fahren oder nach Saarbrücken und dann hat man das auch. Aber Berlin ist von der Kultur her schon schwer zu übertreffen. Das vermissen wir schon ein bisschen.

Rosenberger: Sind Sie Berliner oder kommen Sie von wo anders?

Pfister: Ich bin fast Berliner. Ich bin im Süden von Berlin in so einem Dorf, das heißt Thyrow, geboren worden. Das liegt bei Ludwigsfelde. Nach Definition also nicht exakt Berliner, aber fast.

Paycha: Vom Herzen her Berliner.

Pfister: Vom Herz wär' ick Berliner. Ich habe 40 Jahre in Berlin gelebt.

Paycha: Eine lange Zeit. Und das prägt. Berliner zu sein prägt.

Pfister: Ja. Wir waren immer sehr stolz darauf Berliner zu sein. Aber das habe ich jetzt abgelegt.

Paycha: Sagt man Kaiserslauterner?

Pfister: Hier fasst man das breiter auf. Hier sagt man Pfälzer. Trotzdem ich würde nicht sagen, dass ich Pfälzer bin. Als wir hierhergekommen sind, war es sehr schwer den Dialekt zu verstehen. Das verstehen wir jetzt zwar, aber sprechen können wir ihn natürlich nicht.

Paycha: Sie hatten zwar schon Kontakt zu Kaiserslautern, insofern war es nicht ganz neu, aber da zu leben war ein Sprung. Im Vergleich zu Ihrer Erfahrung in der DDR im östlichen Teil von Berlin, wie war dieser Sprung für Sie persönlich und beruflich?

Pfister: Das ging nicht wirklich von heute auf morgen. Ich habe erst einmal Leute vorgeschickt, zwei Assistenten von mir, die keine Stelle mehr hatten nach der Wende. Die haben in Kaiserslautern dann eine Stelle bekommen. Dadurch bin ich öfter hingefahren. So hat sich das langsam angebahnt. Als dann die Stelle ausgeschrieben war habe ich mich beworben und bin dann '93 nach Kaiserslautern gegangen.

Paycha: Das heißt sie haben Studenten von Ihnen dahin geschickt ohne ganz sicher zu sein, das Sie dahinziehen würden? Oder habe ich das falsch verstanden?

Pfister: Nein, das war schon richtig. Aber ich hatte schon '88 einen Studenten für ein Jahr nach Kaiserslautern geschickt, die Beziehungen waren also damals schon sehr eng.

Paycha: Es war '88 bereits möglich einen Studenten dahin zu schicken?

Pfister: Ja. Erich Honecker hatte sich mit Helmut Kohl getroffen. Es gab dann die *Körper*-Stiftung und die hatte ein Stipendium ausgeschrieben. Es wurde dann an der Uni gefragt, wer denn einen Studenten hätte der dahin möchte. Ich habe dann einen Studenten von mir dahin geschickt und der ist jetzt noch in Kaiserslautern und arbeitet noch da.

Paycha: Er ist Professor da?

Pfister: Nein, der ist nicht Professor. Er ist zuständig für die ganze Systemadministration.

Rosenberger: Ist er dann gleich dageblieben?

Pfister: Nein. Er ist erstmal wieder zurückgekommen und hat dann in Berlin noch gearbeitet und nach der Wende ist er dann gleich wieder dorthin.

Rosenberger: Kaiserslautern muss ja wirklich ein wunderbarer Ort sein, wenn alle die einmal da waren sofort wieder dahin wollen.

Pfister: Ja, ich kann nicht klagen. Ich finde es schön hier. Auch die Umgebung ist sehr schön. Die Uni ist am Stadtrand, am Wald. Wir haben uns entschieden, dass wir gar nicht in der Stadt wohnen wollen. Wir wohnen in einem Dorf, das 8 Kilometer von der Uni entfernt liegt und bei schönem Wetter bin ich immer hingelaufen. Mit dem Auto sind es 5 Minuten. So etwas wie Staus kennt man da nicht. Das ist schon angenehm.

Paycha: Dieser Student, der dann nach Kaiserlautern zurückgekehrt ist, hat er sich für den Job in der IT entschieden, oder hat er wegen der Wende keine Stelle in der Mathematik gefunden?

Pfister: Dazu muss ich vielleicht ein bisschen mehr erklären. Wir haben ungefähr 1983 angefangen ein Computeralgebrasystem zu entwickeln. Ich komme aus der theoretischen Mathematik, das heißt ich habe überhaupt keine Ahnung vom Programmieren und solchen Sachen gehabt. Und was macht man in so einer Situation? Man sucht sich einen Studenten, der einem das erklären kann. Wir haben dann zusammen angefangen das System zu entwickeln und es wurde später in Zusammenarbeit mit Kaiserslautern weiter entwickelt. Wir arbeiten heute noch daran und es ist ziemlich bekannt in der Mathematik. Das war der Grund warum der Student eigentlich die ganze Zeit schon mit mir zusammengearbeitet hat und sich dann auch für solche Sachen interessiert hat.

Paycha: Sie haben wahrscheinlich auch Familienmitglieder, die in Berlin geblieben sind. Sind Sie öfter nach Berlin gefahren? Haben Sie auch die mathematischen Kontakte gepflegt? Wie ist das gewesen mit Ihren Verbindungen zu Ihren ehemaligen östlichen Kollegen und zu Ihrer Familie?

Pfister: Beides ist eigentlich eng verbunden geblieben. Wir haben eine ganze Menge Familie in Berlin und fahren ein, zwei Mal im Jahr zu Besuch dahin. Und meistens nutze ich auch die Gelegenheit um ehemalige Kollegen zu treffen. Wir waren zum Beispiel im Januar in Berlin. Da wurde mein Lehrer, der mich zur Promotion geführt hat, 80. Dazu gab es eine Tagung.

Paycha: Wir waren da.

Pfister: Solche Sachen gibt es meistens einmal im Jahr und ich nutze diese Gelegenheiten dann um nach Berlin zu fahren.

Paycha: Sind Ihre Eltern damals auch in Berlin geblieben, haben Sie Geschwister? Und wie haben Ihre Eltern, Ihre Geschwister die Wende erlebt?

Pfister: Meine Eltern sind vor der Wende gestorben und meine Schwiegermutter auch. Aber mein Schwiegervater hat die Wende miterlebt und er hat große Probleme damit gehabt.

Paycha: Was für Probleme?

Pfister: Ideologische Probleme, würde ich sagen. Nach dem zweiten Weltkrieg hat er sich politisch in der DDR sehr engagiert und als die Wende kam meinte er, er müsse sich jetzt nochmal umdrehen. Er sagte er habe einmal die Gesinnung gewechselt und nochmal, das schaffe er nicht.

Paycha: Wie alt war er damals?

Pfister: Er war über 70.

Rosenberger: Könnten Sie noch einmal genauer erzählen wie Sie selbst die Zeit um '89 und die Wendezeit erlebt haben?

Pfister: Ich habe das als stressig empfunden. Aus heutiger Sicht ist das, was passiert ist, was Kohl in die Wege geleitet hat völlig richtig und dass es das einzige Vernünftige war aus der ganzen Problematik raus zu kommen. Aber damals wünschte ich mir, dass die DDR unabhängig bleibt und einen eigenen Weg geht. Als dann Kohl sein Zehn-Punkte-Programm durchführte, war es ein ziemlicher Schock für mich. Es hat eine Weile gedauert das zu verkraften und es hat noch länger gedauert wirklich zu verstehen, dass das richtig war. Ich habe mich vor der Wende in der DDR politisch engagiert und fand den Sozialismus eigentlich gut, auch wenn ich natürlich mit einer Menge Details nicht einverstanden war. Aber die große Linie fand ich richtig. Wenn man von dieser Position ausgeht, ist es schon schwierig, mit diesen Ereignissen fertig zu werden.

Rosenberger: Haben Sie an der Wende auch etwas als positiv empfunden? Im Nachhinein sehen Sie es jetzt anders, haben Sie gesagt, aber war es damals für Sie nur stressig und in die falsche Richtung?

Pfister: Ich fand nicht, dass es in die falsche Richtung ging. Gewisse Dinge gingen nicht anders. Das Beste an der Wende war, dass militärisch nicht eingegriffen wurde. Wir hatten Angst, dass das passiert. Dass es so friedlich abgelaufen ist, war wirklich sehr positiv. Das war anders in anderen Ländern. Ich habe rumänische Kollegen bei denen es ganz anders gelaufen ist. Für viele war es sicher einschneidend, dass die Mauer geöffnet wurde. Das ging sicher nicht anders. Mich persönlich hat das nicht so sehr berührt, weil ich dienstlich sowieso immer in die Bundesrepublik oder nach Frankreich oder sonst wohin fahren durfte. Aber für die Masse der Leute in der DDR war das ein großer Schritt, denke ich.

Rosenberger: Also Sie sind nicht nur einmal nach Kaiserslautern gefahren?

Pfister: Meine erste Dienstreise war 1980 nach Frankreich. Danach war ich in Oslo, Spanien und Italien. In der DDR war immer kein Geld da. Das heißt, wenn eine Uni dich eingeladen hat und alles bezahlt hat, dann durfte man fahren.

Paycha: Man konnte einfach ohne Hindernisse eine Fahrt beantragen auf Einladung und hinfahren?

Pfister: Ich denke man musste Sicherheiten geben, dass man wieder zurückkommt. Ich zum Beispiel hatte Frau und zwei Kinder.

Paycha: Das hat wahrscheinlich geholfen.

Pfister: Das denke ich auch. Das war sicher der Hauptgrund. Mehrere in der Sektion Mathematik sind regelmäßig gefahren Professor Kurke zum Beispiel und der Student, den wir nach Kaiserslautern geschickt haben. Es war also nicht ganz so schwierig, aber ein Automatismus war es auf keinen Fall. Es musste genehmigt werden und man wusste nie ob es klappt oder nicht.

Paycha: Wie lange dauerte der Antrag?

Pfister: Ungefähr zwei Monate.

Paycha: Und die Antwort konnte negativ sein und es war nicht zu retten.

Pfister: Ja, das war möglich.

Rosenberger: Wie alt waren denn Ihre Kinder zur Zeit der Wende?

Pfister: Mein Sohn war 20 und meine Tochter 15.

Rosenberger: Ist Ihre Tochter noch mitgegangen nach Kaiserslautern?

Pfister: Ja, vorher hatte sie noch einen Freund in Leipzig und ist noch nach Leipzig gezogen. Sie hat aber gesagt „Wenn ihr wirklich weg geht, komme ich mit“. Und dann kam sie mit. Mein Sohn hat noch in Berlin studiert, und als er fertig war, ist er auch nach Kaiserslautern gekommen.

Paycha: Sind sie immer noch in Kaiserslautern?

Pfister: Mein Sohn ist in der Nähe, 50 Kilometer weg, und meine Tochter ist 350 Kilometer weg. Sie wohnt in der Nähe von Zürich, aber auf der deutschen Seite. Sie hat einen Schweizer geheiratet.

Paycha: Für sie war die Wende wahrscheinlich ganz anders. Es gab für Ihre Kinder dann auch Möglichkeiten, die sie sonst nicht gehabt hätten.

Pfister: Ja natürlich. Das haben sie so empfunden. Als die Wende kam war mein Sohn bei der Armee. Man muss dazu vielleicht noch etwas zu den beruflichen Möglichkeiten in der DDR sagen. Es war in der

DDR so, dass von einer normalen Schulklasse nur zwei oder drei Schüler Abitur machen und studieren durften. Für Jungen, die nicht top in der Schule waren, half es, wenn sie sich drei Jahre zur Armee verpflichteten. Das hat mein Sohn gemacht. Hinterher hätte er Abitur machen können und studieren. Als die Wende kam, war ein Jahr seines Dienstes vorbei. Ich sagte dann zu ihm, jetzt ginge ohnehin alles drunter und drüber und er solle hingehen und sagen, er käme nicht mehr. Er war damals Unteroffizier in der Armee und sie haben gesagt, dann verliert er seinen Dienstgrad. Er sagte „Damit kann ich leben“. Er ist dann nach Aachen gegangen und hat dort Abitur gemacht und dann in Berlin studiert.

Rosenberger: Wie kam er auf Aachen?

Pfister: In Aachen haben wir Verwandte, eine Schwägerin von mir. Sie hatte einen Sohn, der genauso alt war wie meiner und der dasselbe machen wollte. Deswegen ist er zu der Schwägerin gezogen und sie haben dann beide zusammen Abitur gemacht.

Paycha: Sie sagten, dass Sie schon auf die westliche Lebensart eingestellt waren, weil Sie schon viel gereist waren. Haben sie die Wende, den Mauerfall, erwartet, oder kam das als Überraschung? Wie war das für Sie?

Pfister: Dazu muss ich vielleicht eine Geschichte erzählen. 1985 war ich in Oslo. Mein norwegischer Kollege, der sich politisch sehr interessierte, hat gesagt: In diesem Jahrhundert fällt die Mauer. Ich sagte, dass ich das nicht glaube. Wir haben um eine Flasche Cognac gewettet. Er sagte, er schaue sich die Wirtschaftszahlen an und sowohl die DDR als auch die Sowjetunion gingen wirtschaftlich Pleite. Er meinte, dann könne man die Mauer nicht aufrechterhalten. Das habe ich bis kurz vorher nicht geglaubt. Ich habe erst im Sommer '89 gedacht, dass es wahrscheinlich passieren wird, als die Leute über die Botschaften in Ungarn weg sind. Da dachte ich mir, dass man das nicht mehr lange aufrechterhalten könne. Aber vorher war das eine Sache, die ich nicht für möglich gehalten habe.

Paycha: Und wo waren Sie am 9. November? Wie war dieser Tag für Sie?

Pfister: Da war ich zu Hause. Wir haben Fernsehen geschaut und ich habe auch diesen berühmten Ausspruch von Schabowski gehört. Viele sind dann abends zur Grenze gegangen, das haben wir nicht gemacht. Ich dachte nicht, dass sowas passieren würde. Am nächsten Morgen waren wir dann ziemlich überrascht, als wir die Nachrichten gehört haben.

Paycha: Haben Sie damals unterrichtet?

Pfister: Ja.

Paycha: Und haben Sie weiter unterrichtet? Oder waren die Studenten nicht mehr da, nicht mehr bereit Mathematik zu hören?

Pfister: Die Studenten waren da. Es ging weiter.

Pfister: Ich weiß nicht mehr, ob ich gleich am Tag danach Unterricht hatte, aber ich weiß, dass in den Vorlesungen im Prinzip alle da waren.

Paycha: Sie sagten, wenn Sie zurück nach Berlin kehren besuchen, Sie noch Kollegen. Haben Sie noch viele Kollegen aus DDR Zeiten und kennen Sie einige für die es nicht so gut gelaufen ist wie für Sie? Die an der Wendezeit beruflich sehr gelitten haben?

Pfister: Ich kenne keinen, der seine Arbeit verloren hat, aber ich kenne welche, die nicht weiter die Stufenleiter hoch klettern konnten. Aber im Großen und Ganzen ist das in Berlin ziemlich gut verlaufen.

Paycha: Was haben Sie für Erinnerungen an Ihre Kindheit in der DDR? War das eine schöne Kindheit und Studienzeit, oder war das nicht angenehm?

Pfister: Eigentlich habe ich schöne Erinnerungen. Also gut, zu Anfang kann ich mich entsinnen, dass es manchmal nicht genug zu essen gab.

Paycha: Wann war das?

Pfister: '50,'51. Das sind dunkle Erinnerungen. Meine Schulzeit habe ich als sehr angenehm empfunden. Meine Mutter war geschieden, wir haben zu zweit gelebt. Sie war Krankenschwester, hat nicht sehr viel verdient, aber wir waren trotzdem zufrieden. Meine Frau und ich haben gleich mit 19 geheiratet und der Hauptgrund war, dass ihr Vater zu viel verdient hat und sie kein Stipendium bekommen hätte. Wenn sie aber mit mir, einem armen Studenten, verheiratet wäre, hätte sie auch ein Stipendium bekommen. Dadurch waren wir unabhängig.

Paycha: Sie haben also nicht zu Hause gewohnt.

Pfister: Das war der zweite Grund. Man bekam, wenn man nicht verheiratet war, keine Wohnung.

Paycha: Das war traditionell.

Pfister: Es war keine Sache der Moral, es gab Wohnungsnot in den 60er Jahren. Wir haben dann eine Wohnung gekriegt und dadurch ein gutes Leben geführt, als Studenten mit eigener Wohnung, das war schön.

Paycha: Haben Sie oder Ihre Frau irgendwann mal Angst gehabt, dass Sie Ihre Stelle verlieren würden, oder keine passende Stelle bekommen würden? Sie hatten ja auch Kinder damals.

Pfister: Wir waren eigentlich sicher, dass das gut laufen würde.

Rosenberger: Was hat Ihre Frau denn studiert?

Pfister: Sie hat Mathematik-Physik-Lehrer studiert. Sie hat sofort eine Stelle bekommen. Mathematik-Physik-Lehrer waren sehr gefragt, das gilt übrigens immer noch. Sie hat dann bis Mitte der '80er Jahre gearbeitet. Dann war ihr das zu stressig und sie hat aufgehört zu arbeiten. Seitdem ist sie zu Hause.

Paycha: Sie sagten, auch wenn die Lebensbedingungen nicht so leicht waren in der DDR, haben Sie schöne Erinnerungen an ihre Kindheit. Gibt es etwas, das Sie aus dieser Zeit vermissen? Auf persönlicher oder wissenschaftlicher Ebene.

Pfister: Eigentlich nicht. Der Wechsel nach Kaiserslautern war nicht nur wissenschaftlich attraktiv, sondern auch vom Umfeld her. Es gefiel uns dort sofort viel besser als damals in der DDR, obwohl wir auch über diese Zeit nicht klagen konnten. Da ging es uns aus meiner Sicht auch sehr gut. Das einzige was wir wirklich vermissten, war die totale Reisefreiheit. Ich durfte fahren, weil Frau und Kinder zu Hause waren, und meine Frau durfte, als sie dann nicht mehr gearbeitet hat, auch fahren, weil dann die Kinder und ich zu Hause waren.

Rosenberger: Aber nicht zusammen.

Pfister: Ja, aber trotzdem haben wir es einmal geschafft zusammen zu fahren. Und zwar hatte ich meine Reisepapiere für Oktober und sie für November. Dann habe ich im Oktober eine Lungenentzündung bekommen und konnte nicht fahren. Dann war es November. Ich habe ihr gesagt, sie solle fahren, und wenn sie drüben ist, probiere ich es auch. Wenn sie mich an der Grenze aufgehalten hätten, hätte ich Pech gehabt. Aber ich hatte ja legale Papiere und es gab damals keine Computer. Das heißt die Sicherheitsbehörden waren nicht so gut informiert. Und dann waren wir

plötzlich beide in München. Aber wir haben trotzdem keine Sekunde lang daran gedacht, nicht zurück zu fahren. Das war überhaupt keine Option.

Paycha: Dann lief die Wendezeit, die für andere sehr schwierig war, für Sie relativ problemlos. Auch mit Familie, das ist schon bemerkenswert.

Pfister: Abgesehen davon, dass es für mich in der Beziehung stressig war, dass ich nicht wusste, was ich später machen würde. In der Wendezeit hatte ich eine kurze Zeit die Idee Deutschland ganz zu verlassen.

Paycha: Wohin?

Pfister: Ich habe zu meiner Frau gesagt, wir müssten einmal schauen. Wir sind nach Kanada, in die USA, nach Mexiko und was weiß ich noch gefahren. Und sie hat immer gesagt, da möchte sie nicht leben. Da habe ich gesagt, dann müssten wir in Deutschland bleiben. Und aus heutiger Sicht bin ich zufrieden, dass es so gekommen ist.

Paycha: Man sagt, dass in der DDR, vielleicht auch wegen der schwierigen Umstände, die Leute sehr solidarisch waren, auf privater Ebene aber auch in einem. Haben Sie das erlebt? Sie sagten die Atmosphäre an der HU war nicht besonders gut.

Pfister: Nein, die Atmosphäre selbst war gut. Die technischen Möglichkeiten waren nicht gut. Wir waren stellenweise zu fünft in einem relativ kleinen Arbeitszimmer, so dass man dort nicht in Ruhe arbeiten konnte. Man konnte diskutieren, aber wenn man nachdenken wollte musste man zu Hause sein. Aber die Atmosphäre war sehr gut in dem Sinne, dass man sich gegenseitig geholfen hat. Zum Beispiel haben wir einem Kollegen geholfen sein Dach zu decken, als das kaputt war. Oder wenn etwas am Auto kaputt war half man sich. Also das ist schon richtig, dass das Zusammengehörigkeitsgefühl war besser als es jetzt hier ist.

Paycha: Vermissen Sie das?

Pfister: Nicht wirklich. Wir haben hier auch Freunde und machen viel zusammen und es ist in der Regel einfach nicht nötig sich gegenseitig zu helfen. Ich denke wenn es nötig wäre würden wir uns gegenseitig auch hier helfen.

Rosenberger: Als Sie nach Kaiserslautern gingen, wie haben Sie den Blick Ihrer neuen Nachbarn und Kollegen auf den ganzen Wechsel empfunden?

Pfister: Sie haben das damals positiv gesehen und hätten sich wahrscheinlich noch viel mehr engagiert. Das war aus meiner Sicht ein Fehler von Kohl, nicht damals schon einen erhöhten Solidaritätsbeitrag zu erheben. Nicht zu sagen, die Wende kostet Geld, sie muss bezahlt werden und dann mehr im Osten zu investieren. Ansonsten wurde das hier positiv gesehen. Ich kenne niemanden, der gegen diese Entwicklungen geschimpft hätte.

Paycha: Wie empfinden Sie sich nach so vielen Jahren im Westen: als Deutscher, als ehemaliger DDR-Bürger, oder als etwas anderes?

Pfister: Ich fühle mich als Deutscher.

Paycha: Sind Leute neugierig wie das früher war oder ist das überhaupt kein Thema?

Pfister: Doch, das wir manchmal angesprochen und dann diskutieren wir darüber. Unsere Grundeinstellung ist: Die Zeit, die wir in der DDR gelebt haben, war nicht schlecht für uns, wir haben uns wohl gefühlt, wir hatten schöne Urlaube. Deshalb klagen wir nicht über diese Zeit. Jetzt geht es uns besser. Das ist auch nicht schlecht und jetzt sind wir rundum zufrieden.

Paycha: Könne Sie erläutern inwiefern es Ihnen besser geht?

Pfister: Materielles ist eine wichtige Sache. Was auch besser und einfacher ist, ist dass es die Dinge, die man braucht, einfach und sofort zu kaufen gibt. Das war ein Problem in der DDR. Man hat gewisse Dinge schwer bekommen und wenn man sie bekommen hat, dann hat man sie gekauft, obwohl man sie nicht unbedingt brauchte. Zum Beispiel einen neuen Auspuff für das Auto. Den hat man gekauft, wenn es ihn gab, und ihn dann im Keller gelagert. Für bestimmte Dinge musste man früh um 9 in der Kaufhalle sein um sie zu bekommen und das konnten natürlich nicht alle, die gearbeitet haben. Solche Dinge, die einem das Leben in den Kleinigkeiten ein bisschen schwer gemacht haben, sind alle weg.

Rosenberger: Hat Ihre Frau dann nochmal darüber nachgedacht wieder zu arbeiten?

Pfister: Sie hat darüber nachgedacht und sich dann entschieden nicht mehr zu arbeiten, obwohl das sehr leicht möglich gewesen wäre. Hier sind Mathematik-Physik-Lehrer auch gefragt.

Rosenberger: Waren Sie in Berlin eigentlich auch in der Hertz-Schule?

Pfister: Nein.

Paycha: Sie sagten die Arbeit wurde für Ihre Frau anstrengend. Sie hatte nicht als Lehrerin in der DDR gearbeitet, oder?

Pfister: Ja. Der Punkt war, dass Lehrer sein in der DDR damit verbunden war, nicht nur fachlich zu unterrichten, sondern auch politisch auf die Schüler zu wirken. Und meine Frau war Vorsitzende der Gewerkschaftsgruppe in dieser Schule und hatte dadurch viele persönlicher Konflikte in dieser Beziehung, Sachen die sie nicht in Ordnung fand und die trotzdem gemacht wurden. Als ich dann in der DDR Professor geworden war und das Einkommen gesichert war, hat sie gesagt, der Stress sei ihr zu viel, sie höre auf.

Paycha: Das war noch zu DDR Zeiten?

Pfister: Genau.

Paycha: Das heißt sie hat nie im Westen unterrichtet.

Pfister: Nein.

Paycha: Dann hatte ich das am Anfang falsch verstanden. Möchten Sie etwas spontanes noch dazu sagen? Haben wir eine Frage nicht gestellt, die Ihnen wichtig wäre?

Pfister: Ich kann vielleicht noch sagen was ich jetzt noch mache. Ich bin nun lange schon in Rente, kann aber die Finger von der Mathematik nicht lassen. Ich arbeite weiter in der Forschung und insbesondere unterstütze ich seit zehn Jahren Südafrika, in dem ich ein paar Mal im Jahr dort hinfahre und Vorlesungen halte und Pakistan, in dem ich dort Doktoranden betreue.

Paycha: Wie sind Sie auf diese Länder gekommen? Warum diese beiden?

Pfister: Auf Pakistan bin ich durch Vermittlung von rumänischen Kollegen, die dort schon engagiert waren, gekommen, die gesagt haben, dass da Leute gebraucht würden. Südafrika, das hat mir jemand erzählt, dass das interessant wäre. Das Institut dort funktioniert so: Es werden die sechzig besten Absolventen aus ganz Afrika zusammengeholt und weitergebildet mit dem Ziel, dass sie europäisches Niveau erreichen. Damit sie bessere Jobs bekommen.

Paycha: Ist das AIMS ¹

Pfister: Ja.

Paycha: Wie heißt das Institut in Pakistan?

Pfister: ASSMS². Da werden ebenfalls die 60 besten Absolventen geholt, um in drei Jahren zu promovieren. Ich bin in der Regel zweimal im Jahr hingefahren und habe im Schnitt immer zwei, drei Doktoranden betreut.

Rosenberger: Kommen sie dann auch zu Ihnen nach Kaiserslautern?

Pfister: Ja. Die letzte, die ich habe, wird jetzt fertig. Ich habe definiert, danach höre ich auf.

Paycha: Schwere Entscheidung.

Pfister: Pakistan ist kein einfaches Land.

Rosenberger: Sie haben tatsächlich auch eine Doktorandin.

Pfister: Ja, ich hatte mehr Frauen dort als Männer. Mit Absicht, weil ich das unterstützen wollte.

Paycha: Sehr schön.

Pfister: Sechs Frauen und drei Männer habe ich da zur Promotion geführt.

Rosenberger: Ganz schön viele.

Paycha: Und kehren diese Studenten zurück?

Pfister: Ja. Das ist so gedacht. Sie versuchen natürlich auch auswärts Jobs zu bekommen, aber die familiäre Bindung dort ist viel stärker als bei uns. So dass sie durch die Familie eigentlich im Land gehalten werden.

Paycha: Interessant.

Rosenberger: Ist es auch für Frauen möglich dort zu arbeiten? Vielleicht ist es leichter als man sich es vorstellt?

Pfister: Es ist immer noch schwierig. Sie dürfen arbeiten, weil die Männer an dem Geld interessiert sind, dass sie verdienen, aber sie müssen parallel dazu zu Hause kochen und die Kinder betreuen. Das heißt es ist nicht so einfach. Emanzipiert sind sie nicht. Das bringt auch Probleme mit sich. Frauen die promoviert sind finden schwer einen Mann zum heiraten, weil sie zu schlau sind.

Paycha: In Westafrika ist es sehr ähnlich. Ausgebildete Frauen finden keinen Mann, weil Männer keine "intelligenten" Frauen haben möchten. Sie möchten sie dominieren und nicht ihnen intellektuell untergeordnet sein.

Pfister: Ja.

Paycha: Das ist ein echtes Problem.

Pfister: Aber ich bin optimistisch, dass sich das über längere Zeit vielleicht ein bisschen verbessert.

¹ AIMS: African Institute for Mathematical Science <https://aims.ac.za/>

² Abdus Salam School of Mathematical Sciences, ein Institut in Lahore, Pakistan.

Paycha: Sehr gut. Optimismus hilft. Aber es ist sehr schön, dass sie das machen. Elke, hast du andere Fragen?

Rosenberger: Nein.

Paycha: Wollen Sie noch was sagen, Herr Pfister?

Pfister: Nein

Paycha: Ok. Ich hoffe es hat Ihnen auch Spaß gemacht. Mich hat es sehr interessiert.

Rosenberger: Ja, mich auch. Vielen Dank noch mal.

Interview mit Prof. Dr. Jochen Brüning

Biodaten:

Jochen Brüning, 1947 in Bad Wildungen geboren, studierte Mathematik und Physik an der Philipps-Universität Marburg, wo er 1972 in Mathematik promoviert und 1977 habilitiert wurde. Von 1979 bis 1983 war er Professor an der Universität Duisburg, dann an der Universität Augsburg, bevor er 1995 Professor für Mathematik an der Humboldt-Universität zu Berlin wurde. Von 1991 bis 1994 leitete J. Brüning die Struktur- und Berufungskommission (SBK), deren Ziel es war, Wissenschaftlern der Humboldt-Universität, die nach der Wiedervereinigung entlassen worden waren, die Möglichkeit zur Wiederbewerbung zu geben.

Das Interview fand am 24. Juli 2020 statt.

Transkript:

Paycha: Hallo, Herr Brüning.

Brüning: Hallo.

Paycha: Gut, dass wir uns doch treffen konnten.

Brüning: Ja.

Paycha: Ich freue mich. Das ist Elke Rosenberger, die sie kennen glaube ich. Wir machen das zusammen, damit es ein bisschen lebendiger wird. Wir freuen uns, dass Sie mitmachen. Ich kenne die Geschichte nicht genau, aber ich denke, dass Sie während der Wende mitgewirkt haben, wenn ehemalige Professoren an DDR-Universitäten sich für ihre oder neue Stellen beworben haben. Vielleicht kommen wir später dazu. Sie sind schon lange an der Humboldt-Universität tätig. Können Sie etwas zu ihrem beruflichen Werdegang erzählen?

Brüning: Ich kann ja erstmal erzählen, wie es überhaupt losging. Ich habe mich nicht darum gerissen, aber im Jahr 1990 saß ich mit Hirzebruch in Oberwolfach und er fragte mich, was ich von den Dingen hielte, die in Berlin passierten. „Naja“, sagte ich, „Da muss mal was geschehen.“ Er fragte mich, ob ich da mitmachen würde. Ich sagte: „Klar.“ Hirzebruch leitete eine Gesamtkommission, die alle wissenschaftlichen Dinge bearbeiten musste, aber natürlich auf einem hohen Niveau. Sie konnten nicht ins Einzelne denken. Er fragte, ob es mir nicht Spaß machen würde, die Kommission in der Mathematik zu leiten. Ich wusste noch nicht, was mich erwartete, aber bei Hirzebruch kann man nicht „Nein“ sagen. Also habe ich gesagt, wenn sie das wollen, dann mache ich das mal. Sie hatten bereits eine kleine Kommission gegründet, da bin ich dann hingefahren.

Paycha: Wenn Sie sagen dahin, von wo nach wo sind Sie dann gefahren?

Brüning: Ich war damals in Augsburg. Es kam auf keinen Fall in Frage, dass ich mit dem Auto oder dem Zug fahren würde. Aber es gab eine Fluglinie, die es jetzt seit langer Zeit nicht mehr gibt, die hieß Interlot oder so ähnlich (*tatsächlicher Name: Interflug*) und flog regelmäßig nach Berlin. Das war der Grund, weshalb ich dann zugesagt habe. Sonst hätte das einfach zu viel Zeit gekostet. So war ich jedes Mal in zwei Stunden an der Humboldt-Universität von dem kleinen Flugplatz in Augsburg aus, das konnte man ertragen. Zehn Stunden wäre schon schlecht, das hätte ich nicht gemacht.

Paycha: Waren Sie oft da für diese Kommission?

Brüning: Unzählige Male.

Rosenberger: Wann begann das?

Brüning: Die Kommission hatte sich Ende 1991 gegründet und ich kam dann im Frühjahr da hin. Sie haben mir dann erstmal liebevoll den Vorsitz eingeräumt. Es gab dann noch Herrn Föllmer, der war glaube ich auch von Hirzebruch eingeladen worden. Mit ihm konnte ich mich erst einmal darüber unterhalten, was da überhaupt los war.

Paycha: Wie groß war die Kommission?

Brüning: Sie war erstmal ganz klein. Wir haben sie dann später, im Laufe der nächsten Monate, vergrößert durch drei Vertreter der damaligen HU. Das waren Herbert Kurke, Uwe Kückler und den Dritten habe ich vergessen. Das war eine sehr angenehme Zusammenarbeit. Sie wussten was auf dem Spiel stand. Ich kann Ihnen die Namen der Professoren vorlesen, die alle aus dem Amt scheiden mussten. Die nicht-wissenschaftlichen Angestellten wurden sofort übernommen. Die vielen Sekretärinnen, die sie hatten, wurden sofort in eine West-Stelle umgeleitet. Die Professoren, mit denen ich mich dann beschäftigen musste, waren Herr Bank, Herr Baudisch, Frau Baum, Herr Bunke, der Vater, nicht der Sohn, Herr Friedrich, den kennen Sie, Herr Gröger, Herr Guddat, Herr Kirchberg, Herr Kummer, Herr Kückler, Herr Kurke, Herr Langenbach, Herr Leiterer, Frau März, Herr Neumann, Herr Römisch und Herr Solanke. Da hatten Sie also ein ordentliches Paket am Hals. Die mussten alle sozusagen berufen werden, das war das Problem. Es kamen dann einige, aber wenige, aus dem Westen auf solche Stellen. Herr Föllmer, zum Beispiel, der eigentlich wie ich nur ein Mitglied der Kommission war, dann Ronald Jensen, der berühmte Logiker, der mich eines Tages anrief und sagte: "Hör' mal, kann ich nach Berlin kommen?" Ich sagte: "Nichts lieber als das. Das schaffen wir." Haben wir auch geschafft. Dann Herr Kramer, Herr Sprekels, Leiter des Weierstraß-instituts und mittlerweile, genauso wie ich, aus allen Ämtern ausgeschieden. Das war der weniger anstrengende Teil, denn ein paar Stellen wurden für Leute aus dem Westen übriggelassen.

Paycha: Wie war erstmal die Lage? Ich verstehe noch nicht ganz, wie die Kommission gegründet wurde. War es per Kooptierung, eingeladen durch Hirzebruch?

Brüning: Das machte der Berliner Senator für Wissenschaft, Manfred Erhardt, der hinterher ein guter Freund von mir wurde. Am Anfang nicht, was verständlich ist, denn ich musste um vieles kämpfen. Die Kommission wurde zunächst in der Universität abgesegnet und dann in der Senatskanzlei, denn die hing in allem drin. Dagegen konnte man nichts machen, man musste sich mit denen anfreunden.

Paycha: Was war die offizielle Aufgabe dieser Kommission? Leute zu berufen? Wie viele Stellen gab es? War das festgelegt?

Brüning: Die Professoren, die vorher da waren, wurden alle aus ihren Stellen rausgeworfen, aber die Stellen waren dann da. Die reichten natürlich nicht, ich habe Ihnen ja vorgelesen wie viele das waren, eine abenteuerliche Zahl. Wir mussten also für einen erheblichen Teil erst einmal Stellen schaffen und die mussten dem Senat einzeln abgelockt werden.

Rosenberger: Sie waren also ein Mittler zwischen Senat und HU.

Brüning: Genau. Sie müssen bedenken, wenn Sie da etwas erreichen wollen, müssen Sie sich viele Freunde schaffen, sonst geht das auf keinen Fall. Es gab natürlich Leute, die nicht meine Freunde waren, zum Beispiel Thomas Friedrich. Der hat mich ganz schön in Wut gebracht, trotzdem haben wir

ihn vorgeschlagen. Manfred Erhardt sagte zu mir: "Den will ich nicht, das ist ein Kommunist." Ich antwortete: "Das stimmt, aber er ist ein guter Mathematiker." Wir haben vier Stunden gerungen, bis er sagte: "Ok. Dann lasse ich das zu." Ich kann das jetzt sagen, weil Herr Friedrich nicht mehr lebt, sonst würde ich das nicht so deutlich machen. Er hat sich auch nicht dafür bedankt, sondern meinte, dass es so sein müsse, auch sehr eigentümlich. Bei den meisten anderen ging es gut, aber wir mussten manchmal die Stellen zusammendrücken. Eine gute Geschichte habe ich gemacht. Es gab da einen Herrn Langenbach, den werden Sie nicht kennen, er war später im Weierstraß-Institut, der war ein sehr guter Analytiker. Er hatte aber nur noch zwei Jahre auf seiner Professur, von der er erstmal abgeräumt wurde. Er hätte nur noch für zwei Jahre angestellt werden können. Ich habe dann entschieden, ihn auf Platz eins und Herrn Gröger auf Platz zwei zu setzen. Er war auch ein sehr guter Analytiker und jemand der verhandlungsfähig war. Er war jemand, der sehr vernünftig arbeitete, weswegen ich ihn auch unbedingt dabei haben wollte. So hatten wir ganz kurz hintereinander zwei Stellen besetzt. Die Zahl ging wieder zurück, weil Langenbach emeritiert wurde und automatisch Gröger auf seinen Posten kam. Da waren wir schon mal zufrieden. Bei vielen anderen lief das erstmal nicht so. Aber die Namen, die ich Ihnen vorgelesen habe, 17 Professuren, minus Langenbach, also 16, die haben wir durchgepeitscht.

Rosenberger: Wie funktionierte das? Sie haben alle ihre Stellen zunächst formal verloren und dann gab es genauso viele, mehr oder weniger Stellen wieder?

Paycha: Mehr sicher nicht.

Brüning: Nein. Man musste tolle Laudationes schreiben, um die alle zu bekommen. Aber das führte auch dazu, dass der Fachbereich dann sehr solidarisiert war. Es gab ein paar Leute, die rausgeflogen sind, z.B. ein Mitarbeiter von Herrn Schulze kam nicht rein.

Paycha: Warum? Weil er an der Akademie war?

Brüning: Er war an der Akademie. Da hat Hirzebruch auch gut gearbeitet und beim Max-Planck- Institut zwei Arbeitsgruppen geschaffen. Die eine war in Potsdam, mit Schulze und einer ganzen Reihe jüngerer Leute. Für Potsdam war das sehr gut. Die zweite, mit Herrn Koch, ein sehr guter Zahlentheoretiker, war in Berlin. Das zahlte für viele Jahre die Max-Planck Gesellschaft, solange bis Koch emeritiert wurde. Das hatte einen charmanten Reiz, weil Herr Koch immer den wie heißt er noch, ein ganz berühmter Mann ein Kanadier, Zahlentheoretiker, der jedem sagte: "Ich bin ein Kommunist." Deswegen war er in Ostberlin sehr bekannt und alle liebten ihn. Ein ganz toller Vogel. Er war jedes Jahr da und so lernte ich ihn kennen. Er hat auch eine berühmte Vermutung aufgestellt.

Paycha: Was meinen Sie mit "jedes Jahr da"?

Brüning: Er kam jedes Jahr in den Semesterferien nach Berlin.

Rosenberger: Noch vor der Wende meinen Sie?

Brüning: Ja. Er sagte: "Auch wenn Sie das nicht hören wollen, ich bin Kommunist und ich bleibe Kommunist."

Paycha: Und deswegen durfte er in den Westen.

Rosenberger: Nein! Er war aus Kanada!

Brüning: Er durfte in den Osten. Das war eine tolle Geschichte. Dann war da noch Werner Müller.

Paycha: Den Namen haben Sie nicht erwähnt.

Brüning: Nein. Dazu komme ich noch. Werner Müller gehörte zu der Akademiegruppe. Sie hatten ein relativ schlechtes Gehalt, konnten aber davon leben. Und es wurde ihm auch gelegentlich erlaubt z.B. nach Polen zu fahren. Aber erst nach der Wende, konnte er auch z.B. nach Paris. Dort waren wir dann öfter zusammen. Ihn wollte ich natürlich auch berufen. Aus Gründen, die ich bis heute nicht verstanden habe, hat er ein tolles Angebot vom Berliner Senat abgelehnt. Er hat mir nie gesagt warum. Das hat die Freundschaft nicht beschädigt, aber merkwürdig fand ich es doch. Wir haben die Stelle dann öfters nochmal ausgeschrieben, aber keinen Erfolg gehabt. Es kamen dann Föllmer, Kramer, Jensen und Sprekels und später natürlich eine Reihe anderer, denn unter den Leuten, die ich Ihnen vorgelesen habe, waren viele dabei, die nicht mehr so viel Zeit in der Universität verbringen konnten. Aber dass wir uns um Kontinuität bemüht haben, hat das Klima gut bereinigt.

Rosenberger: Haben Sie mit dem Senat über die Zahl der Stellen oder über die einzelnen Personen verhandelt?

Brüning: Über die Person.

Paycha: Das hing also sehr von der Person ab und wurde sehr individuell entschieden.

Brüning: Das gehörte immer dazu. Es gab auch Leute, die eigentlich nach den neuen Regeln der Bundesrepublik nicht mehr hätten in diesen Positionen bleiben können, Friedrich war eben auch einer der Kandidaten. Ich musste dann jedes Mal einen Ringkampf ausführen. Es waren aber nicht viele, und ich will sie jetzt nicht im Einzelnen aufzählen, weil das dann zu persönlich ist, die meisten leben ja noch. Friedrich blieb die ganze Zeit jemand, der versuchte zu sticheln. Daran war nichts zu machen, aber es hat das Ganze nicht gestört.

Paycha: Vielleicht ist der Mathematiker, den sie erwähnen wollten, Langlands?

Brüning: Genau! Ein großartiger Typ. Die Langlands Vermutungen sind das, was mir entfallen war.

Paycha: Und wie lange hat diese Kommission gewirkt?

Brüning: Ich bin '93 ausgeschieden aus der Kommission. Das waren zwei harte Jahre, da hat mich meine Familie kaum gesehen.

Rosenberger: Wie oft sind Sie da ungefähr geflogen?

Brüning: Mindestens einmal pro Woche, dann habe ich zwei, drei Tage dort gearbeitet und bin wieder zurück. Aber es gab noch viele andere interessante Punkte. Die Leute, die aus dem Westen kamen und dann Positionen kriegten, Bredekamp zum Beispiel, der Kunsthistoriker, und noch eine ganze Reihe anderer aus verschiedenen Disziplinen, die haben sich zusammengesetzt und diskutiert, wie es weitergehen sollte. Das war eine sehr fruchtbare Geschichte. Einige sind auch wieder ausgeschieden, aber etwa zehn der Personen waren sehr eng und aus denen ist am Ende das Helmholtz-Zentrum herausgewachsen. Das haben wir '99 gegründet. Das war dann nicht nur für kurze Zeit, sondern auf Dauer, nachdem zwei Mal nach je fünf Jahren Evaluierung gemacht wurden. Das war mein Lieblingskind in dieser Zeit.

Paycha: Können Sie etwas genauer schildern, wie das entstanden ist?

Brüning: Da war zum Beispiel Friedrich Kittler, ein recht berühmter Mann, der uns dann doch früh verlassen hat. Dann zwei Informatiker, der einer hieß Bernd Marr, der ist leider noch vor Kittler gestorben, auch sehr traurig. Das war ein Modelltheoretiker, was gut dazu passte. Kittler ist eigentlich Dichter, aber er ist auch Philosoph. Dann gab es noch einen Österreicher, der jetzt wieder in Österreich ist, dann einen sehr guten Germanisten, der aber relativ früh in unserer Arbeit in Depressionen verfiel und nicht mehr ansprechbar war.

Paycha: Wegen der Umstände oder aus persönlichen Gründen?

Brüning: Ich denke das war persönlich, aber ich kam nicht mehr an ihn heran, obwohl wir uns wunderbar verstanden. Es waren also viele Felder zusammen. Der Gedanke war, dass eine Universität eigentlich nicht aus lauter Schubladen bestehen sollte, in denen ein paar Leute sitzen und mit anderen Leuten zusammenarbeiten, die irgendwo in einer anderen Schublade sitzen. Eigentlich müsste eine Universität es fertigbringen, dass man mit allen oder vielen reden kann über die Dinge, die wirklich wichtig sind. Und das hatten wir tatsächlich am Ende des Jahrtausends, 1999. Das war sehr schön, aber in den zehn Jahren danach hat es sich dann zerstreut, denn die Leute kannten sich dann zu gut. Deshalb habe ich dann die Helmholtz-Vorlesungen gegründet, und immer mühsam Geld gesucht. Aber ich habe es auch immer bekommen. Das waren jeweils drei Vorlesungen pro Semester, aus verschiedenen Gebieten. Das war eigentlich sehr gut und sozusagen der Ersatz dafür. Ich habe viele Leute kennengelernt, was mir guttat. Das, was ich eigentlich mit dieser Gruppe haben wollte, das musste ich dann eben so machen. 2016 war dann die letzte Vorlesung. Ab dann fingen die Leute wieder an, zu zicken, so wollten die Leute der Mercatorstiftung unbedingt noch drei Felder bearbeiten, als ich mit ihnen zu arbeiten anfang. Die Stiftung war früher großartig und sehr offen. Ich habe sie dann ein wenig über das Ohr gehauen und meinte, ich nehme Energie, denn Energie ist ein Thema, dass Sie überall einarbeiten können. Aber es ist sehr anstrengend. Wenn Sie einen guten Redner haben wollen, dann müssen Sie den ordentlich pampern, damit er das gut findet und kommt. Das kostete mindestens eine Woche Zeit. Trotzdem war es schön, ich möchte das nicht missen. Das war das Ende des Helmholtz-Zentrums. Ich meine, es gibt es nach wie vor und ist jetzt ein Institut auf Dauer, eine fakultätsähnliche Einrichtung. Aber leider machen sie praktisch nichts mehr.

Rosenberger: Ist es immer noch eine feste Gruppe, die sich da trifft?

Brüning: Nein. Der jetzige Leiter verbringt etwa die Hälfte des Jahres in Brasilien, weil er dort eine Freundin hat, die nicht nach Berlin kommen will. Das wäre früher nicht möglich gewesen. Da hätte man gesagt, jetzt bleiben Sie mal hier. Aber ich wollte Ihnen noch ein wenig mehr erzählen, was wir für Schlachten geschlagen haben.

Rosenberger: Genau.

Brüning: Ich kann meine eigene Schrift nicht mehr lesen. Nach den Berufungen kamen die wissenschaftlichen Mitarbeiter, denen ging es nicht gut. Die wurden nicht so schnell eingestellt, sondern da sagte Erhardt zu mir (26:49), die Hälfte müsse weg. Das sah ich überhaupt nicht ein, das waren sehr gute Mathematiker. Ich habe da wirklich gekämpft und das waren mehr als drei Gespräche.

Paycha: Gab es zwischen Ihnen und Ihren Kollegen einen Konsens um diese Mitarbeiter zu kämpfen?

Brüning: Nicht bei allen, es gibt immer Schattierungen, aber der Kern der Kommission hatte folgendes verstanden: Wenn wir die behalten könnten, dann haben wir ein riesiges Lehrangebot, und zwar in alle möglichen Fächer.

Paycha: Und von sehr gutem Niveau.

Brüning: Genau. Ich habe Erhardt einen Deal vorgeschlagen. Wir kürzen die Gehälter von 100 auf 80 Prozent, aber dafür bleiben Sie alle da. Und das hat er gemacht.

Rosenberger: Das ist natürlich trotzdem noch mehr als die Hälfte der Stellen, aber das war dann der Kompromiss.

Brüning: Das war der Kompromiss, das konnte er schon machen und der Unterricht, den die machten, war wirklich sehr gut. Ich war dann für eine gewisse Zeit Institutsdirektor, bis ich mich entschieden

habe nichts mehr zu machen. Ab '98 habe ich mich deswegen in diese Dinge nicht mehr so eingemischt, aber ich habe ihnen gesagt, dass viele 2014-5 ausscheiden würden, und dass dann all diese Lehrveranstaltungen wegfallen würden. Doch sie meinten, dass sie dann was finden würden. Als sie es dann sahen, wussten sie nicht mehr, was sie machen sollten. Niemand denkt voraus an so einer Stelle. Aber die Ökonomie, Psychologie, die naturwissenschaftlichen und den Naturwissenschaften nahestehenden Fakultäten wollten diese Leute haben, damit sie einen ordentlichen Unterricht bekommen und den kriegen sie jetzt eben nicht mehr.

Rosenberger: Das heißt diese Stellen wurden nicht nachbesetzt?

Brüning: Nein. Wir hatten erstmal in der Zeit bis 1992 eine richtige Bonanza, weil da zunächst einmal viele Professorenstellen zur Verfügung gestellt wurden. Ende '93 habe ich aufgehört und kurz danach hat der Senat verkündet, dass wir jetzt ungefähr 90 Professuren streichen müssen. Nicht nur in der Mathematik, *across the board*. Das war auch in der Mathematik sehr ärgerlich, aber an anderen Stellen noch schlimmer.

Rosenberger: Bezogen sich die 90 auf alle drei Universitäten oder auf die HU?

Brüning: Nur auf die HU. Die Freie Universität wurde viel besser behandelt als die HU.

Paycha: Wie stand es zwischen den Unis? Gab es da Konkurrenz?

Brüning: Die beiden anderen Universitäten sagten, es ginge doch nicht, dass die Ostuniversität so aufpoliert würde. Im Laufe der Zeit hatten die beiden anderen immer mehr Geld als die HU. Das war '93. '97 oder '98 gab es einen noch viel stärkeren Schnitt. Herr Wowereit wiederholte: "Jetzt wird gespart, bis es quietscht." Sie machen das natürlich immer am falschen Ende. Die Universitäten lassen sie hängen, aber den BER bekommen sie nicht hin. Das ist halt Berlin, daran kann man nichts machen. Die Geschichte mit den Mitarbeitern war sehr fruchtbar und sie waren natürlich auch sehr dankbar dafür. Es gab natürlich auch einzelne, die unbedingt 100% Gehalt haben wollten, aber daran konnten wir auch nichts machen.

Rosenberger: Sind einige dann auch weggegangen?

Brüning: Nein, es ist niemand weggegangen. Sie waren eigentlich alle froh, dass sie da waren. Es gibt noch eine interessante Geschichte. Sie wissen, dass die DDR Spezialschulen hatte, vor allem für Mathematik. Sie waren darin Weltrekordler. Wir wollten dann mehr davon haben. Noch eine andere Schule im Osten erstmal und dann auch ein paar im Westen. Aber sie sagten ganz brutal, dass sie das nicht machen würden.

Rosenberger: Wer sagte das? Der Senat?

Brüning: Ja. Die Senatsverwaltung für Schule ist etwas anderes als die Senatsverwaltung für die Universitäten, aber Erhardt sagte, er unterstütze das auf keinen Fall.

Paycha: War das ideologisch oder aus Geldmangel?

Brüning: Er sagte immer, er sei für die Universitäten da. Mit den Schulen wollte er nichts zu tun haben. Es gab dann ein Fest, auf dem die Schulsenatorin, Frau Ingrid Stahmer, auftauchte. Eine sehr patente Frau. Plötzlich saß ich neben ihr, und wir haben ein Glas Wein getrunken. Als ich ihr das erzählte, fand sie es eine tolle Idee und hat es tatsächlich gemacht. Es hat dann ein paar Wochen gedauert, aber ich war froh, denn das war eine gute Sache. Denn jetzt gingen viele von der Humboldt-Universität an die Andreas-Schule und unterrichteten da, und wir kriegten dann natürlich gute Studenten, das ist ja die Idee dabei. Inzwischen gibt es glaube ich sogar schon sechs solcher Spezialschulen, in ganz Berlin. Auch das hat Nachhaltigkeit gezeigt.

Paycha: Die Heinrich-Hertz Schule zählt nicht dazu?

Rosenberger: Doch, doch.

Brüning: Die ist eigenständig. Wir machen mit diesen Schulen auch Wettbewerbe einmal im Jahr. Und die Hertz-Schule gewinnt immer alle drei Positionen. Die sind einfach zu gut. Da war auch Peter Scholze. Der kam relativ früh dahin. Solche Menschen gibt es nicht häufig in einer Generation.

Paycha: War das im Nachhinein eine schöne oder eine anstrengende Zeit? Haben Sie den Eindruck, Sie haben alles getan, was in Ihrer Macht war? Bedauern Sie etwas? Wie ist Ihr heutiger Eindruck?

Brüning: Ich bedauere nichts. Das war extrem anstrengend, aber ich war damals viel jünger. Ich würde alles so machen wie damals, wenn ich es nochmal machen müsste. Mir hat nichts leidgetan.

Rosenberger: Wie war denn die Stimmung zwischen Ihrer Kommission und den alten Angestellten und Professoren der HU? War die feindselig oder positiv?

Brüning: Es gab das Problem der IMs, die natürlich auch in der HU steckten. Und dafür haben Mitarbeiter und Professoren von der HU eine Ehrenkommission gegründet. Sie haben jeden vorgeladen, bei dem sie das Gefühl hatten, dass dort vielleicht etwas war. Und wir haben uns da überhaupt nicht eingemischt, weil wir das auch nicht kannten. Wir sahen natürlich, dass es Fälle gab. Wenn das gut dokumentiert ist, muss man die auch rausschmeißen. Es waren aber nicht so viele. Das einzige, was mich wirklich erschütterte, war, dass der Vorsitzende dieser Ehrenkommission ein IM war. Das hat er mir eines Abends mitgeteilt, mit Tränen in den Augen. Er meinte er wüsste auch nicht, wie das eigentlich kommt, diese Art Schizophrenie, und dann ist er sofort verschwunden.

Rosenberger: Aber er hat trotzdem Entscheidungen getroffen über die Anderen.

Brüning: Ja, aber die Entscheidungen waren eigentlich immer einstimmig.

Paycha: Sie haben erzählt, dass Sie sich in dieser Zeit mit einigen aus der Berliner Politik-befreundet haben. Haben Sie auch Feinde gehabt, durch diese Position in der Kommission? Das war sicherlich nicht immer einfach.

Brüning: Die Kommission war schon sehr gut zusammengesetzt, Es lief immer reibungslos, obwohl, die anderen zum Teil schwierige Erfahrungen gemacht hatten. Kurke zum Beispiel kam aus einer sogenannten Arbeiter- und Bauernfakultät. Dort hinein zu kommen war eine Belohnung, das hätte er in einem westdeutschen System vielleicht gar nicht geschafft. Es gab viele ziemlich subtile Sachen, aber bis auf Friedrich kann ich nicht sagen, dass ich einen Feind gehabt hätte.

Rosenberger: Das fing '91 an...

Brüning: Anfang '92.

Rosenberger: '91 hat Herr Hirzebruch Sie angesprochen.

Brüning: Genau.

Rosenberger: Und dann waren Sie zunächst noch die ganze Zeit in Augsburg?

Brüning: Richtig. Bis '95.

Rosenberger: Und dann sind Sie '95 nach Berlin

Paycha: Wie kam es dazu?

Brüning: Das war keine leichte Entscheidung, aber meine Frau wollte unbedingt nach Berlin.

Paycha: Sie nicht?

Brüning: Ich hatte in Augsburg extrem gute Bedingungen. Sie durften zwar mein Gehalt nicht erhöhen, aber ansonsten wollten sie mir alles geben, was es gab. Das war eine Abmachung mit der Bundesregierung, dass die Leute, die in den Osten gehen, kein höheres Gehalt bekommen als im Westen. Das waren relativ viele. Aber ich meine, ich habe es nicht bereut. Es ist ein verrückter Ort, dieses Berlin. Sie müssen auf alles gefasst sein, aber Sie finden jede Menge interessanter Leute hier. Das ist die Sache wert. Augsburg ist eine schöne Stadt, aber es ist auch etwas eng. Ich habe aber viele Freunde da.

Rosenberger: Wo haben Sie denn studiert?

Brüning: In Marburg.

Paycha: Auch eine schöne Stadt.

Brüning: Sehr schön. Aber da wollten sie mir keine Stelle geben, also musste ich anderswo hin. Im Nachhinein fand ich es gut. Man muss ein bisschen herumkommen, sonst wird man zu schlapp.

Paycha: In der Liste, die Sie am Anfang genannt haben, waren nicht viele Frauen. Frau März und Frau Baum.

Brüning: Das sind glaube ich alle. Ja.

Paycha: Meinen Sie, dass Frauen es vielleicht noch schwieriger hatten sich neu zu bewerben? Haben einige darauf verzichtet?

Brüning: Nein

Paycha: Es gab also nicht so viele in der Mathematik.

Brüning: In der DDR war Professorin für Mathematik kein Frauenberuf. Das hat sich heute stark verändert.

Paycha: Naja.

Brüning: Doch. Sie müssen einfach einmal langsam nachzählen. Schauen Sie sich an, wie viele Universitätspräsidentinnen es in Deutschland gibt. Das ist schon sehr erstaunlich. In der neuen Universität in der Cottbusser Gegend kämpfen zwei Frauen gegeneinander, keine weiteren Konkurrenten. Das habe ich bisher noch nicht erlebt.

Paycha: In der Kommission waren nur männliche Professoren?

Brüning: Ja. Helga Baum hatte noch gar keine Stelle. Mit dem Kontingent, was da war, bekam sie eine C3-Stelle. Und Frau März war doch etwas starrsinnig. Das war für diese Kommission nicht gut. Das wurde auch nicht vorgeschlagen.

Rosenberger: Wer genau schlug denn die Mitglieder vor?

Brüning: Hirzebruch hat mich vorgeschlagen.

Rosenberger: Und Herrn Föllmer.

Brüning: Herr Föllmer wollte eigentlich gar nicht, aber den habe ich dann dazu bekommen, und dann ist er nach Berlin gezogen. Das war ein ähnliches Hindernis wie bei mir. Sie hatten eine tolle Wohnung

in Bonn und viele Freunde. So ging mir das in Augsburg auch. Die müssen Sie dann natürlich zurücklassen.

Paycha: Gibt es Professoren, die nicht in dieser Liste waren, weil Sie sich nicht beworben haben? Wie kam man auf diese Liste, die Sie genannt haben?

Brüning: Das waren die, die entlassen worden waren.

Paycha: Alle?

Brüning: Ich glaube ja. Dann gab es noch welche von der Akademie. Es kam niemand von außen.

Rosenberger: Hatten Sie mit dem Akademieinstitut und der "Abwicklung" etwas zu tun?

Brüning: Ich musste das begutachten. Das haben wir aber sehr taktvoll gemacht. Es gab schon Leute, die da eigentlich nicht hingehörten, und die sind auch gegangen. Sie hatten aber trotzdem interessante Berufe hinterher. Sie sind nicht im Sumpf versunken, sondern hatten ordentlich Posten in der Wirtschaft, auch in Westdeutschland. Man muss nur wissen, was man will. Bei vielen Kameraden aus der DDR gab es einen starken Willen weiter zu machen. Es gab auch einen großen Teil, die in ihrem Garten lebten, dort morgens hin und abends wieder nach Hause gingen, und wollten, dass so das Leben zu Ende geht. Das ist wieder etwas anderes. Aber die Aufbruchsstimmung war enorm. Nicht nur an den Universitäten, sondern überall wo mir das begegnet ist. Das kann man heute nicht mehr sagen. Inzwischen geht das alles sehr seltsame Wege, das kann man aber nicht ändern.

Rosenberger: Sie haben die ganze Zeit an der HU mehr oder weniger direkt erlebt. Kippte die Stimmung zu irgendeinem Zeitpunkt um? Von dieser euphorischen zu einer negativeren Stimmung?

Brüning: Man kann nicht sagen, dass die Stimmung negativ wurde. Aber heute ist es so, dass Sie die einzelnen Kollegen nicht zu Gesicht kriegen ohne einen Termin zu vereinbaren. Es gibt keinen Ort, an dem sich alle treffen, kein gemeinsames Kolloquium.

Paycha: Es gibt kein gemeinsames Kolloquium?

Brüning: Nein. In Augsburg war das noch der Fall, aber das ist auch eine relativ überschaubare Universität. An der HU ist es inzwischen so, dass sich die Professoren nicht begegnen, außer wenn etwas sehr Dringendes ist. Wenn Sie durch das Haus gehen, sehen Sie niemanden, außer Studenten, die hin und her zischen.

Paycha: Die Professoren sind nicht in ihren Büros?

Brüning: Wenn sie da sind, dann sind sie da wie in einem Sarg.

Rosenberger: Hat das etwas mit der Architektur der Gebäude zu tun?

Brüning: Das hat etwas damit zu tun. Das Gebäude hat vier Finger. Wenn Sie da rein gehen, dann ist das, wie wenn Sie in ein Loch fallen und da bleiben Sie dann. Dieses Einzelgängertum wird immer stärker. Die vielen Zoom-Gespräche mit Leuten aus Amerika und Frankreich und anderen Ländern finde ich das Gute an Corona. Da kommen wieder Leute zusammen. Merkwürdig ist aber zum Beispiel in Frankreich, der Leiter dieses Seminars lädt hervorragende Leute aus der ganzen Welt ein, aber es sind immer nur zwei oder drei Franzosen da. Die bleiben auch alle zu Hause. Das sind Phänomene, die mir nicht wirklich einleuchten. Ich möchte gerne viele Leute kennenlernen, und das lohnt sich auch. Das ist schade, aber das ist der Zug unserer Zeit. Da ist nicht viel gegen zu machen, das hängt auch mit der Spezialisierung zusammen. Die großen Spezialisten, die es auch gibt, spannen ihre Interessen quer über die Felder, von der Topologie zur Zahlentheorie oder von der Physik zur Zahlentheorie. Das sind hochinteressante Sachen. Aber es gefällt mir nicht, wenn jemand irgendeinen Spezialgrund bearbeitet,

und irgendwo ein kleines Epsilon dazu fügt. Es lohnt sich nicht das zu verfolgen. Ich möchte die Landschaft sehen.

Paycha: War es früher übersichtlicher? Gab es mehr Leute, die zusammengearbeitet haben? Ich habe gehört es gab Forschungsgruppen und viele Seminare mit vielen Wechselwirkungen, die es jetzt nicht mehr gibt. Der Druck ist jetzt auch sehr stark auf jeden einzelnen.

Brüning: Es gibt schreckliche Regulierungen. Ich bin jede Woche mindestens einmal an der HU, und ich habe noch nicht ein einziges Mal einen Kollegen getroffen.

Paycha: Sie sind jetzt gerade in ihrem Büro?

Brüning: Nein, ich sitze zu Hause. Die Bücher bieten eine schöne Kulisse.

Paycha: Sehr schön. Aber es hätte auch an der Uni sein können.

Brüning: Das hätte es auch sein können, aber da kann ich mich nicht so hinsetzen, dass Sie meine Bücher sehen können. Hier ist das Licht gut, das ist ganz schön.

Rosenberger: Wir hatten vorgestern ein Gespräch mit Herrn Pfister, der vorher auch in der HU war, und der erzählte...

Brüning: Nicht mehr zu meiner Zeit.

Rosenberger: Ich weiß. Er war bis '89 an der HU und ist dann '91 nach Kaiserslautern gegangen. Er erzählte aber auch schon aus der Zeit vor '89 an der HU, dass die meisten Leute zu Hause gearbeitet haben, weil nicht genügend Räume waren und

Paycha: ... trotzdem haben mehrere erzählt, stimmt, dass es zwar keinen Platz gab vor Ort zu arbeiten, aber sie sich trotzdem viel getroffen hätten, auch außerhalb der Arbeit. Es gab ein Gefühl der Gemeinsamkeit, das war wissenschaftlich erregend.

Brüning: Ja, es gab solche Gruppen. Ich meine, die jungen begabten Studenten machen das eher, dass sie Verbindungen knüpfen um Sachen gemeinsam zu bearbeiten. Das ist vielleicht eine Hoffnung. Aber an sich sind diese Zeiten hier sehr schwierig. Die Leute sind übersättigt mit allem möglichen. Man versucht noch die letzten Armen zu finden, denen man Geld zuschießen kann, das hat nichts damit zu tun, dass irgendwo etwas Ordentliches gemacht wird. Dagegen muss man sich auflehnen und zeigen, dass man das anders machen kann, als nur Geld abholen und jammern, dass es immer noch nicht genug ist. Wenn Sie älter werden, dann brauchen Sie nicht mehr so viel Geld. Das meiste, das man für Geld haben kann, hat man dann schon mal gemacht. Ich kann nicht dauernd Austern essen, höchstens hin und wieder. Die Leute haben nur noch die Begehrlichkeit irgendwelche Löcher zu füllen, fahren ständig in irgendwelche Städte, ohne dass da wirklich mehr dahintersteckt als Entertainment.

Paycha: Sie werden Philosoph.

Brüning: Ich habe gerade ein Buch von Richard Dedekind gelesen "Was ist und was sollen die Zahlen?". Darin begründet er die Mengenlehre auf fantastische Weise, die heute kaum noch von jemandem anerkannt wird. Die Sprache ist auch sehr schwer zu verstehen, denn er hatte nicht die Fachausdrücke, die wir haben. Das ist in gewisser Weise auch ein philosophisches Buch, denn er möchte alles einmal zusammenfassen. Allerdings nummeriert er einzelne Sätze, was sehr verwirrend ist. Aber dass es ein Ganzes ist, was da geschmiedet wird, ist klar.

Rosenberger: Von wann ist das Buch?

Brüning: Von 1886 glaube ich. Er hat auch Cantor stark unterstützt. Cantor hat ihm Briefe geschrieben, zum Beispiel als er die irrationalen Zahlen in den Griff bekommen wollte. Mengentheoretisch sind die

ganzen Zahlen die niedrigste Schwelle des Unendlichen. Die reellen Zahlen liegen darüber, auch wenn wir noch immer nicht wissen, wie viel eigentlich. Er schrieb einen Brief an Dedekind in dem er sagte, er glaube, dass er es bewiesen habe, sich aber erst sicher sei, wenn Dedekind ihm sage, dass es stimme. Ich finde wir müssen den Leuten in den Vorlesungen ein paar Geschichten erzählen, über die Dinge, die vorher waren.

Paycha: Das stimmt.

Rosenberger: Ein wenig Geschichte der Mathematik.

Brüning: Es gibt eben auch die Philosophie der Mathematik. Das Buch von Hausdorff, "Mengenlehre", lohnt sich auch zu lesen. Er sagt: "Eine Menge ist eine Zusammenfassung wohlgeordneter Dinge, aber was das eigentlich ist wissen wir nicht." Wir wissen eigentlich gar nichts darüber. Wir wissen nur, dass man damit mit gewissen Grundsätzen argumentieren kann. Aber, und das schreibt Hausdorff auch, sich darüber Gedanken zu machen ist Sache der Philosophie. Aber ein wirklich guter Mathematiker muss auch ein Philosoph sein.

Paycha: Die Philosophie sollte zu jedem Mathematikstudium gehören.

Brüning: Ist das so in Frankreich?

Paycha: Nein, leider nicht.

Brüning: Ich habe noch nie gehört, dass das so ist.

Paycha: Ja, aber es sollte. Besonders heutzutage. Es gibt nicht genügend Wechselwirkungen zwischen den philosophischen Abteilungen und den mathematischen Abteilungen.

Brüning: Und das, was Ihnen die Philosophen heutzutage erzählen, können Sie gar nicht verstehen.

Paycha: Und umgekehrt.

Brüning: Beinahe hätte ich einmal mit einem Philosophen an der HU etwas zusammen gemacht.

Paycha: Zurück zu unserem Thema. Gibt es etwas, das Sie zu dieser Wendezeit noch sagen möchten?

Rosenberger: Wie haben Sie denn konkret die Wende selbst erlebt? Da waren Sie ja in Augsburg.

Brüning: Ich bin noch auf der Mauer rumgeturnt.

Rosenberger: Sie sind dann nach Berlin gekommen?

Paycha: Ich wollte Sie fragen, wo waren Sie am 9. November?

Brüning: Da war ich Japan und den ganzen Tag hat der japanische Staatsrundfunk von 0 Uhr bis 24 Uhr nur Berlin gesendet. Das fand ich toll. Das war eine schöne Zeit. Meine zwei kleinen blonden Töchter musste man immer beschützen, weil die Japaner ihnen das Haar anfassen und Bilder machen wollten. Blonde Haare kennen sie dort nicht. Die Welt hat viele schöne Ecken.

Rosenberger: Wie lange waren Sie in Japan?

Brüning: Zwei Monate. In Nagoya.

Paycha: Waren Sie überrascht, oder hatten Sie den Mauerfall erwartet?

Brüning: Das war ein ungeheuer starkes Symbol. Die Leute sausten alle über die Grenze, als dieser Volkskommissar sich verplapperte und sagte "Das gilt, glaube ich, ab sofort." Das war zunächst einmal ein Ausleben verdrängter Gefühle, wahrscheinlich mehr auf der Ostseite als auf der Westseite. Das

tollste Symbol der deutschen Einheit war aber, und das ist nicht nur meine Meinung, Christos Verkleidung des Reichstagsgebäudes. Das ist einfach überwältigend.

Paycha: Das ist interessant.

Brüning: Als ich es auf einem Bild sah, dachte ich mir, was soll der Quatsch? Aber wenn man hinging, erfasste einen ein ganz starkes Gefühl.

Rosenberger: Ich fand das auch wahnsinnig beeindruckend. Ich fand sie toll, diese Aktion. Das war auch so eine ganz besondere Stimmung.

Brüning: Da haben Leute auch Flöte gespielt.

Rosenberger: Wann sind Sie das erste Mal nach Berlin gekommen nach der Wende?

Brüning: Ich denke das war noch im Dezember. Als ich aus Japan zurück war bin ich hingefahren. Zumal meine Schwester in Berlin wohnt. Das war eine schöne Gelegenheit. Aber was wirklich daraus geworden ist, ist schwer zu verstehen. Es sind viele alte Wild-West-Methoden angewendet worden. Zum Beispiel das Ostunternehmen, das diesen enormen Kühltank herstellte, der sehr wenig Strom verbrauchte und sehr gut kühlte, haben sie einfach aufgekauft und verschrottet. So macht man das, wenn man Konkurrenten hat. Anstatt zu sagen, lasst uns gemeinsam etwas machen. Dazu ist es nicht gekommen und das schlägt sich auch heute noch in den unterschiedlichen Verhaltensweisen in der Politik in den Ost- und Westbundesländern nieder.

Paycha: Man wollte die Spuren verwischen und ein neues Deutschland bauen.

Rosenberger: Ich glaube, dass es einfach reiner Kapitalismus war. Das die Unternehmen aus dem Westen, sobald sie die Möglichkeit hatten, alles was zur Konkurrenz werden könnte sofort stoppen wollten.

Brüning: Genau. Und dann gab es noch das Ungeheuer von der Treuhand. Was die angerichtet haben ist unglaublich.

Rosenberger: Oder vielleicht auch nicht verhindert. Ich weiß gar nicht ob es wirklich so aktiv war oder eher einfach zu passiv.

Brüning: Ich denke es gab sowohl das eine als auch das andere. Ich kannte einen Treuhänder. Er hat mir genau erzählt, was er machte und ich fand das vernünftig. Aber er hat mir auch gesagt, dass es andere gibt, die das zu verhindern versuchen.

Rosenberger: Wie Sie an sich selbst sehen, man musste für alles kämpfen. Wenn keiner da war, der kämpfte, dann ging es verloren.

Paycha: Haben Sie sonst zu der Wendezeit noch etwas zu sagen? Gibt es eine Frage, die wir nicht gestellt haben, die Sie sich wünschen würden?

Brüning: Man kann sich fragen, was aus den Wurzeln geworden ist. Die Grenze zwischen den ostdeutschen Bundesstaaten und den westdeutschen ist immer noch da. Und sie ist sehr massiv geworden. Durch die AfD zum Beispiel. Sie hat im Westen keine wirklichen Bastionen mehr, aber im Osten schon. Das kommt daher, dass sich viele denken, das habe ich die ganze Zeit schon gedacht, vielleicht habe ich jetzt jemanden der mich unterstützt. So stelle ich mir das vor.

Rosenberger: Wie würden Sie begründen, dass das so unterschiedlich in den östlichen und den westlichen Bundesländern gesehen wird?

Brüning: Da hat sich nicht so viel getan. Es sind einzelne Leute hingekommen und es ist auch mal einer Bürgermeister geworden. Aber die große Mehrheit ist noch da. Und das erste was die große Mehrheit festgestellt hat war, dass das Paradies, das man ihnen versprochen hat, keinesfalls da ist.

Paycha: Manchmal ist das wirklich weit weg von einem Paradies. Für viele ist die Sicherheit verloren gegangen, die sie früher hatten. Sie fühlen sich bedroht. Ich glaube es gibt das unterschwellige Gefühl einer Bedrohung und man versucht die Ausländer dafür schuldig zu machen, dass ist das Leichteste. Aber das ist leider sehr typisch.

Brüning: Dazu kommen die offenen Grenzen zu den angrenzenden EU-Staaten. Längs der Oder wird geklaut wie wahnsinnig. Große Maschinen werden einfach in der Nacht abtransportiert. Dass man sich dort nicht mehr wohlfühlt, ist klar. Und man stellt fest, dass die Bundeswehr noch 200.000 Soldaten hat. Da lachen sich die Amerikaner kaputt. Das sind alles Dinge, die nach der Wende kamen. Man sagte, jetzt haben wir die Friedensdividende. Das war der größte Fehler, den man machen konnte. 1991 wurde der Bundesgrenzschutz abgeschafft. Wie gut könnten wir den heute gebrauchen.

[Anmerkung: Der Bundesgrenzschutz bestand unter diesem Namen bis 2005. Danach wurde er in Bundespolizei umbenannt. Zu keinem Zeitpunkt war er komplett aufgelöst.]

Rosenberger: Gibt es nicht noch den Bundesgrenzschutz?

Brüning: Nein, es gibt noch einzelne Bataillone, aber der Bundesgrenzschutz hat tatsächlich die Grenzen geschützt. So wie das in anderen Ländern heute auch der Fall ist. Es gab viele Fehler von Politikern, die glaubten, jetzt wäre das Paradies da.

[Anmerkung: Die Aufgabe des Grenzschutzes entfiel 1992 mit dem Schengenabkommen, wie in allen anderen das Abkommen unterzeichnenden Ländern auch. Die Bundespolizei heute - der Bundesgrenzschutz vor 2005 - ist aber weiterhin zu temporären und stichprobenartigen Kontrollen berechtigt, wovon 2015 und während der Coronakrise auch Gebrauch gemacht wurde.]

Rosenberger: Sie haben es nicht nur versprochen, sondern auch geglaubt meinen Sie?

Brüning: Sie haben es erstmal geglaubt. Aber sie meinten natürlich ihr persönliches Paradies. Wir können das nicht wirklich beurteilen, das ist das Problem. Es passieren zu viele Dinge gleichzeitig, die man gar nicht beurteilen kann. Man kann Zeitungen lesen und Fernsehen schauen, aber der Wirklichkeit laufen wir immer hinterher.

Paycha: Vor der Wende war es klarer gespalten. Da wusste man, wo der Feind sich befindet.

Brüning: Es war ein sehr lange dauernder Waffenstillstand.

Rosenberger: Ein hochgerüsteter aber.

Paycha: Haben sie etwas Dringendes zum Thema Wendezeit zu sagen? Es gibt so viele Wendezeiten. Wir sind gerade in einer Wendezeit.

Brüning: Die Wendezeit hat in der Bundesrepublik ein Gefühl des vollen Wachstums ausgelöst. Man glaubte, wir bräuchten nichts mehr zu machen, weil wir bereits alles gemacht haben. Die Konsequenzen dieser Überlegungen können wir jeden Tag beobachten. Insofern haben wir das Thema der Wendezeit nicht weggeworfen. Das waren Sachen, die aus der Wendezeit herausgewachsen sind.

Paycha: Das stimmt.

Brüning: Das die jungen Leute sich aufregen finde ich gut, aber sie sollten genauer überlegen, was eigentlich vor sich geht. Nur zu demonstrieren bringt nichts.

Rosenberger: Wollen Sie eine Revolution machen?

Brüning: Das ist heutzutage fast gar nicht mehr möglich. Es ist alles viel zu fest gemauert.

Paycha: Keine Mauer mehr, aber andere Mauern

Brüning: Die Mauer in den Köpfen.

Paycha: Vielen Dank. Das war sehr interessant und wir könnten noch stundenlang reden. Wohl besser in einer Kneipe, mit einem Kaffee oder einem Bier, aber ein nächstes Mal.

Brüning: Wir schauen mal.

Paycha: Danke für Ihre Zeit und alles Gute und bleiben Sie gesund.

Rosenberger: Ja.

Brüning: Sie auch.

Alle: Tschüss!

Interview mit Prof. Dr. Michael Rapoport

Biodaten:

Michael Rapoport wurde 1948 in Cincinnati, Ohio geboren, wohin seine Eltern aufgrund des Nazi-Regimes geflohen waren. Er wuchs in Ost-Berlin auf, wo er bis 1967 das Heinrich-Hertz-Gymnasium in Berlin besuchte. Er absolvierte ab 1967 ein Studium der Mathematik in Berlin, Paris, Princeton sowie Harvard, und promovierte 1976 an der Universität Paris-Süd. Von 1976 bis 1980 war Michael Rapoport Assistent an der Humboldt-Universität zu Berlin. Ab 1982 war er Professor in Heidelberg, ab 1986 in Bonn, dann ab 1989 in Wuppertal und ab 1996 an der Universität Köln. 2003 bis 2017 war er Professor für arithmetische algebraische Geometrie an der Universität Bonn.

Das Interview fand am 17. Juli 2020 statt.

Transkript:

Paycha: Guten Tag, Herr Rapoport, es freut uns beide, Elke Rosenberger und mich, dass Sie zugesagt haben. Wir machen diese Art Interview zum ersten Mal online. es ist also ein Experiment. Ich bedanke mich für Ihre Bereitschaft mitzumachen. Ich habe es so verstanden, dass Sie in der DDR aufgewachsen sind und dann relativ früh für das Studium ausgereist sind. Könnten Sie etwas über Ihren Werdegang und den Umständen sagen?

Rapoport: Es ist richtig: ich bin in der DDR aufgewachsen und habe 1967 das Abitur an der Heinrich-Hertz-Schule gemacht, diese berühmte Schule, von der eine ganze Menge Mathematiker kommen. Dann habe ich in Berlin an der Humboldt-Universität angefangen zu studieren. Ich bin 1970, also nach drei Jahren, nach Paris gegangen. Das konnte ich, weil ich von meinem Vater die österreichische Staatsbürgerschaft geerbt hatte. Auf diese Weise konnte ich relativ problemlos ausreisen und im Ausland studieren und das habe ich dann insgesamt bis 1976 gemacht. 1976 habe ich dann in Paris, genauer gesagt in Orsay, meine Thèse d'État (Habilitation) gemacht. Danach bin ich zurück nach Berlin gekehrt, an die Humboldt-Universität, und wurde dort bis 1980, Assistent mit einer befristeten Stelle. Dann bin ich in die Bundesrepublik ausgewandert.

Paycha: Und das war Ihnen möglich, weil Sie Österreicher sind.

Rapoport: Auswandern konnten viele, aber mit Schwierigkeiten. Wichtiger war die Zeit zwischen 1970 und 1976 in der ich immer wieder nach Berlin zurückgekehrt bin, aber in Wirklichkeit im Ausland studiert habe, in Paris, ein Jahr in Princeton und ein Jahr in Harvard.

Paycha: Sie haben trotzdem die Entscheidung getroffen zurückzukehren, nach dieser relativ langen Erfahrung im Ausland, auch wenn es ein hin und her gab. Warum haben Sie das so entschieden? Warum sind Sie nicht sofort im Ausland geblieben?

Rapoport: Ich glaube, dass ich zunächst einmal noch gewisse Illusionen hatte. Ich sah damals meine Zukunft eigentlich in der DDR. Zum zweiten hatte ich auch ein gewisses Gefühl der Bringschuld, denn

es ist doch so gewesen, dass es großzügig war mich studieren zu lassen. Es wurde in der DDR immer so getan, als ob der Staat einem viel schenkt und als müsse man etwas zurückgeben. Das war eine allgemeine vorherrschende Philosophie und das habe ich auch so empfunden.

Rosenberger: Können Sie nochmal sagen, warum Ihr Vater als Österreicher in der DDR gelebt hat?

Rapoport: Meine Eltern waren beide Remigranten, mein Vater war aus Österreich und meine Mutter aus Deutschland. Mein Vater hat die österreichische Staatsbürgerschaft solange behalten bis wir Kinder uns frei entscheiden konnten, ob wir die DDR Staatsbürgerschaft annehmen wollten oder die österreichische Staatsbürgerschaft behalten wollten. Meine ältere Schwester und ich haben uns entschieden die österreichische Staatsbürgerschaft zu behalten.

Paycha: Und Ihre zwei Brüder nicht?

Rapoport: Ich habe einen Bruder. Er und meine jüngere Schwester haben die österreichische Staatsbürgerschaft abgelegt und wurden DDR-Bürger.

Rosenberger: Und sie sind dann auch in der DDR geblieben?

Rapoport: Ja.

Rosenberger: Und was führte dann zu der Entscheidung 1980 dann doch weg zu gehen?

Rapoport: Das war eine Mischung. Zum einen war es eine befristete Stelle und ich wurde auch nicht verlängert. Ich war dort sehr unbeliebt. Zum einen, weil ich, wie dort jemand gesagt hat, ein Vogel war, der jederzeit davonfliegen konnte. Damit war ich den Zwängen die überall existierten wesentlich weniger unterworfen als andere. Zum anderen auch, weil ich ein Trouble Maker bin, das war ich damals, das bin ich geblieben. Es musste immer alles funktionieren und es musste auch immer nach oben gemeldet werden, dass alles wunderbar ist. Wenn dann jemand in der Versammlung sagt, dass etwas aber nicht wunderbar sei, dann streute das Sand ins Getriebe und das war nicht sonderlich beliebt.

Paycha: In der Zeit, vor 80, als Sie noch in der DDR waren, konnten Sie trotzdem auch reisen, auch wenn Sie unbeliebt waren? Oder gab es dadurch Hindernisse?

Rapoport: Man musste die Reise beantragen und gewisse bürokratische Prozeduren durchlaufen, aber ich konnte reisen. Ich war zum Beispiel 1978 auf der Corvallis Konferenz über automorphe Darstellungen. Von dieser Hinsicht war ich nicht behindert. Wenn gleichwohl ein Grund weshalb ich weggegangen bin war, dass ich gespürt habe, dass ich mathematisch nicht produktiv war, denn ich habe auch unter den herrschenden Umständen sehr gelitten. Das war zum Teil sicher psychisch, aber ich habe gespürt, dass ich mich woanders freier fühlen werde und das ist auch die richtige Einschätzung gewesen.

Paycha: Können Sie dieses Gefühl genauer erklären, für jemand der das nicht erlebt hat?

Rapoport: Das alles einer Kontrolle unterworfen war. Es war alles kontingiert: Welchen Wissenschaftler man einladen durfte, wie das von statten zu gehen hatte. Ich durfte bis auf das letzte Jahr in der Mathematik keine Studenten unterrichten, weil ich als politisch unzuverlässig galt. Man hatte ständig das Gefühl, dass jeden Moment die reine Mathematik vielleicht abgewürgt wird. Eine

Sache, die mich zum Beispiel sehr aufgeregt hat war, dass es ab einem gewissen Zeitpunkt, so 1978 herum, keinen freien dienstlichen Postverkehr mehr gab. Die Briefe mussten unten in der Briefstelle abgegeben werden, geöffnet. Die wurden dann durchgelesen, ob nichts drinnen stand, was den Behörden missfallen könnte. Das hat mich theoretisch beeinflusst. Allerdings muss ich sagen, dass ich meine Briefe einfach in den Briefkasten geschmissen habe. Ich habe mich geweigert mich daran zu halten, und es ist auch nie etwas passiert. Es ist von diesen Briefen interessanterweise auch nichts in meiner Stasiakte gewesen. Die Stasiakten sind sehr verstreut, vielleicht gab es eine Rubrik, in der das doch abgespeichert wurde. Aber die Briefe sind auf jeden Fall angekommen. Es waren häufig mathematische Briefe, in denen ich mich ausgetauscht habe. Und sie wurden von den Empfängern dann auch entsprechend kommentiert.

Paycha: Vielleicht galt Mathematik als politisch harmlos?

Rapoport: Was ist harmlos? Das ist eine These, die in der DDR niemals aufgestellt worden wäre. Zum Beispiel, in der Zeit zwischen 1970 und 1976 war in meiner Stasi-Akte eine Beschreibung des IHES [Anm.: *Institut des Hautes Etudes Scientifiques*] in Paris. Da stand drin, es wäre eine dieser typischen imperialistischen Organisationen, in denen unter dem Deckmantel der scheinbaren ideologischen Neutralität in Wirklichkeit Forschung betrieben wird, die sich der Kontrolle entzieht. Das war die allgemeine Haltung dazu.

Paycha: Sie haben am IHES bei Pierre Deligne studiert?

Rapoport: Genau.

Paycha: Wie lange?

Rapoport: Ich war insgesamt von 1970 bis 1976 da, allerdings mit langen Unterbrechungen.

Paycha: Haben Sie auch Alexander Grothendieck kennengelernt?

Rapoport: Ja. Eigentlich wollte ich 1970 Schüler von Grothendieck werden und bin deshalb nach Paris gegangen. Ich bin dann von Paris aus ans IHES gegangen und habe gefragt ob, Grothendieck da wäre. Mir wurde gesagt, er würde zu Hause arbeiten. Ich dachte, dann käme ich ein anderes Mal wieder. Da sagte die Sekretärin, das sei doch kein Problem, den rufe sie zu Hause an, dann käme er her. Ich wollte nicht, dass der große Mann gestört würde. Aber die Sekretärin sagte, dass das doch kein Problem sei. Daraufhin wurde ich mit Grothendieck verbunden und Grothendieck war hoch erfreut, dass er mit mir deutsch reden konnte. Er sprach reines berlinerisch. Und er kam sofort ans Institut und hat mir dann erklärt, dass er mit der Mathematik aufhören wolle und dass ich bei ihm nicht Schüler werden könne. Er hat mir lang und breit über seine Organisation "survivre" erzählt, was mich offen gesagt abgestoßen hat, weil ich von jeder Art von Ideologie die Nase gestrichen voll hatte. Dann sagte er mir, dass ich entweder mit Berthelot arbeiten sollte oder mit Deligne und das Berthelot über Kristalle arbeiten würde. Ich habe in meiner Naivität gedacht, dass das auch etwas mit Umwelt zu tun hätte. Da habe ich gesagt, dann lieber Deligne. So bin ich also Schüler von Deligne geworden.

Paycha: Aber Sie haben das nicht bedauert, oder?

Rapoport: Nein.

Paycha: In welchem Jahr war das, als Sie mit Alexander Grothendieck ins Gespräch kamen?

Rapoport: Das war 1970. Ich habe 1970 angefangen französisch zu lernen und habe auch die großen Ferien über in Frankreich Autostopp gemacht und in Paris angefangen. Über meinen Vater hatte ich verschiedene persönliche Beziehungen nach Paris zu Leuten, die mich bei sich aufgenommen haben. Da habe ich Grothendieck angesprochen. Nach den Ferien wusste ich, dass ich zu Deligne gehen würde und habe mich um die ganzen Formalien gekümmert. Ich bin dann im Oktober 1970 ans IHES gegangen.

Paycha: Wie sind Sie überhaupt zur Mathematik gekommen? Ganz früh denke ich, weil Ihr Vater Biochemiker war und Ihre Mutter Ärztin, ist das richtig?

Rapoport: Ja. Ich bin dazu gekommen, weil wir einen sehr guten Mathematiklehrer hatten in der dritten, vierten Klasse. Ich ging auf die Wilhelm Pieck Schule, das war eine Eliteschule mit erweitertem Russischunterricht. Und dieser Lehrer war ausgezeichnet, der wusste einen dafür zu begeistern.

Paycha: Bitte sagen Sie den Namen dieses Lehrers. Das ist immer gut finde ich.

Rapoport: Herr Klötzler. Ich habe dann auch an der Mathematik-Olympiade teilgenommen, so im Alter von zwölf Jahren und habe auch Preise bekommen. Allerdings muss ich sagen, mein Bruder war besser als ich. Ich weiß noch wie wir beide einmal in unseren jeweiligen Klassenstufen den ersten Preis bekommen hatten. Und ich bekam einen Rechenschieber und er bekam Lehrhefte über Matrizen von einer Fachhochschule. Daraufhin haben wir getauscht. Mich hat der Rechenschieber nicht interessiert und meinen Bruder haben die Matrizen nicht interessiert. Ich habe dann im Alter von zwölf angefangen Matrizen zu multiplizieren und ich muss sagen, es ist interessant, dass mich das bis heute interessiert. Matrizen an sich interessieren mich und ich habe auch verschiedene Sätze über Matrizen bewiesen. Sie faszinieren mich bis jetzt. Aber eigentlich wollte ich Physiker werden. Das ist mir von meinen Eltern her so aufgedrückt worden. Denn sie haben experimentell gearbeitet, also wollte ich experimenteller Physiker werden. Auf der Heinrich-Hertz-Oberschule gab es dann einen Mathematik-Zirkel und der wurde geleitet von Professor Budach, der damals noch an der Akademie war. Dieser Mathematik-Zirkel hat mich total begeistert und meinen Berufswunsch verändert. Ab meinem 15. Lebensjahr wollte ich dann Mathematik machen, in welcher Form auch immer. Darüber habe ich mir eigentlich kaum Gedanken gemacht. Wobei ich gestehen muss, ich komme aus einem Professorenhaushalt, und für mich war von Anfang an völlig klar, dass ich Professor werde. Ich habe mir nie Gedanken darüber gemacht, wo es eigentlich Stellen gibt, wie das aussieht und so weiter. Ich war immer fest überzeugt, dass das irgendwie alles funktioniert.

Paycha: Sie hatten eine gewisse Sicherheit.

Rapoport: Nein. Ich würde eher sagen das war Naivität. Zum Beispiel, als ich nach 1976 in die DDR zurückkam, stellte sich die Frage, wo ich denn eine Stelle finden könnte. Das war gar nicht so einfach, weil die Leute mich alle nicht haben wollten, weil ich eine potenzielle Gefahr darstellte. Aber ich habe mir darüber überhaupt keine Gedanken gemacht. Ich habe mir gedacht, irgendetwas wird sich schon finden.

Rosenberger: Noch mal diese Zeit 1976/77 bis 80. Sie haben diese offensichtlich auch als beklemmend oder unangenehm empfunden. Gab es dennoch Personen, mit denen Sie guten Kontakt hatten? Und konnten Sie damals schon Leute identifizieren, bei denen Sie das Gefühl hatten, dass die Sie beobachtenden oder Ihnen schaden wollten oder so?

Rapoport: Ersteinmal hatte ich hier viele Personen, mit denen ich engen Kontakt hatte. Insbesondere mein bester Freund, den habe ich am ersten Schultag im Gymnasium kennengelernt. Mit dem habe

ich immer Mathematik zusammen gelernt und auch gemacht. Wir haben gerade eine lange Arbeit beendet.

Paycha: Immer noch?

Rapoport: Ja. Ich kenne ihn seit 55 Jahren.

Paycha: Wer ist das?

Rapoport: Thomas Zink. Zu den Sachen, die meines Erachtens eine Bedeutung haben in meinem Gebiet, gehören die Rapoport-Zink-Räume. Die haben wir vor 30 Jahren eingeführt und über die arbeiten wir immer noch. Darüber haben wir gerade eine 150 Seiten lange Arbeit beendet. Aber es gab auch viele andere Leute, mit denen ich engen Kontakt hatte. Insbesondere Professor Kurke, der Leiter der Algebra-Gruppe an der Humboldtuniversität war, wurde nicht nur zum Freund, sondern hat auch immer wieder eine schützende Hand über mich und andere gehalten, um uns gegen die Angriffe, die es eben auch in der Mathematik gab, zu verteidigen. Meines Erachtens nach hatten die Leute, die in der DDR gelebt hatten, außer den üblichen vier [Anm.: *Es sind fünf*] Sinnesorganen noch ein fünftes: zu spüren ob, der andere Parteimitglied ist. Es war nicht immer so, dass man Angst hatte, Parteimitglieder würden einen anzeigen, aber es fehlte eine gewisse Basis für die Kommunikation. Und es war zum Teil natürlich auch eine gewisse Vorsicht angebracht. Das war auf jeden Fall ein Hauptaspekt der Bedrücktheit. Es ist schon richtig, dass die Stasi die DDR durchdrungen hat. Aber in Wirklichkeit ist meines Erachtens das Gebäude an dem Pilz der Partei zusammengebrochen. Die Partei hat sich in alles eingemischt. Es gab keine Sitzung, bei der sich nicht vorher die Parteigruppe getroffen hätte und den Beschluss fasste, den dann die eigentliche Organisation zu fällen hatte. Und wenn das nicht richtig ausging, dann wurde das wieder rückgängig und noch einmal gemacht. Oder die Zusammensetzung der Kommission wurde geändert, so dass die Partei ihre Interessen durchsetzen konnte. Das ist mein Eindruck aus dieser Zeit.

Paycha: Als Sie '80 die DDR verlassen haben, war das auch persönlich eine große Entscheidung. Ihre Eltern und zwei Ihrer Geschwister...

Rapoport: Drei.

Paycha: ...waren dann in der DDR. Ihr Vater war vom System überzeugt?

Rapoport: Auf jeden Fall.

Paycha: Das ist sicherlich ein Bruch gewesen. Wie haben Sie das erlebt?

Rapoport: Das war auf jeden Fall ein Bruch. Es war auch insofern eine seltsame Erfahrung als die Bundesrepublik für meine Familie ein weißer Fleck auf der Landkarte war. Wir hatten überhaupt keine Verwandten in der Bundesrepublik. Unsere Verwandten waren in Israel, den USA, Frankreich oder England. Wie viele Emigranten sind in die Bundesrepublik zurückgekehrt? Aus unserer Familie niemand. Außerdem war das auch politisch bedingt. Meine Eltern waren orthodoxe Kommunisten, vielleicht auch Stalinisten. Sie haben den Slogan wörtlich genommen, der auch in der Parteiführung immer betont wurde, dass uns die Bundesrepublik nichts angehe und ein negativ besetztes Land sei. Ich glaube die, die mit der Leitung befasst waren, hatten wahrscheinlich viele Bindungen nach Westdeutschland. Aber als ich in die Bundesrepublik kam, habe ich die ersten zwei Jahre erst einmal damit verbracht mir das Land anzusehen, in vielerlei Hinsicht. Meine ersten Ferien habe ich in der

Bundesrepublik verbracht. Ich bin nicht nach Frankreich oder Italien gefahren, sondern ich habe mir die Bundesrepublik angesehen. Aber ich habe mir auch das politische System angesehen. Das wurde in der DDR nicht erwähnt. Ich habe zum Beispiel, als mir später mein Fahrrad gestohlen wurde das bei der Polizei angezeigt, obwohl der Polizist mir gesagt hatte, dass das hoffnungslos wäre. Ich habe gesagt Nein, wenn ich das extrapoliere, dann können wir die Polizei abschaffen und habe darauf bestanden, dass das angezeigt wird. Das Fahrrad wurde tatsächlich gefunden.

Paycha: Da haben Sie Glück gehabt.

Rapoport: Einschließlich des Diebes, der dreißig Fahrräder gestohlen hatte. Daraufhin habe ich diesen Dieb verklagt. Mich haben natürlich alle gefragt: Wozu machst du das? Sie meinten, ich sähe da keinen Pfennig. Ich habe gesagt, das sei richtig. So viel kannte ich das System, als das ich wusste, dass dieser Mann nicht in der Lage wäre den Schaden zu begleichen. Aber ich sagte, ich wolle das Rechtssystem in der Bundesrepublik damit kennenlernen. Und in der Tat, ich habe das damals Anfang der 80er Jahre so gut studiert, dass ich mich jetzt in ihm wohlfühle. Ich habe keine Angst, wenn mir ein Nachbar droht, dass er mich verklagen wird. Ich sage zu ihm, versuchen Sie es, viel Erfolg. Wir sehen uns vielleicht in dreißig Jahren noch einmal.

Rosenberger: Wie ist der Prozess ausgegangen?

Rapoport: Ich habe das einem Rechtsanwalt gegeben und ich hatte die Maximalklage erhoben. Also zum Beispiel, dass er mir den Verlust ersetzten musste, den ich in der Zeit, in der ich kein Fahrrad hatte, erlitten hatte. Mich hat dann der Rechtsanwalt kontaktiert und gesagt, es könne sein, dass wegen so einer weitgreifenden Forderung der Richter einen Vergleich anregen würde. Und bei einem Vergleich müssten beide Parteien zahlen. Daraufhin habe ich das dann auf das Notwendigste beschränkt. Ich habe diesen Prozess gewonnen. Ich habe natürlich meinen Rechtsanwalt alleine bezahlen müssen. Der andere war ein armer Schlucker, er hat gar nichts bezahlt. Aber diese ganze Prozedur hat mich etwas gelehrt. Wir hatten mal einen Nachbarn, der versucht hat so einen Blödsinn mit uns zu veranstalten und ich war mir immer total sicher, dass er mir nichts anhaben kann, das ich im Recht bin und er es nicht schaffen kann mich in irgendeiner Art und Weise zu bedrängen. Dagegen in der DDR hat ein Rechtssystem schon existiert, aber die DDR war stolz darauf, dass die Gerichte immer weiter und weiter in den Hintergrund treten sollten. Es sollte stattdessen immer alles über Schlichtungskommissionen geregelt werden, in denen die Gesetze nie wirklich zur Anwendung kamen, sondern die mehr auf gutem Zureden beruhten. Von daher hatte ich überhaupt kein Gefühl dafür, wie das eigentlich aussieht.

Rosenberger: Diese Schlichtungskommissionen in der DDR, wie waren die dann zusammengesetzt?

Rapoport: Die Einzelheiten weiß ich nicht. Die DDR war nur ein eingeschränkter Rechtsstaat. Es gab in der DDR die Jugendweihe und das war eine ganz interessante Veranstaltung. Man musste zehn Veranstaltungen machen, in denen man das reale Leben kennenlernen sollte. Und eine der Sachen die dazugehörte war der Besuch einer Gerichtsverhandlung. Das ist mir in schrecklicher Erinnerung geblieben. Es hatte so ein armer Schlucker aus Frust über seine Frau und die Verhältnisse in denen er wohnte, das war alles ganz schlimm, verschiedene Autoreifen aufgeschlitzt. Bei der Verhandlung hat dann die Hälfte der Autobesitzer ihre Klage zurückgezogen, nachdem sie gesehen haben, was das für ein armes Würstchen war. Aber der Staatsanwalt hat ihn als einen Agenten des Westens, als einen Saboteur dargestellt. Er hat dann eine ganz schwere Strafe bekommen.

Rosenberger: Die Richter sind dem tatsächlich gefolgt?

Rapoport: Ja, aber ich weiß nicht mehr wie weit. Aber schon damals, ich war 13, hatte ich das Gefühl, dass das keine gerechte Verhandlung war. Ich kann das mit dem Abstand nicht mehr so genau sagen. Es ist auch nicht so, dass in der Bundesrepublik alle Gerichtsurteile gut sind. Ich hatte schon damals das Gefühl, dass dieser Mann kein Saboteur war, das war für mich schon damals völlig offensichtlich.

Rosenberger: Die Entscheidung aus der DDR wegzugehen ist eine Sache, aber warum in die Bundesrepublik? Warum haben Sie sich dann nicht entschieden in die USA oder wieder nach Frankreich zu gehen?

Rapoport: Diese Frage ist völlig berechtigt. Ich hatte eigentlich vor in die USA zu gehen. Genauer gesagt bin ich 1980 an den Sonderforschungsbereich (SFB) in Bonn für ein Jahr gegangen. Ich war befreundet mit Langlands der auch ein Jahr am SFB war und sich für mich eingesetzt hat. Meine eigentliche Absicht nach diesem Jahr war in die USA zu gehen. Ich habe dann auch versucht eine Stelle zu bekommen. Allerdings muss ich gestehen, dass ich gar nicht weiß wie man so etwas macht. Im Frühjahr hat Langlands mir gesagt, dass ich in Deutschland vielleicht bessere Chancen hätte. Damals war ich, wenn ich ehrlich sein soll, ein bisschen enttäuscht. Allerdings kamen dann gleich zwei glückliche Umstände zusammen. Zum ersten wurde mir schon in diesem Jahr, ich hatte dann noch ein Anschlussjahr in Princeton am Institut, eine Stelle als C3 Professor in Heidelberg angeboten. Und zweitens muss ich im Nachhinein sagen, meine Rolle in der Mathematik ist mindestens zur Hälfte nicht nur die der Forschung, sondern die des forschenden Lehrers. Ich habe hier einige ganz hervorragenden Studenten hervorgebracht. Es wird natürlich immer über Scholze geredet, und der ist natürlich außerordentlich, aber ich habe noch eine ganze Reihe anderer ausgezeichneten Studenten hervorgebracht und das wäre mir in den USA niemals gelungen. Das ist völlig ausgeschlossen.

Paycha: Warum sagen Sie das?

Rapoport: Weil man diese Qualität von Studenten in den USA allenfalls in Harvard findet, und ob sie in dieser Dichte dort auftreten weiß ich nicht. Auf jeden Fall wäre es mir nicht in dieser Dichte passiert, denn dann wären da auch noch andere sehr gute Professoren gewesen und die Konkurrenz wäre vielleicht stärker gewesen. Hinzu kommt, dass ich vom deutschen System, so wie ich es in meiner aktiven Zeit kennengelernt habe, total überzeugt bin und auch der Meinung bin, dass es allen anderen Systemen in der Welt überlegen ist.

Paycha: Das Hochschulsystem meinen Sie.

Rapoport: Ja. Genauer gesagt, das System in der Mathematik, die Tradition in der Mathematik. Die stammt aus dem 19. Jahrhundert. Sie wurde von solchen Leuten wie Jacobi zum Beispiel eingeführt. Und ich habe die Erfahrung gemacht, dass, wenn man sich an diese Traditionen hält, man sehr gut fährt.

Rosenberger: Und was genau meinen Sie mit den Traditionen oder mit dem System?

Rapoport: Das deutsche System hat die Eigenheit, dass es hierarchisch aufgebaut ist. Oben ist der Professor, um ihn herum gibt es die Assistenten, dann gibt es die Tutoren und schließlich gibt es die normalen Studenten. Und dieses System ist ein lebendes System. Auf jeder Stufe muss den Leuten etwas beigebracht werden. Ich habe es immer so gemacht, dass ich schon im zweiten Semester Proseminare angeboten habe, in denen die Studenten schon vortragen mussten. Das ist in den USA völlig aus der Welt. In diesen Proseminaren habe ich darauf gedrungen, dass die Studenten auch lernen, wie man vorträgt und ich habe das ohne Rücksicht auf Verluste gemacht. Die Studenten wissen

meines Erachtens nach sehr wohl, dass, wenn man an der Sache argumentiert, man auch sehr deutlich und hart argumentieren kann, denn sie möchten das alles selbst auch lernen. Das geht die Stufen immer weiter hoch. Die Assistenten vertreten dann ab und zu den Professor, bieten eigene Veranstaltungen an, organisieren selber Seminare und Oberseminare, machen Themenvorschläge und so weiter. Diese Dichte des akademischen Systems, gibt es meines Erachtens nach nirgendwo anders.

Paycha: Stimmt. Steht dieses System im Gegensatz zu DDR?

Rapoport: Nein.

Paycha: Das war auch so hierarchisch?

Rapoport: Hierarchisch hört sich schlecht an. Aber es ist einfach so, dass der Professor im Normalfall mehr weiß als die Assistenten und sie zum Professorenberuf führt. Und so weiter und so fort. In der DDR war dieses System, das aus dem 19. Jahrhundert kommt, sehr präsent. Immerhin habe ich an der Humboldtuniversität studiert und die Humboldtuniversität war früher die Berliner Universität. Ich erinnere mich noch ganz genau an die Tafel, die an der Wand hing, auf der die Professoren die hier gewirkt haben, aufgezählt waren. Das hat einen mit Stolz erfüllt. In der Bibliothek konnten wir die Vorlesungsmitschriften von Weierstraß einsehen. Und diese Vorlesungsmitschrift, das ist wirklich phänomenal, ist genau wie heute, von einer Präzision... Das hat der Assistent handschriftlich schreiben müssen. Mit einer Handschrift, die so wunderbar ist, man kann alles perfekt lesen. Dieses Gefühl Teil einer großen Tradition zu sein, ist für mich eine wichtige Motivation gewesen.

Paycha: Sie unterrichten sehr gerne, habe ich den Eindruck.

Rapoport: Ich bin jemand, der kein Lehrtalent ist. Mein Schüler, Ulrich Görtz, der ist ein Lehrtalent. Bei seinem ersten Vortrag ging er an die Tafel und es war alles perfekt. Wie er anscrieb, was er anscrieb, wie er es erklärte, wie er den Kontakt zum Publikum herstellte und so weiter. Das war bei mir keineswegs so. Ich habe das mühsam gelernt, hatte aber auch den Ehrgeiz das zu lernen. Ich glaube, dass das viele Leute gut machen könnten, wenn sie sich anstrengen würden. Aber ich habe gerne alle Arten von Veranstaltungen gemacht: Grundvorlesungen, weiterführende Vorlesungen, Spezialvorlesungen, Oberseminare und so weiter. Ich muss gestehen, am Schluss die normalen Studentenseminare habe ich dann weniger gerne gemacht. Wenn schlecht vorgetragen wurde, habe ich gelitten. Außerdem haben sich die Zeiten geändert. Niemand sagt mehr klar: das war jetzt unter aller Sau. Das ist ein bisschen aus der Mode gekommen. Ich fühlte mich ein bisschen eingeschränkt.

Paycha: Nachdem Sie in die Bundesrepublik eingereist sind, sind Sie regelmäßig zurück in die DDR gefahren und haben Sie auch Kontakte zur damaligen mathematischen Gemeinschaft in der DDR aufrecht erhalten? Oder war das wirklich ein großer Bruch?

Rapoport: Ein Bruch war das auf jeden Fall, aber ich bin erst einmal schon regelmäßig in die DDR gefahren, um meine Familie zu besuchen. Bei der Gelegenheit habe ich dann auch meine Mathematikfreunde besucht. Mit Thomas Zink habe ich natürlich immer einen ganz engen Kontakt gehabt. Wir haben uns gegenseitig geschrieben und ich habe ihn natürlich, wann immer ich konnte, besucht. Aber ich habe auch andere Leute aus dieser Zeit besucht. Allerdings habe ich dort bis 1989 nie einen Vortrag gehalten, weil ich ein Verbot hatte, die Universität zu betreten.

Rosenberger: Sogar ein Verbot sie zu betreten?

Rapoport: Ja. Es war so: die Universitäten wurden in der DDR als ein Objekt betrachtet, das der Feind erobern wollte. Deswegen waren auch an den Eingängen immer Einlasskontrollen. Diese Einlasskontrolle wurde von Studenten durchgeführt, sie war also nicht einmal streng. Gleichwohl wusste ich, dass ich das Verbot hatte die Universität zu betreten, und ich wollte nicht meine Ausreise aus der DDR gefährden indem ich es wage trotzdem zu versuchen durch den Einlass zu kommen. An jenen Tag in 1989, als ich zum ersten Mal wieder meine Alma Mater betreten durfte, erinnere ich mich noch mit klarer Deutlichkeit und ich muss gestehen, dass ich Tränen in den Augen hatte.

Paycha: Das war hart.

Rapoport: Ich erinnere mich noch genau, dass ich reingegangen bin und den unteren Gang lang gegangen bin. Da waren früher die Verwaltungen. Früher hingen da irgendwelche formalen Aushänge. Jetzt war alles voll plakatiert von irgendwelchen politischen Gruppen und wegen jedem einzelnen dieser Plakate wäre man in der DDR gleich verhaftet worden.

Rosenberger: Und wann war das 1989?

Rapoport: Gleich nach der Wende.

Rosenberger: Also im November noch?

Rapoport: Ja genau. Ich habe das auch deshalb noch so genau in der Erinnerung, weil ich 1979 einmal versucht habe einen Vortrag von Henri Cartan, den er anlässlich der Verleihung Goldmedaille des CNRS [Anm.: *Centre National de la Recherche Scientifique*] an ihn gehalten hat, übersetzt und in der Mathematik an die Wand gehangen habe. Und ich erinnere mich noch, dass ich aufs Klo gegangen und drei Minuten später da vorbeigekommen war und der Aushang schon nicht mehr hing. Ich wurde dann zum Sektionsvorsitzenden zitiert. Der hatte sich diesen Vortrag von Cartan mit einer Gründlichkeit angesehen, wie selbst Cartan nicht. Er hat aus jeder Satzwendung versucht umstürzlerische Motivationen zu konstruieren.

Rosenberger: Der Vortrag hatte aber mit der DDR nichts zu tun?

Rapoport: Ja. Aber Cartan hat zum Beispiel davon gesprochen, dass sich die Mathematik durch die Freiheit der Ideen auszeichnet. Und dieses Wort Freiheit galt schon als sehr anrühlich in der DDR. Dieser Sektionsvorsitzende hat dann versucht mir zu unterstellen, dass ich Propaganda machen würde für diesen Verein „Freiheit der Wissenschaft“. Den gab es in der Bundesrepublik. Ich hatte zu dieser Zeit noch gar nichts von diesem Verein gehört. Ich war aber erstaunt, dass er davon gehört hatte. Das war in der DDR sozusagen typisch, dass man immer in einem gewissen Sinne so tat, als existiere die Bundesrepublik gar nicht, aber sie in Wirklichkeit sehr genau beobachtete. Aber dieses Misstrauen war ganz typisch für die DDR. Man versuchte bei allem zu spüren, ob ein Umsturzversuch dahinter stand.

Rosenberger: Aber Ihre Eltern haben das nie so empfunden? Oder haben sie das irgendwann auch mehr in Frage gestellt?

Rapoport: Das ist eine ganz schwierige Frage. Sagen wir einmal so, niemals hätten sie das öffentlich in Frage gestellt. Die Frage ist, ob sie das unter sich in Frage gestellt haben. Das ist schwerer zu beantworten. Auf jeden Fall würde ich schon ganz hart sagen, wie kann es sein, dass zwei so hochintelligente Menschen an diesem System so lange festgehalten haben? Das kann ich mir bis zum heutigen Tage nicht erklären.

Paycha: Haben Sie das offen mit ihnen besprochen oder war das tabu?

Rapoport: Natürlich. Es gab Diskussionen von einer Schärfe, die für die heutige Zeit vielleicht verblüffend ist. Mein Vater war auf jeden Fall sehr aggressiv in den Diskussionen. Abweichende Meinungen wurden in die gleiche Ecke wie die Nazis gestellt.

Rosenberger: Aber sie haben Ihnen dann den Weg in die Bundesrepublik trotzdem verziehen. Sie haben nicht den Kontakt abgebrochen.

Rapoport: Nein. Meine Eltern waren da vielleicht auch ein bisschen unterschiedlich. Mein Vater war der Meinung, all diese harten Maßnahmen seien jetzt nötig, um dem Sozialismus zum Durchbruch zu helfen und ich hätte das Glück, dass ich mich diesen harten Maßnahmen entziehen könne. Meine Mutter ging mehr in die Richtung, dass sie der Meinung war, dieses System solle mehr Toleranz und Verständnis haben für solche Menschen wie mich, die eben noch nicht so weit sind zu verstehen, dass das alles wunderbar ist.

Paycha: Sie hatte Hoffnung, dass Sie irgendwann einmal daran glauben würden.

Rapoport: Genau. Also es wurde nie zugegeben, dass das vielleicht alles falsch ist. Es wurde so erklärt, und so hat sie sich das auch selbst erklärt, dass sie noch nicht so weit sind.

Paycha: Wie Sie die eigentliche Wende, also den Mauerfall, erlebt? Wo waren Sie?

Rapoport: Ich war zu der Zeit zu Hause in Wuppertal und habe mit offenem Mund vor dem Fernseher gegessen. Denn ich muss ganz offen gestehen, ich habe Freunde, die mir sowas vorausgesagt haben, aber ich habe es einfach nicht geglaubt, nicht für möglich gehalten und ich befinde mich da in der Gesellschaft der meisten Leute, die im Osten gewesen waren. Ich erinnere mich an Kazhdan, der mir erklärte, dass dieses System ewig halte. Dagegen Gérard Laumon sagte mir, dass das ganz schnell gehen könne. Als in Ungarn dann dieser Durchbruch war, war mir klar, dass die ganze Sache ins Wackeln kommen könnte. Aber selbst da habe ich noch immer nicht geglaubt, dass das Ganze in sich zusammen kracht.

Paycha: Und haben Sie es für glaubwürdig gehalten, als Sie es im Fernsehen sahen? Ich habe von anderen gehört, dass es gedauert hätte, bis sie überhaupt verstanden haben, was passiert ist, bis Sie die Konsequenzen verstanden. War es bei Ihnen auch so?

Rapoport: Ja. Ich muss sagen, dass ich bis heute darüber nachdenke, wie das passieren konnte und was genau passiert ist. Ich denke schon, dass man sagen kann, dass das eine Revolution war. Ich denke, auch noch in hunderten von Jahren werden sich Historiker darüber die Köpfe heiß reden. Ich jedenfalls kann von mir sagen, dass ich es nicht vorausgesehen habe, trotz der vielen Krisen, die ich gesehen habe, und dass ich es mir auch nicht vorstellen konnte. Und auch nachdem es zusammengebrochen ist, war überhaupt nicht klar, was daraus entstehen würde. Ich erinnere mich noch, dass viele Leute in der DDR gesagt haben, dass sie jetzt eine bessere DDR aufbauen würden. Ich kann nicht sagen, dass das Idioten gewesen sind. Ich glaube es ist schwer einzuschätzen, was aus einer historischen Umwälzung wirklich wird, wenn man direkt daneben steht.

Paycha: Es ist auch noch in Bewegung.

Rapoport: Ja. Außerdem muss man sagen waren wir in der DDR, was solche Themen betraf, schlecht geschult. Der Geschichtsunterricht war so mechanisch aufgebaut. Es wurden Perioden, ich weiß gar nicht mal ob, das allgemein akzeptierte Perioden waren, einfach abgehandelt. Wir haben meines Erachtens im Gymnasium in der DDR unglaublich viel gelernt im Vergleich zum heutigen Gymnasium. Aber wir haben das durch einen Filter gesehen, so dass ich mir nicht sicher bin, wie nützlich das war.

Paycha: Sie haben viel Kritik gegen die DDR geäußert und das ist verständlich. Gibt es etwas das Sie aus dieser Zeit bedauern?

Rapoport: Nein, bedauern tue ich nichts. Es ist auch nicht so, dass alles schlecht war, wenn ich den Eindruck erweckt habe. Diese Meinung habe ich nicht. Erst einmal was mich selbst betrifft, hatte ich eine fantastische Kindheit. Ich hatte ein ganz interessantes Elternhaus, eine ganz interessante Umgebung. Die Schulen, die ich besucht habe, waren ausgezeichnet. Ich habe das Hertz-Gymnasium übrigens gehasst, wegen der politischen Unterdrückung, die dort geherrscht hat. Trotzdem muss ich sagen, als Schule war sie ausgezeichnet. Sowohl was den Mathematikunterricht betraf, wobei der mich nie sonderlich interessiert hat, aber vor allem auch durch die Verbindung zur Mathematikforschung. Das hat mir die Motivation für das ganze Leben gegeben. In der 11. und 12. Klasse durften schon drei Schüler aus unserer Klasse in die Anfängervorlesung von Professor Budach gehen. Es geht hier nicht um den zeitlichen Vorsprung, aber es hat einen unglaublichen Motivationsschub gegeben. Man fühlte sich in der Mathematik schon heimisch. Während die anderen anfangen die Grundlagen zu studieren, wussten wir, wir hatten uns schon im Alter von 16 Jahren darüber unterhalten, wie man Differenzierbarkeit präzise definiert. Mit anderen Worten, wir haben diesen Schritt vom 16. zum 17. Jahrhundert schon im Alter von 15 vollzogen und das ist natürlich eine fantastische Sache. Diese Schule hat auch nach der Wende immer noch großen Erfolg gehabt.

Paycha: Ja.

Rapoport: Aber vor der Wende auch. Ich denke auch dieses System der Spezialschulen und Spezialklassen hat sich in der DDR sehr bewährt.

Rosenberger: Haben Sie denn nach der Wende darüber nachgedacht wieder zurückzugehen?

Rapoport: Mit zurückzugehen meinen Sie nach Berlin?

Rosenberger: Ja. An die HU oder nach Berlin.

Rapoport: Da habe ich schon darüber nachgedacht. Aber ich muss gestehen, erst einmal ist es sehr theoretisch, weil ich niemals gefragt worden bin und zweitens hatte ich die Befürchtung, dass es mich psychisch belasten würde, wenn ich an die alten Zeiten erinnert werde. Ich meine, ich habe Glück gehabt. Bei meiner Pensionierung habe ich bei der Abschiedsfeier eine kleine Ansprache gehalten. Der Titel der Ansprache war „Noch mal Glück gehabt“ Ich habe erklärt, dass der Titel ~~hat~~ eine zweifache Bedeutung hat. Zum einen: wieder Glück gehabt, zum anderen: gerade noch einmal daran vorbei geschrammt. So empfinde ich das in der Rückschau: Letztendlich habe ich die Stelle bekommen, von der ich eigentlich mein ganzes Leben lang geträumt hatte, nämlich die Nachfolge von Harder anzutreten. Das war auch ein totaler Glücksfall, weil ich zu dieser Zeit schon 55 war und in diesem Alter wird man eigentlich nicht mehr berufen. Aber ich war im selben Bundesland und auf diese Art und Weise gab es keine Fragen über die Pensionszahlungen. Und außerdem gab es zu diesem Zeitpunkt auch keine vernünftigen Kandidaten. Deshalb hatte ich Glück. Insofern, selbst wenn mir jemand im Alter von 57 noch eine Stelle in Berlin angeboten hätte, hätte ich die auf gar keinen Fall genommen.

Paycha: Nur so nebenbei, wissen Sie, dass jetzt seit ein paar Jahren Stolpersteine in Berlin für Alexander Grothendieck und seine Eltern liegen?

Rapoport: Das weiß ich. Der Scholze hat da glaube ich einen Vortrag gehalten. Er hat mir das erzählt.

Paycha: Es war ein sehr schöner Vortrag, sehr berührend. Er war auch selbst berührt glaube ich. Elke, hast du noch Fragen? Ich würde Sie sonst fragen, ob, Ihrer Meinung nach noch Fragen fehlen. Möchten Sie etwas ergänzen?

Rapoport: Mir ist aufgefallen, dass Sie über die Mathematik selbst wenig gefragt haben. Sie sind keine Mathematikerin. Sehe ich das richtig?

Paycha: Ich bin Mathematikerin.

Rosenberger: Studiert habe ich Physik, aber jetzt arbeite ich in der mathematischen Physik.

Paycha: Wir legen in diesen Interviews Wert auf den Werdegang und die historischen Hintergründe, nicht so sehr auf den mathematischen Inhalt, weil das auch für ein breites Publikum gedacht ist. Aber Sie können gerne noch etwas sagen, wenn Sie das möchten.

Rapoport: Ich würde gerne noch hinzufügen, was ich auch bei der Feier zum 80. Geburtstag von Kurke gesagt habe. Wenn man einmal zurückdenkt, welches Programm wir seiner Zeit, also ich in den ersten drei Studienjahren, abgespult haben in der Mathematik, dann bin ich auch jetzt noch total verblüfft. Wir hatten eine Vorlesung von Koch über Algebraische Zahlentheorie und anschließend daran eine Vorlesung über Klassenkörpertheorie und anschließend daran eine Vorlesung über lineare algebraische Gruppen. Wir hatten ein Seminar über die Galoische Theorie der π -Erweiterung, nach dem Buch, das der Koch gerade verfasst hatte. Ich war glaube ich im zweiten Semester, da habe ich schon gewusst, was Galois-Kohomologien sind. Es gab eine Vorlesung von Kurke über die Riemannsche Vermutung für Kongruenz-Zetafunktionen. Dann über die Étale-Kohomologie. Das war alles noch brandneu. Ich kann mir nicht vorstellen, dass es in der Bundesrepublik eine Vorlesung zu diesem Thema gab, außer vielleicht in Bonn. Wir hatten ein Seminar über Riemannsche Flächen, das ich selbst organisierte. Das war glaube ich im zweiten Semester. Aus heutiger Sicht ist mir gar nicht klar, wie wir es überhaupt geschafft haben diese Sätze zu verstehen. Wir hatten ein Seminar über das Buch von Gianni Rossi über mehrere komplexe Variable und so weiter und so fort. Wir hatten ein enormes Programm, das uns auch später immer wieder geholfen hat. Wir konnten Sachen lernen, aber an einem gewissen Punkt auch sagen, na gut, das habe ich jetzt nicht ganz verstanden, aber ich gehe jetzt trotzdem erst einmal weiter, um einen Überblick zu bekommen. Diese Art Mathematik anzusehen, nicht zu versuchen bis ins kleinste Epsilon alles zu verstehen, was einen vielleicht auch behindert, sondern das große Ganze im Blick zu behalten, ist was wir daraus mitgenommen haben. Das habe ich auch immer versucht meinen Schülern zu vermitteln. Es ist sicherlich auch ein Grund, warum man sie als gute Mathematiker bezeichnet. Sie können nicht nur aus dem FF, was sie gelernt haben, sondern sind auch bereit sich in Sachen vorzuwagen, bei denen sie unsicher sind, wo sie aber Kraft ihrer Intuition oder Kreativität etwas beitragen können.

Paycha: Das gilt aber nicht für alle Studenten. Nicht jeder Student könnte das.

Rapoport: Das ist richtig. Aber darüber habe ich nicht so viel nachgedacht. Es ist sicherlich auch so, dass welche auf der Strecke geblieben sind. Aber man hatte in der DDR schon das Gefühl, weil man weit ab vom Schuss sitzt, dass man etwas lernen muss, das Anschluss an die Weltspitze hat. Ich finde

das schlagendste Beispiel dafür ist Werner Müller, der sich einfach aus der Literatur ein Problem rausgesucht hat für seine Doktorarbeit, ohne jede Beratung von irgendjemandem, und in seiner Doktorarbeit die Ray-Singer-Vermutung gelöst hat. Das hat im Westen eine totale Verblüffung hervorgerufen. So etwas passiert sehr selten, dass jemand ohne Anleitung plötzlich auf den Plan tritt und eine große Vermutung löst. Der Hintergrund dafür sind aber unsere Seminare. Die musste Müller auch alle besuchen. Ich erinnere mich noch, wie er damals den Beweis von Wilfried Schmidt der Asymptotik der Periodenabbildungen vorgetragen hat. Das sind seitenlange Abschätzungen und er hat zu unserer Winterschulung extra den Nachtzug genommen, weil er am Abend noch nicht fertig geworden ist. Er hat dann einen phänomenalen Vortrag gehalten. Er hatte alles verstanden. Ich glaube, dass das auch dahinter steckt. Werner Müller ist selbstbewusst. Aber das gibt ihm das Gefühl, dass er es hinbekommen kann.

Paycha: Ja, mein Eindruck ist in der DDR hat man Selbstsicherheit auch von der Kindheit an gelernt.

Rapoport: Kann sein. Eine Sache muss ich hinzufügen. Als ich angefangen habe zu studieren war die Zeit der Studienreform. Ich glaube es hieß die zweite Studienreform. Und es war Revolutionszeit. Es gab plötzlich Kommissionen, die von Studierenden dominiert waren. Selbst mein Vater, der nun wirklich der geborene Revolutionär war, war weniger begeistert als die Studenten angefangen haben den Stoff der Vorlesungen festzulegen. In der Mathematik war das gemildert, was den Stoff der Vorlesungen betraf, aber es gab auch da die ganzen Anforderungen, die davor existiert haben. Wir mussten zum Beispiel Russisch, Englisch und Französisch belegen. Nach dem ersten Semester kam plötzlich diese Reform und alles ging durcheinander. Ich habe leider auch entschieden, dass die ganzen Analysis-Fächer mich nicht interessieren und das nicht gelernt. Das war eine Zeit, in der alles aus den Fugen war. Im Französischunterricht war die Lehrerin mit der großen Menge total überfordert. Nachdem das dann weggefallen war, saßen wir plötzlich zu fünft in diesem Kurs und es stellte sich heraus, dass sie eine ganz ausgezeichnete Lehrerin war. Als ich nach Frankreich kam, hatte ich keine Schwierigkeiten, weil sie mir die Grundlagen schon beigebracht hatte. Solche Umbruchzeiten sind sicher für die meisten Studenten schlecht, aber für manche war es eben auch eine herrliche Zeit.

Paycha: Ja, klingt so.

Rapoport: Es war in der DDR interessanterweise so, dass man dabeibleiben musste, wenn man einmal immatrikuliert war. Man durfte sich nicht exmatrikulieren lassen. Diesen Studentenschwund, der in der Bundesrepublik ganz normal ist, in der Mathematik schaffen es nur ein Drittel aller Studenten in den Master, den gab es in der DDR nicht. Ich erinnere mich, weil ich der Verantwortliche in der Seminargruppe war, dass es einen Jungen gab, der sah, dass das alles viel zu schwierig für ihn war und der aussteigen wollte. Das war nur unter den allergrößten Schwierigkeiten möglich. Wir mussten dann verschiedene Termine machen beim Direktor für Erziehung und Ausbildung und schließlich haben wir ihn dann gehen lassen. Das war die Zeit, in der Walter Ulbricht gesagt hat: jeder der dazu gesundheitlich in der Lage ist soll studieren. Und das war auch wirklich so gemeint.

Paycha: Aber auch innerhalb der gleichen Uni das Fach zu wechseln war nicht möglich?

Rapoport: Nein, das war alles genau kontingentiert und man durfte nicht wechseln. Es war von oben festgelegt, wie viele Absolventen rauskommen sollten. Später ist das System immer mehr verkrustet. Es gab dann die Idee, dass man schon den Anfängern sagen soll, wo sie danach anfangen zu arbeiten.

Paycha: Wer am Anfang die falsche Wahl getroffen hat....

Rapoport: Genau. Dieses, was meines Erachtens zur Freiheit des Menschen dazu gehört, eine falsche Entscheidung korrigieren zu dürfen, das war in der DDR eigentlich nicht vorgesehen.

Paycha: Das wusste ich nicht.

Rosenberger: Manchmal war ja auch das Studienfach vorgegeben, wenn man überhaupt studieren wollte, oder?

Rapoport: Wir kamen von der Hertz-Schule. Da war klar, dass 90% der Schüler Mathematik oder Physik oder ein angrenzendes Fach, Geologie oder Chemie, machen würden. Und wir haben uns dann noch jahrelang immer wieder gesehen. Es gab am Anfang die Vorlesung zur theoretischen Physik von Professor Bernhard. Die fand in diesem miesen Hörsaal in der Zoologie statt, neben dem Museum für Naturkunde. Ich weiß nicht ob, es den Saal noch gibt. Ein riesiger Saal, in den so ungefähr tausend Studenten passten. Es herrschte ein ohrenbetäubender Lärm, weil sich die Leute einfach nur einmal die Woche getroffen und sich ausgetauscht haben. Während dieses Lärms hat der Professor Bernhard unten die Grundlage für den nächsten Versuch erklärt. Es hat niemand zugehört und dann kam aber der Versuch selbst und es war mucksmäuschenstill. Diese Versuche waren fantastisch. Er flog durch die Luft, er gurgelte mit flüssiger Kohlensäure, es war eine phänomenale Veranstaltung und für uns war es das Klassentreffen. Die zweite Veranstaltung die allgemein war, war die Marxismus-Leninismus Veranstaltung. Am Anfang haben wir gedacht, dass das kontrolliert wird, aber nach einer Weile haben wir gemerkt, dass diese Kontrolle, zwar immer wieder versucht wurde durchzusetzen, aber es in Wirklichkeit nie gemacht wurde. Da verließ uns das Interesse. Da hat niemand wirklich zugehört.

Paycha: Aber anwesend musste man sein?

Rapoport: In der Vorlesung wurde das nicht wirklich kontrolliert. Es gab natürlich ein zugehöriges Seminar, und da musste man schon da sein. Nicht geistig, aber physisch.

Rosenberger: Wurde da auch tatsächlich diskutiert, oder nicht?

Rapoport: Nein, man wäre hübsch blöd gewesen, eine These aufzustellen, die dem Dozenten nicht gefallen hätte. Er hätte etwas machen können. Ich war sicherlich innerlich ein Dissident. Aber ich war nicht jemand, der sein Leben oder seine Karriere oder sein Wohlbefinden auf das Spiel gesetzt hat, um diesem System zu widersprechen. So war es nicht, und so war es auch bei den meisten anderen nicht. Das können nur ganz wenige Leute für sich in Anspruch nehmen.

Paycha: Als was fühlen Sie sich heute? Westdeutscher? Österreicher? Ehemaliger Ostdeutscher? Was ist ihre heutige Identität? Oder vielleicht gibt es mehrere?

Rapoport: Nein, ich fühle mich als Kosmopolit, aber ich habe schon auch eine Bindung an die Bundesrepublik. Ich lebe hier eigentlich sehr gerne, ich schätze auch die Mentalität hier. Ich finde auch es ist mit dieser Pandemie meines Erachtens für Deutschland sehr gut gelaufen. Sowohl wegen der Tatsache, dass wir meines Erachtens eine sehr gute Regierung haben, nicht nur national, sondern auch auf Länderebene, als auch, weil die Leute im Großen und Ganzen dann doch sehr diszipliniert sind. Ich surfe sehr viel im Internet rum und ich sehe auch diese Demonstrationen und diese Ärzte, die Parteien wie "Widerstand 2020" gründen und so. Aber in Wirklichkeit ist es doch so, das ist eine verschwindend kleine, lächerliche Menge. Allgemein finde ich doch, dass die Leute sehr diszipliniert sind. Und das ist sicher ein Grund dafür, dass es doch sehr gut im Griff ist. Ich finde, dass die Gesellschaft hier gut funktioniert. Ich weiß noch genau, als ich den 1980 nach Bonn kam und mich hier behördlich melden

musste, wie verblüfft ich war, mit welcher Effizienz und Geschwindigkeit das alles von statten ging. Ich denke, dass sich das insgesamt nicht verändert hat. Insofern lebe ich gerne in der Bundesrepublik und ich bin auch für die Nationalmannschaft.

Paycha: Das ist wichtig.

Rapoport: Aber ich habe keine wirklich deutschen Gefühle. Das könnte ich jetzt nicht von mir behaupten.

Paycha: Das war ein schönes Schlusswort, wenn Sie nicht mehr sagen möchten.

Rapoport: Nein, das ist ok.

Paycha: Sie werden vielleicht im Nachhinein noch bedauern, dass wir nicht genug über die Mathematik geredet haben.

Rapoport: Nein, mir ging es mehr um die Sache: wie wird man Mathematiker, und wie schafft man es an die Weltspitze. Als ich jung war, habe ich so etwas mit äußerstem Interesse gelesen, weil ich auch an die Weltspitze wollte. Die Frage ist: wie passiert das eigentlich? Insbesondere, wenn man nicht in einem Hotspot wie Paris oder in Boston ist. Es müssen ja auch andere Leute schaffen. Deshalb wollte ich extra noch einmal ansprechen, wie es bei uns losging. Und sicher gehören da auch Personen dazu, die das fördern wollen, wie bei uns Koch und Kurke. Ein bisschen gehört auch die Gruppe dazu, aber im Prinzip kann das eigentlich fast jeder schaffen.

Paycha: Und die Mathematik ermöglicht das. Vielleicht hätte die experimentelle Physik in der DDR die Weltspitze nicht ermöglicht.

Rapoport: Sicher, das ist schwieriger. Aber mein Bruder wurde zum Beispiel auch nach der Wende an der HU berufen.

Paycha: Stimmt.

Rapoport: Das war schon möglich. Aber ich gebe zu, die Mathematik hat die Spezialität, dass sie ideologisch nicht belastet ist. Das heißt, die Erkenntnisse, die man dort gewann, waren auch nach der Wende noch genauso gültig. Außerdem ist sie natürlich relativ wenig von den materiellen Gegebenheiten abhängig. Das ist auch ein Grund dafür, warum Moskau eine der Hauptstädte der Mathematik war, bevor die Sowjetunion auseinandergefallen ist. Diese großen Leute, die wir alle heute kennen, waren an völlig obskuren Instituten angestellt und nicht an der Mathematik. Sie waren am Institut für Gaswirtschaft oder am Institut für geologische Erkundungen. Aber sie konnten nebenher Mathematik machen und haben sich getroffen. Dann war da noch die Anbindung an den Westen. Ich war 1978 in Moskau und wurde behandelt wie ein König. Mir wurde der rote Teppich ausgebreitet und ich wurde gefragt, wen ich treffen will und die Leute wären alle bereit gewesen, zu mir ins Zentrum von Moskau zu fahren um mich zu treffen. Ich musste das direkt abwehren. Ich weiß noch genau, dass ich mir zwei Leute gewünscht hatte, Drinfeld und Margulis, und es war keine schlechte Wahl, denn beide haben in der Folge die Fieldsmedaille bekommen.

Paycha: Sie haben die richtige Wahl getroffen. In der Mathematik konnte man auch einigermaßen während der Coronakrise weiterarbeiten.

Rapoport: Das ist richtig.

Paycha: In jedem Fall fachlich. Ich möchte mich ganz herzlich bedanken. Ich habe viel von Ihnen gelernt und ich hoffe es hat Ihnen auch einigermaßen Spaß gemacht.

Rapoport: Ja.

Rosenberger: Vielen Dank auch von mir.

Rapoport: Ich danke auch.

Paycha: Wir werden Ihnen das Ergebnis zeigen, bevor wir irgendetwas damit machen. Aber es wird ein paar Monate dauern, bis alles transkribiert ist.

Rapoport: Gut. Vielen Dank.

Paycha: Tschüss.

Rapoport: Tschüss.

Paycha: Tschüss.

Interview mit Prof. Dr. Klaus Altmann und Prof. Dr. Lutz Hille

Biodaten:

Klaus Altmann, 1957 in Berlin geboren, besuchte bis 1975 als Schüler das Heinrich-Hertz-Gymnasium in Berlin. Danach studierte er Mathematik an der Humboldt-Universität zu Berlin, wo er 1986 unter der Leitung von Gerhard Pfister promovierte und 1996 habilitierte. Nachdem er in Kaiserslautern und Düsseldorf als Professor tätig wurde, bekleidet er seit 2002 eine Professur an der FU Berlin, wo er die Arbeitsgruppe Algebraische Geometrie leitet.

Lutz Hille, 1964 in Ilmenau geboren, besuchte von 1978 bis 1982 als Schüler die EOS (Erweiterte Oberschule) Heinrich Hertz in Berlin. Von 1985 bis 1990 studierte er an der Humboldt-Universität Mathematik, wo er 1990 mit dem Diplom in der Arbeitsgruppe algebraische Geometrie abschloss. Danach wechselte er zur Promotion an das Graduiertenkolleg in Bielefeld, wo er bei Prof. Ringel und Prof. Happel 1994 promovierte. Anschließend folgten befristete Stellen in Chemnitz, Hamburg und Bielefeld, sowie Forschungsaufenthalte in Leeds, Montpellier, Mexiko DF, Grenoble und Oxford und Lehrstuhlvertretungen in Bonn und an der FU Berlin. Die Habilitation in Hamburg bei Peter Slodowy wurde 2003 verteidigt. Seit 2009 hat er eine permanente Stelle in Münster. Sein Arbeitsgebiet reicht von Darstellungstheorie endlich dimensionaler Algebren über lineare algebraische Gruppen bis in die algebraische Geometrie.

Das Interview fand am 16. Juli 2020 statt.

Transkript:

Paycha: Guten Tag Herr Hille, Herr Altmann, vielen Dank, dass Sie zu uns gekommen sind trotz diesen ungewöhnlichen oder in diesen ungewöhnlichen Zeiten, Corona-Zeiten. Deshalb sitzen Sie nebeneinander, ich sitze außerhalb, aber werde ein paar Fragen stellen und Sie können einfach spontan ins Gespräch miteinander kommen. Als erste Frage möchte ich Sie darum bitten sich kurz vorzustellen und zu sagen, wo Sie arbeiteten zur Zeit der Wende: an welcher Uni, an welchem Ort. Und dann sehen wir weiter. Möchten Sie anfangen, Herr Hille?

Hille: Na gut, dann fang ich mal an. Also ich hatte gerade an der Humboldt-Uni mit der Diplomarbeit angefangen, als die Wende kam. Ich habe auch ganz kurz überlegt, ob ich in die Politik gehe. Damals war das ja so eine Zeit, wo alles möglich war und man hätte in der SPD und bei den Grünen auch schnell ganz nach oben kommen können. Und ich habe mir die Grünen auch einmal angeguckt und dann entschieden, dass die Mathematik doch viel, viel besser ist. So habe ich meine Diplomarbeit geschrieben und habe dann gleich Angebote aus Bielefeld und Hannover bekommen. Ich habe mich dann - vor allem weil der SFB in Bielefeld war - für Bielefeld entschieden und habe dann in Bielefeld promoviert. Dann hatte ich einige Stationen, ich war ein paar Jahre in Chemnitz, dann viele Jahre in Hamburg, mit Vertretung auch in Berlin, bei Klaus [Altmann] war ich mal ein halbes Jahr und in Bonn

war ich mal ein halbes Jahr. Dann habe ich ungefähr vor zehn Jahren, ich glaube inzwischen sind es 11, in Münster die feste Stelle bekommen. So ist mein Kurzerweggang.

Altmann: Ich habe an der Humboldt-Uni studiert, bin also auch aus Berlin. Das war noch zu ganz normalen DDR-Zeiten. Also im Prinzip habe ich Ende der 70er dort angefangen. Vorher war ich an der Heinrich-Hertz-Schule in Berlin, der Mathematik-Schule. Ich habe dann an der Humboldt-Uni mein Diplom gemacht und dort 1986 auch promoviert. Da ging es in Riesenschritten auf die Wende zu. 1989 war das Jahr, in dem man eigentlich gar keine Mathematik machen konnte, weil viel zu viel Sonstiges los war. Das Leben war interessanter als die Mathematik, was nicht oft vorkommt. Danach bin ich erst einmal an der Humboldt-Uni geblieben. Dann hatte ich ziemlich schnell, 1990, ein Angebot von Herrn Geul in Kaiserslautern, ein Jahr dort eine Postdoc-Stelle in einem DFG-Projekt zu haben. Das war für mich insofern interessant, weil ich diesen ganzen Wendediskussionsprozess damals, Einigungsvertrag und so was, wo also jeder darüber geredet hat, auf der westdeutschen Seite erlebt habe. Und immer, wenn ich nach Hause kam, habe ich dann sozusagen alle ostdeutschen Stimmen gehört, und das war eigentlich eine ganz eigenartige Welt. Nach dem Jahr in Kaiserslautern bin ich wieder zurück und danach noch ein Jahr am MIT gewesen. Dann kehrte ich wieder zurück an die HU. Das Leben wurde immer schwieriger, insofern als man älter wurde und immer noch keine Stelle hatte. Ich habe dann zwar ein Heisenberg-Stipendium bekommen, ging aber auch auf die 40 zu. Dann bin ich in die Wirtschaft gegangen, allerdings nur ganz kurz. Der Grund war eigentlich, dass ich immer das Gefühl hatte, ich warte darauf eine Stelle zu bekommen, man bewirbt sich und hofft, dass es klappt und es wird nichts und wird nichts. Ich wollte irgendwann mal in die Offensive gehen und habe bei Siemens angefangen. Ich habe dann schnell gemerkt, dass das doch nicht meine Welt ist. Dann war ich in so einem kleinen Startup. Glücklicherweise hat dann die erste Professur geklappt, in Düsseldorf. Und von da bin ich dann zurück nach Berlin, aber an die FU, und habe mir die Stadt dann von der Westseite angeguckt. Ja, das war's.

Hille: In Jena warst du noch.

Altmann: Jena habe ich vergessen. Genau.

Paycha: Ah. Jena. Doch viele Städte!

Altmann: Ende der 80er Jahren war ich zwei Jahre in Jena, weil ich in Berlin nicht bleiben konnte. Da gab es so einen Beschluss: Wenn man nicht in die Kampfgruppe bereit war zu gehen, dann durfte man auch nicht Assistent werden.

Paycha: Wann war das?

Altmann: Eine Kampfgruppe...

Paycha: Nein, aber wann war das?

Hille: Also ich war da schon an der Humboldt-Uni. Ich bin '85 an die Humboldt-Uni gekommen. Du hast dann '86 promoviert, da war ich war auch bei der Verteidigung schon mit dabei. Und dadurch kannten wir uns zumindest.

Altmann: Ich glaube '86, '87 war das.

Hille: Ich glaube du bist dann nach der Doktorarbeit nach Jena.

Altmann: Genau. Ja.

Hille: Das war für uns auch schon so eine Sache, wo wir dachten: "Oh, oh, wenn man nicht aufpasst, dann kriegt man Ärger." Also das war uns schon allen bewusst, dass das eine Strafaktion war.

Paycha: Und Sie haben sich so ungefähr '86 kennengelernt? Oder früher schon?

Hille: Na ich bin ja '85 an die Humboldt-Uni gekommen. Ich hatte schon vorher Kontakt mit dem Seminargruppenberater aufgenommen, der mich damals betreut hat. Und hab schon da bei der Armee schon sozusagen studiert, meine Armeezeit genutzt. Ich hatte Bücher, die anderen haben gesoffen und ich habe in der Ecke gesessen und Mathe gemacht. Dadurch kannte ich die Algebra, die kommutative Algebra, schon und habe gleich mit der algebraischen Geometrie angefangen im ersten Studienjahr, das machen ja manche nicht mal im letzten. Und dadurch kannte ich die Arbeitsgruppe wo Klaus eben auch war. An die Verteidigung kann ich mich auch noch entsinnen. Der Bernhard Runge und du, ihr habt beide gleichzeitig oder hintereinander die Doktorarbeit verteidigt und ich saß in beiden drin. Wir kannten uns so lose, aber wir hatten damals eigentlich kaum Kontakt. Vielleicht waren wir mal auf einer Party bei dir, das weiß ich noch. Aber es war eher so, dass wir in der gleichen Arbeitsgruppe waren.

Paycha: Ok. Und Sie sagten am Anfang, vor dem Interview, dass Sie dann viel später einen Artikel zusammen geschrieben haben. Wie ist es dazu gekommen?

Hille: Das weiß ich gar nicht mehr. Es war jedenfalls nur ganz toll. Ich hatte irgendwie das Gefühl, ich muss mal eine gemeinsame Arbeit schreiben, und hatte aber auch viel Negatives gehört, dass man sich dann streitet, dass der eine will das so und der andere so will. Und darum fand ich das dann total angenehm, weil Klaus immer der lockere Typ für mich war und da wusste ich, das wird keinen großen Ärger geben. Und notfalls muss ich dann halt ran und die Arbeit schreiben. Genau, ich habe die Arbeit geschrieben und es war dann doch ein bisschen... Was ich aber nicht schlimm fand. Das war völlig in Ordnung, und war auch kein Problem. Das Problem war, dass Klaus die umgekehrte Notation zu mir hatte und ich damals der Meinung war, als Jüngerer muss man der Notation des Älteren folgen und habe also meine ganze Notation umgestellt. Und da habe ich dann einen Monat wirklich in meinem Kopf immer gekämpft: „Sigma ist Delta und Delta ist Sigma.“ Und das etwas aufwendig, aber am Ende habe ich es geschafft. Und ich bin auch sehr, sehr froh, dass ich die erste Arbeit mit Klaus geschrieben habe, das ist mir immer noch in Erinnerung. Wir haben auch einige Böcke geschossen, das weiß ich noch, nachts bis vier und so... Wir waren nach dem Vortrag erst beim Griechen und haben gegessen und dann haben wir beschlossen, dass wir die Arbeit jetzt fertig schreiben. So haben wir glaube ich bis nachts um vier an der Uni gesessen und du bist dann um 9 oder 10 mit dem Zug nach Hause gefahren und ich ging dann ins Bett.

Altmann: Wir haben doch auch schon in der Gruppe geredet.

Hille: Wir haben viel miteinander geredet, weil ich dann Fragen hatte. Der Witz war, dass ich dann eine Idee hatte wozu Klaus sozusagen den richtigen Drive dazu gesteuert hatte, dass man es auch mit Polytopen machen kann. Ich hatte das irgendwie mit Fächern versucht. Das wäre auch gegangen, aber so war es viel, viel schöner. Und diese Köcher-Polytope, die sind glaube ich auch ziemlich bekannt. Das haben einige Leute dann auch verwendet. Es war eine sehr clevere Idee, finde ich auch heute noch.

Paycha: Und für Sie Herr Altmann, wie war diese gemeinsame Arbeit?

Altmann: Also ich kann mich nur erinnern, was er nicht mehr weiß: dass wir an der HU an meinem Schreibtisch in der Ziegelstraße miteinander geredet hatten und dass wir da die Sachen besprochen hatten. Ich hätte jetzt gedacht, dass, als wir uns in Chemnitz getroffen hatten, das schon nach der Arbeit war. Aber so, jeder merkt sich das anders.

Hille: Nein, wir haben in Chemnitz die Arbeit... Die Arbeit war natürlich schon aufgeschrieben, aber wir haben sie da fertig gemacht.

Altmann: Ok, das weiß ich jetzt nicht...

Hille: Du kamst dann an und sagtest du wärest jetzt ungeduldig und wir müssten die Arbeit jetzt unbedingt fertig machen. Dann habe ich gesagt: „Na dann los, dann machen wir es jetzt solange bis wir umkippen.“ Und so sind wir morgens noch durch Chemnitz gelaufen.

Altmann: Und nicht umgekippt.

Hille: Nein, nicht umgekippt, genau. Wir waren die beiden Steher. Aber das habe ich auch nur mit Klaus, dass man die ganze Nacht durch Mathematik macht.

Paycha: Aber vom Gebiet her stehen Sie nicht weit voneinander, an sich.

Hille: Naja, wir haben einen gemeinsamen Hintergrund, aber ich bin eigentlich, denke ich, eher Algebraiker. Du bist eher algebraischer Geometer, würde ich sagen.

Altmann: Ja, aber das ist nicht so weit weg.

Paycha: Nicht wo weit.

Altmann: Wir verstehen schon die Sprachen der anderen.

Paycha: Und vor der Wende waren Sie eher auf der Seite der Studierenden, auch wenn Sie da schon vor der Wende promoviert haben, ist das richtig?

Altmann: Ja, was heißt auf der Seite der Studierenden?

Paycha: Ich meine Sie hatten noch keine Stelle, oder?

Altmann: Naja, das Wort Stelle in dem Sinne wie jetzt...

Paycha: Gibt's nicht.

Altmann: Ich hatte ja eine befristete Assistentenstelle.

Paycha: Doch schon.

Altmann: Aber nicht an der HU, sondern in Jena. Ich bin ja nach dem Forschungsstudium extra nach Jena gegangen, um retten zu können, dass die HU mich nicht gewollt hat. Das heißt, das ist alles ein bisschen komplizierter. Jedenfalls bin ich in Jena gut aufgenommen worden und bin dann aber doch wieder nach Berlin. Zwei Jahre später hat es dann geklappt, dass ich eine Stelle bekomme habe. Warum verstehe ich bis heute nicht. Aber...

Hille: Du bist immer noch nicht in die Kampfgruppe gegangen.

Altmann: Ich bin auch nicht in die Kampfgruppe gegangen. Das war also ein bisschen eigenartig.

Hille: Das war eben auch ein Politikum, denke ich.

Altmann: Gemäß eines Parteigruppenbeschlusses, so wurde mir erzählt, bekam man keine unbefristete Stelle, wenn man nicht unterschrieb, dass man bereit war in die Kampfgruppe zu gehen. Unabhängig von dem praktischen Aspekt mit der Kampfgruppe war das auch mehr so eine politische Ergebnisadresse, die ich nicht gewillt war zu unterschreiben. Und für mich war die Überraschung, dass ich selbst als befristeter Assistent nicht angenommen wurde. Der Trick war dann, dass ich mit meinem damaligen Chef geredet habe. Ich wollte auch nicht aus diesen Gründen nicht genommen werden, weil das dann für immer in der Kaderakte drinstand. Also habe ich dann formal vorher selbst gekündigt, damit es so aussieht, als hätte ich keine Lust mehr an der HU. Aber der Grund war: Die wollten mich nicht, und Jena war eben bereit, über so einen Makel hinwegzusehen. Das fand ich sehr nett von den Leuten. Und zwei Jahre später bin ich an die HU zurück und sogar mit dem Versprechen

genommen worden, ich bekomme eine unbefristete Stelle. Was all den Parteigruppenbeschlüssen widersprach. Wie gesagt, ich verstehe nicht, was da abgelaufen ist.

Hille: Hast du auch nie versucht, das rauszukriegen?

Altmann: Na wie soll ich das versuchen? Wie soll ich das schaffen?

Hille: Pfister müsste das wissen. Jetzt ist es vielleicht auch zu spät, aber man hätte das schon rauskriegen können, denke ich.

Paycha: Und das war genau in welchem Jahr?

Altmann: Also ich bin '86 von der HU weg und war bis '88 in Jena.

Hille: Du kamst kurz vor der Wende zurück.

Altmann: '88 bin ich zurück an die HU und seitdem dort Assistent gewesen.

Paycha: Und mit der Wende war dann die Stelle gefährdet, oder?

Altmann: Erst mal lief es eine Weile und keiner wusste was passiert. Dann gab es diesen ganzen... Ich weiß jetzt natürlich auch gar nicht mehr, was in welcher Reihenfolge genau passierte. Ich weiß nur das Kurke, der unser aller mentaler Betreuer war, versucht hat uns auch noch in die richtigen Richtungen zu entlassen in die Freiheit. Er hat mir gesagt ich soll unbedingt für ein Jahr nach. Mit einem DAAD-Stipendium habe ich dann beantragt ans MIT zu gehen, was geklappt hat. Und da hatte ich, glaube ich, noch diese provisorische Assistentenstelle. Ich weiß noch genau, es war nicht klar, muss man darum kämpfen, dass die Stelle erhalten bleibt? Macht das überhaupt Sinn? Ich glaube, die Stellen fielen auch weg. Als ich in Amerika war, bekam ich einen Brief mit einer Änderungskündigung, die man innerhalb von drei Tagen unterschreiben musste. Und man ist weit weg und weiß gar nicht was passiert. Dann kam ich zurück und ich glaube, dann waren die Würfel gefallen und dann haben die entschieden. Einige Leute, die schon älter und habilitiert waren, durften wohl bleiben, mit einer Dauerstelle. Einige Leute haben eine W1-Stelle, also eine Assistentenstelle, ganz nach normalem westdeutschem Format, angeboten bekommen. Das war bei mir so der Fall. Anderen hat man wohl noch gesagt, sie dürften noch ein, zwei Jahre bleiben, aber sollten sich in der Zeit was Neues suchen.

Paycha: Kennen Sie viele, die gar nichts gefunden haben, unter den Leuten, die sich was suchen sollten? War das schmerzhaft für einige?

Altmann: Also schmerzhaft sicherlich. Aber dass Leute dann gar nichts gefunden haben, kenne ich eigentlich nicht.

Paycha: Nein?

Altmann: Weiß ich nicht so genau. Es werden wahrscheinlich alle, die mich kennen und nichts gefunden haben, sauer sein, aber ich kann mich nicht erinnern. Also ich meine, in irgendeinem Wirtschaftsunternehmen sind die meisten untergekommen.

Hille: Ach so...

Paycha: In der Wirtschaft.

Hille: ...aber nicht in der Uni.

Paycha: Nicht...

Altmann: Nicht in der Uni, nein.

Paycha: Nicht an der Uni. Was war der Anteil in Ihrem Umfeld, der in die Wirtschaft musste oder etwas anderes? So subjektiv.

Altmann: Also subjektiv dass man es geschafft hat, auf Jahre hinweg in eine Dauerstelle zu bekommen in der Mathematik, das waren nicht viele.

Paycha: Waren nicht viele.

Altmann: Ne. Ich kann jetzt keine Zahlen nennen, aber...

Paycha: Sehr wenige.

Hille: Ich denke, da sind wir schon die Ausnahmen, ja.

Altmann: Man musste Durchhaltevermögen haben.

Hille: Das würde ich schon auch eher als Ausnahmen sehen.

Altmann: Oder keine anderen guten Angebote. Ich kann mich erinnern, dass ich, als ich in Kaiserslautern war, dachte: „Ach, jetzt habe ich eine westdeutsche Adresse, das ist vielleicht ganz gut.“ Dann hab ich mich mal bei zehn Firmen beworben, weil ich gehört hatte, dass man bis zum Alter von 35 noch Chancen hat und das drohte dann einzutreffen bei mir. Zehn Bewerbungen habe ich geschickt, an alle möglichen Institute, oder sonst wohin, und habe zehn Absagen bekommen. Das hat mich dann doch schon... Und das war nicht Mathematik! Also wirklich außerhalb.

Paycha: Ach so, nicht Mathematik.

Altmann: Ja, ich wollte einfach mal gucken: Wie gut hat man denn Chancen unterzukommen? Mir ist zehn Mal abgesagt worden, Da habe ich gesagt: „Na gut, dann muss ich halt in der Mathematik bleiben.“ Was ein Glück war für mich.

Paycha: Ja. Ihre Erfahrung bei Siemens, das war doch Siemens?

Altmann: Ja.

Paycha: Das war nicht gut für sie?

Altmann: Naja, die Leute waren sehr nett. Ich muss sagen vom persönlichen Umfeld her war das ganz, ganz toll. Aber es war irgendwo eine Sache, ein Gegenstand, der mich einfach nicht interessiert hat. Es ging um irgendwelche ingenieurtechnischen Probleme, und wie ist dort die Signalverarbeitung, wie kann ich kontrollieren ob irgendeine Telefonanlage das Richtige macht. Und dann musste man mit seiner Maus in irgendwelchen Windowsprogrammen rumhacken. Also nach dem dritten Tag war mir klar, dass das vielleicht doch nicht das Richtige war.

Paycha: Und dann ein Start-Up.

Altmann: Genau. Ursprünglich hatte ich mir gedacht, wenn man eine Professur haben will, muss man irgendwie nicht nur Mathematik machen, man muss auch ein bisschen Kryptographie, ein bisschen Kodierungstheorie und Computeralgebra machen, damit man sozusagen ein bisschen im Mainstream ist. Und bei meiner Vorlesung, die ich gehalten habe, über Kryptographie, war ein Student, das waren gar nicht viele an der HU damals noch, der war in dem Start-Up Mathematiker und hat mich sozusagen an seine Firma geholt. Da wurde ich dann Abteilungsleiter dieser Firma. Die Abteilung bestand aus mir und diesem Studenten. Das war schon ziemlich verrückt, aber...

Paycha: Das war schon mutig.

Altmann: Ja, ich wollte von Siemens weg und hab das eben nach einem halben Jahr auch gemacht, bin zu diesem Start-Up, und als ich da anfing war alles schon sehr eigenartig. Sie sind dann auch kurz nach meinem Weggang bankrott gegangen, was glaube ich nicht an mir lag. Und dann hatte ich aber eben einen Ruf an die Uni Düsseldorf.

Paycha: Das hat Sie dann sozusagen gerettet.

Altmann: Genau, aber die Erfahrung war nicht uninteressant.

Paycha: Jaja, wie lange?

Altmann: Drei Monate.

Paycha: Ok. Also insgesamt so ungefähr neun Monate Siemens und Start-Up.

Altmann: Genau. Ich muss auch dazu sagen, dass ich die ganze Zeit mit Netz gearbeitet habe, weil ich im Hintergrund immer das Heisenberg-Stipendium hatte. Und die DFG hat teilte mir mit, sie würden es verlängern, Erfahrung in der Wirtschaft befürworten sie. Das war für mich natürlich super. Ich habe dadurch ein viel besseres, selbstsicheres Auftreten gehabt, weil ich wusste, selbst wenn ich morgen entlassen werde, habe ich immer noch mein Stipendium. Also der DFG kann ich gar nicht dankbar genug sein.

Paycha: Also das war dann kein großes Risiko.

Altmann: Nein. Das nicht.

Paycha: Und für Sie Herr Hille, wie war das mit der Zeit der Wende? Davor waren Sie doch noch Student.

Hille: Ich war richtig Student, noch in den Wendewirren also, und habe sozusagen in den Wendewirren meine Diplomarbeit geschrieben. Herr Kurke wurde ja schon angesprochen, der hatte damals viele Kontakte und mir dann eine Stelle in Hannover, also nicht vermittelt, aber mir empfohlen, mich da zu bewerben. Mein anderer Diplombetreuer, Herr Meltzer, hatte den Herrn Ringel aus Bielefeld hier eingeladen und Ringel habe ich meine Diplomarbeit in die Hand gedrückt. Er hat reingeguckt und gesagt: „Du kannst sofort bei mir anfangen.“ Herr Hulek in Hannover hatte mir auch ein Angebot gemacht. Lange habe ich überlegt, weil Hulek schon auch einen sehr, sehr guten Ruf hatte, aber am Ende war es eben auch eine relativ kleine Arbeitsgruppe. Und ich war damals ja auch so jemand, der alles machen wollte: Topologie und Geometrie und Algebra... und das war mir einfach viel zu klein. Und Bielefeld hatte einen SFB, und da waren die ganzen Cracks, also Waldhausen, Dress..., auch in der Geometrie waren einige. Da bin ich nach Bielefeld gegangen, das war auf jeden Fall die richtige Entscheidung. Eigentlich kam ich ja aus der algebraischen Geometrie, komplexen Algebra, komplexen Geometrie von Kurke, und dann so ein bisschen in die Algebra und Kategorientheorie ging. Also bin ich auch mehrmals gesprungen. Ich hatte ja auch viel Differentialgeometrie vorher gelernt und dann hab ich da praktisch reine Algebra gemacht, hatte aber immer auch die algebraischen Gruppen im Kopf. Das ist auch schon wieder ein ganz anderes Gebiet und dadurch war es eigentlich perfekt. Dann habe ich drei Jahre lang promoviert, ein bisschen zu lang am Ende. Der Grund war, dass ich eigentlich zwei Doktorarbeiten geschrieben habe, sage ich immer.

Paycha: Zwei Doktorarbeiten?

Hille: Ich hatte erst ein Thema über Koszul-Algebren, das wollte ich eigentlich machen. Und dann gab es aber eine Arbeit von drei ganz berühmten Leuten: Bernstein, Ginzburg und Soergel. Die erschien aber nie und es waren auch Fehler drin. Deswegen habe ich dann nach anderthalb Jahren das einfach in die Ecke geschmissen, weil ich mich mit den Dreien nicht anlegen wollte. Ich dachte: „Da kommst

nicht ran“ und habe einfach noch was anderes gemacht, also das Thema komplett gewechselt. Es war ganz witzig mit dem zweiten Thema. Ich war ein Jahr später in Oxford, da gab es einen Vortrag. Ich zu der Kollegin, die mich eingeladen hatte, Karin Erdmann, gesagt: „Mensch Karin, da ist ein Vortrag, kommen Köcher vor, lass uns doch mal hingehen. Das ist zwar komplexe Analysis, aber...“ Wir sind hingegangen und dann sagte der Vortragende in der Mitte des „und wie Lutz Hille in seiner Doktorarbeit gezeigt hat“. Wie bitte? Und da war sie völlig begeistert und ich bin noch nach dem Vortrag hin und habe gesagt: „Ich bin Lutz Hille, ich wollt mich mal vorstellen.“ Der wusste natürlich gar nicht, dass ich im Vortrag, im Auditorium bin. So haben dann Leute aus der komplexen Analysis meine Arbeit - sie war rein algebraisch - dann benutzt.

Paycha: Sehr schön!

Hille: Das ist eben was mich auch immer in der Mathematik begeistert, dass man eben mit Polytopen plötzlich Algebra machen kann und mit Algebra plötzlich irgendwelche Probleme der komplexen Analysis lösen... Das ist eigentlich so ein bisschen der Punkt.

Paycha: Stimmt. Ok, dann ist es relativ glatt gelaufen, also für sie persönlich.

Hille: Ja. Ich habe mir auch so ein Netz besorgt, das muss man auch sagen. Als ich nach Chemnitz ging habe ich eine Freundin in Bielefeld gehabt, wir waren noch fest zusammen. Und dadurch hatte ich auch nie Ängste weil da immer jemand war, der mich hätte auffangen können, also durch die Beziehung.

Sie hat auch gut verdient und die Ängste waren gering. Also bei mir waren die Brüche eher mit der Familie, mit meinen Eltern. Die hatten es sehr, sehr schwer.

Paycha: Wegen diesen politischen Umständen?

Hille: Sie haben sozusagen einen kompletten Bankrott hingelegt. Mein Vater stand mit über einer Million Schulden stand da, und ist dann aber auch noch gestorben. Also hatte meine Mutter das alles am Hals.-Das war-für mich sehr, sehr schlimm, weil eigentlich meine Eltern einen guten Job hatten, die hatten gut verdient, sie hatten sich auch etabliert.

Paycha: Was war das für ein Job?

Hille: Meine Mutter war Psychologin und mein Vater hat Firmen vertreten für gewisse Baustoffe, ich glaube für Platten, tatsächlich, es waren spezielle Platten. Da war er Vertreter, ich glaube für ganz Ostdeutschland oder so. Er hat eigentlich richtig gut verdient. Und sie hatten eben das Grundstück in Berlin und haben da ein Haus gebaut. Und das ging dann völlig den Bach runter. Das war eigentlich die schlimmste Belastung, die ich hatte, und das ist auch heute noch nicht abgeschlossen. Das hängt ja immer noch nach.

Paycha: Haben Sie Geschwister?

Hille: Ja, einen Bruder, den habe ich gerade getroffen. Mit ihm verstehe ich mich sehr gut. Der hatte es auch nicht so einfach, aber ich sage mal, es ging noch vergleichsweise glimpflich, er ist jetzt auch eigentlich ganz gut angekommen.

Paycha: Sie waren sozusagen jung genug, um Ihr Leben...

Hille: Genau. Ich habe mein Leben machen können, aber ich glaube für meine Eltern die über 50 waren, war der Umbruch dann doch sehr stark. Mein Vater war im Ministerium für Wissenschaft und Technik. Da wurden auch Teile übernommen, also Teile seiner Kollegen sind heute noch da im Ministerium. Das wollte er aber nicht. Politisch war ihm das zu schwierig.

Paycha: Und für Sie, Herr Altmann, auf persönlicher Ebene, diese Wendezeit, also es gibt das berufliche aber auch das was man spürt, wie haben Sie das empfunden?

Altmann: Ziemlich klar als eine Befreiung.

Hille: Ja, das kann ich auch nur bestätigen.

Altmann: Eigentlich ohne Wenn und Aber.

Hille: Ich kann mich entsinnen, als ich das zweite Mal in Westdeutschland war, über die Oberbaumbrücke gelaufen bin, da habe ich richtig körperlich gespürt, wie der Druck wegfällt. Ich stand da eine halbe Stunde und habe nur geheult. Wenn ich heute darüber rede, kommen mir eigentlich fast immer noch die Tränen.

Paycha: Ja, von dieser Erleichterung?

Hille: Ja. Es war unglaublich, ja. Das war einfach unglaublich befreiend. Es war ein Glücksgefühl.

Altmann: Es war ja auch eine ganz verrückte Zeit davor. Ich kann mich noch erinnern, es hatte zwar auch mit der Uni zu tun, aber weniger mit der Mathematik als mit dem allgemeinen Leben. Angefangen zur Gorbatschow-Zeit damals, ungefähr in den letzten zwei bis drei Jahren der DDR, wurde das Leben immer unterhaltsamer, immer verrückter und grotesker. Ich war nicht in der Partei, also in der SED, und das war wirklich wichtig zu erwähnen, weil es eben die Parteigruppe gab, und die, die außerhalb waren. Früher hat man gesagt, die Parteigruppe hat die Macht ausgeübt und hatte Privilegien Aber in den letzten zwei Jahren war das fast umgekehrt. Die Leute, die in der Parteigruppe waren, waren so unter Druck, die taten mir manchmal echt leid, während ich außerhalb manchmal schon ein bisschen Narrenfreiheit fühlte. Zum Beispiel gab es ein großes Ereignis im Fachbereich Mathematik, oder Sektion Mathematik hieß es damals. Der damalige Chef der Kampfgruppe, wieder die Kampfgruppe, die war ja eben auch eine politische Kampfeinheit, war in der Partei und Kampfgruppenchef. Von einem Tag auf den anderen hat er plötzlich gesagt, er tritt aus der Kampfgruppe aus, er tritt aus der Partei aus. Da gab es einen privaten Hintergrund. Er hatte eine Freundin bei den Zeugen Jehovas glaube ich. Jedenfalls, das ist passiert.

Hille: Klaus, ich wusste gar nicht, dass der Chef der Kampfgruppe war.

Altmann: Für diesen Mann war es damit erledigt. Ich glaube, der wurde auch gar nicht weiter drangsaliert. Aber es war natürlich klar: in diesem Mathematikfachbereich ist was faul, wenn so was da passieren kann. Da gab es einen Mann von der Kreisparteileitung, der hat eine Kontrollkommission wie so eine heilige Inquisition geleitet. Den Namen habe ich leider vergessen. Und der war für mindestens ein Jahr angesetzt in diesem Fachbereich Mathematik um zu gucken was da falsch läuft.

Paycha: Ein Jahr?

Altmann: Der war in den Versammlungen dabei und hat geguckt. Ich hatte immer mit Leuten geredet, die in der Partei waren, die mir Informationen gegeben haben und die haben mich wissen lassen, dass dieser Mann dafür gesorgt hat, dass es bis zu fast physischer Angst ging. Die Leute hatten Angst gehabt ihren Mund aufzumachen. Es war wirklich Inquisitionsstimmung. Und ich da draußen habe die Sache eher ins Lächerliche gezogen. Und dann hat man mir gesagt: „Rede nicht so laut drüber“ und so. Ich meine, das war schon albern. Und als es immer mehr in Richtung '89 ging, wurde der Widerspruch immer noch grotesker. Als es diesen ganzen Rummel mit den Kommunalwahlen gab, hat es schon richtig Spaß gemacht, plötzlich zu politischen Versammlungen zu gehen, weil man ja wusste, die Leute müssen sich jetzt wieder rechtfertigen, mal gucken was sie heute sagen. Also ich hatte '89 echt meinen Spaß gehabt.

Paycha: Und Ihre Familie? Wurde sie getroffen? Ihre Eltern oder Geschwister?

Altmann: Mein Vater war an der Musikhochschule und gerade im Begriff Rentner zu werden. Rein beruflich war da nichts mehr zu machen, nichts zu wollen.

Paycha: Hat er dann eine Pension bekommen?

Altmann: Ja, ganz normal. Er hat dann um seine Pension gekämpft und dann war es auch so, dass man immer nach irgendwelchen Regeln sehr wenig bekam. Dann hat er geklagt, aber ich glaube, das ging mehr oder wenig ok. Meine Mutter war auch schon Rentnerin gewesen. Meine Frau war an einem Institut, ich weiß nicht mehr, wie das damals hieß...

Hille: Statistik?

Altmann: Nein, sie hat Statistik gemacht. Ich weiß nur nicht, wie hieß das denn? Das war so ein Epidemiologie-Institut in Schönevide. Genau. Und sie hat eigentlich Glück gehabt, ist dann im Bundesgesundheitsamt im e-Zentrum aufgenommen worden. Sie ist dort erstmal befristet und später unbefristet übernommen worden. Das lief sehr gut, was mir auch Sicherheit gegeben hat. Weil Du sagst, die Existenzangst. Ich meine, wenn die Kinder klein sind, fragt man sich: Uui, wie macht man das mit dem Job. Ich wusste, sie hat einen festen Job.

Hille: Du hattest Kinder in der Wendezeit.

Altmann: Ich hatte Kinder in der Wendezeit. Also mein großer Sohn war 6 Jahre, der kleine war 3 oder 2 Jahre, als es über den Strich ging. Als meine Frau dann eine unbefristete Stelle bekam, waren wir schon beruhigt

Paycha: Sie haben schon mehrmals das Wort „beruhigt“ erwähnt. Das heißt, es gab eine Unruhe? Es gab diese Befreiung, aber es gab auch diese innerliche Unruhe, oder?

Altmann: Klar.

Paycha: Können Sie das, den vorigen Zeiten vergleichen? War dieses Sicherheitsgefühl ein gutes Gefühl, oder war das immer so eng verbunden mit dieser Mangel an Freiheit, dass man das nicht als Beruhigung spüren konnte? Also wie lassen sich die beiden, einerseits dieser Mangel an Freiheit, andererseits dieses Sicherheitsgefühl, abwägen?

Hille: Schwierig. Also ich kann nur sagen, als die Mauer aufgemacht wurde, war es nicht nur eine Befreiung, es war ja auch eine Eröffnung, Ich bin dann in die Buchläden gegangen, habe mir alle Filme angeguckt. Ich hatte Leute in Westberlin, mit denen ich durch die Kneipen gezogen bin und so weiter. Ich hatte sofort die Philosophie: in den Westen, Sprung ins kalte Wasser und los. Und ich bin damit auch lange gut durchgekommen. Die ersten Zweifel kamen dann eigentlich erst, als ich wieder in Chemnitz zurück war. Ich hatte dann promoviert und ein Kollege hatte eine Stelle in Chemnitz und so bin ich mit ihm nach Chemnitz gegangen. Und da habe ich dann gemerkt, dass ich doch stark an meine Grenzen komme. Und dann bin ich nach Hamburg gegangen, da war ich dann wieder voll in meinem Element. Da haben wir auch ein Kind bekommen, Familie gegründet. Da war eigentlich Sicherheit. Ich muss sagen, die Ängste waren eigentlich nur eher um meine Eltern und auch meinen Bruder teilweise. Aber um mich selber hatte ich nie Angst.

Altmann: Angst ist halt auch zu viel gesagt, aber Unruhe finde ich schon, weil es einfach alles offen gewesen ist.

Hille: Genau.

Altmann: Was einerseits eine Chance bedeutete, aber andererseits wusste man auch überhaupt nicht was kommt. Und vor allem das ganze Wertesystem, das man hatte, drehte sich um. Ich kann es mal als Beispiel auf das Materielle beziehen. Was war was Teures und was war was Billiges? Das drehte sich völlig um. Es ist ja nicht so, dass alles teurer wurde. Das war eigenartig. Man hatte ja auch gewisse Spielregeln in der DDR gelernt - was macht man um etwas zu erreichen - und diese Spielregeln hatten sich völlig geändert. Und das war natürlich total abenteuerlich, aber man hatte eine sehr offene Zukunft gehabt.

Hille: Ja, du bist vielleicht auch ein bisschen älter. Also ich hab gar nicht empfunden, dass sich mein Wertesystem geändert hat. Ich habe eher das Gefühl gehabt, dass mein Wertesystem endlich zu mir kommt. Also ich habe eher darauf gewartet, sag ich jetzt mal.

Altmann: Ich meine jetzt zum Beispiel mit dem Wertesystem auch mal eine ganz materielle Sache: was weiß ich... was kostete ein Radio und was kostete ein Hühnchen?

Hille: Genau, ja

Altmann: Weißt du was ich meine? Was zieht man sozusagen an? Ich konnte es zum Beispiel nicht verstehen, dass mir jemand gesagt hatte, dass Leute die ich aus Westdeutschland kannte, immer genau fuchsten, in jedem Supermarkt irgendwas billiger zu bekommen. Das fand ich völlig abartig. Und dann gingen sie für 100 Euro oder D-Mark essen. Das konnte ich nicht verstehen. Mein Gott, hätten sie stattdessen zu Hause gegessen wäre das viel billiger gewesen. Und dann hat mir dieser Mensch aus Westdeutschland damals geantwortet, ich war damals noch im Osten: „Ja, jedes hat seinen Preis, Essen gehen kostet halt das und das und das kostet das.“ Für mich war das absurd. Und jetzt ist das so, natürlich lebt man in diesem System, und ich verstehe gar nicht mehr was für mich damals absurd war. Bestimmte Sachen und Regeln änderten sich halt.

Hille: Also ich bin ja an die Grenzen mit den Westdeutschen gekommen, dass die Westdeutschen ein Wertesystem hatten und meines nicht akzeptieren wollten. Als wir in der Sylvestergruppe einkaufen waren, und gab jemanden, der jedes Mal versuchte zu erklären, dass man die Waren von unten nehmen muss, weil die da billiger sind. Und ich versuche ihm jedes Mal zu erklären, dass wir alle ein gutes Gehalt haben und dass ich das kaufe, was mir schmeckt und mir der Preis halt egal ist. Natürlich kaufe ich jetzt nicht etwas, was zehnmal so teuer ist. Aber ob dahinten jetzt zehn oder zwanzig Cent dran sind, interessiert mich ehrlich gesagt nicht. An der Stelle bin ich mit den Leuten immer eher aneinander geraten. Aber ich hatte nicht das Gefühl, dass sich mein Wertesystem komplett geändert hat. Das DDR-Wertesystem habe ich immer in Frage gestellt und zwar von Anfang an.

Altmann: Jetzt bringe ich aber zwei Begriffe durcheinander mit dem Wort Wertesystem. Also meine Werte, was mir wichtig ist, ist die eine Sache.

Hille: Ich meine nicht, was wichtig ist, ich meine auch die Preisgestaltung zum Beispiel. Ich meine, dass eine Stereoanlage zehntausend Mark kostete, das war für mich abstrus. Und ein Liter Milch fünfzig Pfennig. Und das fand ich im Westen besser, dass man da auch eine Auswahl hatten und so weiter. In vielerlei Hinsicht habe ich das eher so empfunden, dass jetzt das richtige System gekommen ist für mich.

Altmann: Aber nehmen wir doch mal, auch mit den Beispielen, die du genommen hast.

Hille: Auch mit Wohnungen zum Beispiel.

Altmann: Aber Wohnungen zum Beispiel ist folgendes: Ich meine, Wohnungseigentum gab es im Prinzip nicht. Was heißt im Prinzip, gab es nicht. Punkt.

Hille: Na, wir hatten Eigentum, aber...

Altmann: Ok. Also für normale Leute gab es das nicht.

Hille: Wir waren die Ausnahme. das weiß ich.

Altmann: Und wir wohnten also ganz normal in einer Mietwohnung, aber das subjektive Gefühl für mich in der Wohnung war: Das ist mein Eigentum.

Hille: Ach echt?

Altmann: Hatte ich schon, ja. Kein Mensch kümmerte sich darum was ich da drin machte in der Wohnung. Natürlich konnte ich gar nicht viel machen, weil es unheimlich schwierig war mit Handwerkern und so was. Aber es hat einfach keinen interessiert und es war auch klar, ich konnte...

Hille: Du konntest damit machen, was du wolltest!

Altmann: Ich konnte damit machen, was ich wollte.

Hille: Genau. Aber du konntest es auch nicht, sag ich mal, verbessern oder verändern.

Altmann: Wenn ich einen Handwerker hatte, sofort, klar, das war ja nur Problem. Wenn Du zur Wohnungsverwaltung gegangen bist und hast gesagt: „Ich würde gerne die Küche ein bisschen größer machen“ und so was, dann haben sie gesagt: „Super, machen Sie mal.“ Aber wenn du einen Handwerker brauchtest, dann musstest du es schon selber machen. Also im Prinzip hatte ich alle Freiheiten, wenn ich die Handwerker hatte und das Geld investiert hatte. Und als die Wende kam, war plötzlich klar, es gehörte einem Hausbesitzer. Das war ein sehr netter Mensch, muss ich sagen, aber als er das erste Mal zu uns zu Besuch kam und uns erzählte, wie seine Vorstellungen sind, dachte ich: „Mein Gott, nur weil ich da diese Wand verrücken will, muss ich diesen Mann jetzt fragen, den ich gar nicht kenne?“ Das war für mich irgendwie ein eigenartiges Gefühl. Damit musste ich irgendwie erst mal zurechtkommen.

Hille: das hatte ich nie, weil wir in Berlin ein Haus hatten. Wir haben keine Wohnung gekriegt in Berlin und deswegen mussten wir das Haus kaufen. Es war von 1900 und da war alles kaputt, als Heizungen waren noch Kohleöfen drin. Und wir haben innerhalb von vier Jahren alles selber gemacht. Ich habe die Elektroleitungen gelegt. Mein Vater hatte einen Freund, der war Klempner in Thüringen und kam mit seiner ganzen Brigade über das Wochenende. Da haben wir selbst die Gewinde in die Rohre geschnitten und die Rohre verlegt. Das kann man sich heute überhaupt nicht vorstellen, ich habe auf einer Baustelle gelebt. Mein Zimmer war eine Baustelle, es waren riesige Löcher in den Wänden wo die Elektroleitungen gelegt wurden, die waren ein Jahr lang offen. Meine Mutter hat schon gesagt, wenn das jetzt nicht endlich mal zukommt, dann zieht sie hier aus. Also das war ein permanenter Kampf und das Haus war in einem unglaublich schlechten Zustand. Wir haben aus dem Keller per Hand mit der Schippe und der Schubkarre vielleicht vierzig Kubikmeter Sand geschippt und solche Sachen. Und wenn die Wasserleitung kaputt war--wir hatten noch eine alte Bleileitung, die ist irgendwann mal geplatzt--- haben wir das mit der Hand repariert, man hat nicht einmal einen Bagger gekriegt in der DDR. Wir haben eine Party gemacht, da kamen zehn unserer Freunde und haben mal eine Stunde geschippt, damit der Graben fertig war und danach gab es Grillwürstchen und Bier. Das war DDR, das haben wir alles selber gemacht. Es war natürlich eine andere Sache als jetzt eine Mietwohnung. Mit meiner Frau habe ich dann auch relativ schnell was gekauft in Bielefeld, als wir dann Kinder kriegten. Das Theater mit irgendwelchen Untermietern und Krach und ich weiß nicht was wollte ich nicht haben. Wir haben ein Haus gekauft und hatten unsere Ruhe. Ich konnte also immer machen was ich wollte in meiner Wohnung, das ist vielleicht der Unterschied. So hab' ich das gar nicht wahrgenommen.

Paycha: Können Sie über die Entwicklung der Stimmung in den Forschungsgruppen, in denen Sie tätig waren, entweder noch als Student oder schon als Mitarbeiter, etwas sagen? Ich habe gehört, dass es viel Solidarität gab, früher, vor der Wende und auch in den Arbeitsgruppen dann auch durch die Wende, manchmal. Aber vielleicht ist das eine subjektive Sicht. Könnten Sie darüber was sagen?

Hille: Na, wir hatten schon immer jedes Semester eine Party gehabt, bei Pfister, bei Kurke.

Altmann: Das ist richtig, aber sagen wir, dieses allgemeine Klischee, in der DDR war alles solidarischer, das kann ich nicht teilen.

Paycha: Nein?

Altmann: Also, man war natürlich darauf angewiesen für bestimmte Sachen, dieses „Tauschen und Helfen“ und so was. Aber es war natürlich auch viel Misstrauen und durchaus die Erfahrung, mit wem kann ich was bereden, mit wem kann ich was nicht bereden? Also, das würde ich nicht so romantisieren wollen. In der Arbeitsgruppe fand ich, trotz aller dieser allgemeinen Abwägungen, war die Atmosphäre eigentlich sehr angenehm. Man wusste ja auch, mit wem man wie über was reden konnte. Nur hatten wir eben immer diesen Herrn Kurke, der alles zusammenhielt und der eine moralische und mathematische Instanz für uns war. Der hat das große Verdienst gehabt, dass es in der Arbeitsgruppe eine nette Atmosphäre gab. Und es gab sicherlich nettere und unnettere Arbeitsgruppen an der HU und da gehörte eigentlich meine, unsere, zu den netteren würde ich denken, oder?

Hille: Aber Pfister hat doch auch immer seine schützende Hand über uns gehalten und Kurke hat die mathematisch schützende Hand über uns gehalten. Und ich glaube auch, dass wir auch nach der Wende im Westen sofort Fuß gefasst haben, das ist klar Kurke zu verdanken, seinen Kontakten und es kamen ja auch immer wieder Gäste aus dem Westen, Helen Esnault war mal da und Hirzebruch. Wenn wir ein Seminar gemacht haben und wir haben Hirzebruch geschrieben, wir bräuchten die und die Arbeit, haben wir von ihm die Arbeit zugeschickt gekriegt. Und das war natürlich Kurke, der dahinter stand. Also, sie haben uns schon immer unterstützt. Ich war im Westen auch immer in Arbeitsgruppen, wo es immer regelmäßig Partys gab. Also bei Ringel gab's immer, wenn ein Gast da war, bei ihm Wein und Käse, genau wie ich es von der Humboldt-Uni kannte, früher. Das hängt davon ab, welche Arbeitsgruppe, aber auch in Münster gibt es Kollegen, die regelmäßig mal einladen. Aber insofern finde ich ist der Unterschied an der Stelle gar nicht so groß. Viele haben das Vorurteil gehabt, dass im Westen die Leute kälter sind und sich nicht kümmern, was natürlich ein Stück weit auch stimmt. Wenn ich eine Mietwohnung hatte, habe ich sehr, sehr wenig Kontakt mit den Nachbarn gehabt, also manchmal kannte ich überhaupt keinen von den Nachbarn. Aber das empfinde ich im Nachhinein auch manchmal gar nicht als so schlimm. Also mit manchen Nachbarn möchte ich das vielleicht auch gar nicht, da bin ich immer froh, dass die Tür dann zu ist.

Paycha: Sie unterrichten beide, soweit ich weiß, und haben Sie den Unterricht als Student in der DDR erlebt. Sehen Sie einen großen Unterschied in dem Verhalten und den Erwartungen der Studenten nach der Wende und vor der Wende?

Altmann: Also, ich habe das Gefühl, die Umstellung des früheren Diplomstudiengang in Westdeutschland jetzt zum Bachelor-Master ist eigentlich ein Schritt zurück in die DDR. Also das ist relativ ähnlich, und zwar mit Nach- und Vorteilen. Also einerseits bewahrt mich das davor, das nun zu schrecklich zu sehen, denn ich denke, das haben wir früher auch wunderbar überlebt, dass wir nach jeder Vorlesung, nach jedem Semester, Prüfungen hatten. Das war ja einer der Kritikpunkte. Damit kann man ganz gut leben. Andererseits hatte eben das westdeutsche Diplomsystem den Hauptvorteil, dass man in den ersten fünf Semestern sehr viel Freiheit hatte und danach eine Vordiplomsprüfung, die über alles ein Resümee gezogen hat. Das war natürlich eine sehr interessante Tatsache, die

vielleicht für manche Leute gut ist, für manche nicht. Also ich denke da kann man nicht sagen was ist Vor- und Nachteile, aber wie gesagt, Bachelor-Master ist wie DDR.

Hille: Also, es war eben einerseits sehr durchorganisiert in der DDR, was vielen schwächeren Studenten glaube ich auch sehr geholfen hat. Aber andererseits habe ich ja auch nie normal studiert. Ich kam an die Uni und hatte die Vorlesungen, die im dritten Jahr gehalten werden, schon gelernt. Ich kannte die kommutative Algebra und die Algebra, also auch durch Bölling, über den wir heute schon mal geredet haben, der uns ja beide sehr inspiriert hat.

Altmann: Aus Potsdam, einer Ihrer Kollegen, wahrscheinlich in Rente. Wie vorhin gesagt, er hatte vielleicht die wichtigste Wirkung auf die deutsche Mathematik überhaupt. Also er hatte 70 Schüler in der Schule, in der Hertz-Schule, und von denen sind, um die 20 Mathematik-Professoren in aller Welt. Also Sie wissen gar nicht, wen sie hier als Schatz haben, an dieser Uni.

Hille: Und der hat uns inspiriert.

Altmann: Wir waren beide bei ihm.

Hille: Also insofern kann ich kann das sehr schwer vergleichen. Ich habe auch überhaupt keine Vorstellung, was Studenten für Probleme im ersten Jahr haben, weil ich ja sofort viel höher eingestiegen bin. Und dann hatten wir auch einen Sonderstudienplan, das war auch ganz witzig. Wir waren vier, also wir kannten uns auch ein bisschen. Ich hatte einen Freund, dann kamen noch zwei andere dazu, die ich auch kannte, die algebraische Geometrie machen wollten. Und dann bin ich zu Pfister damals, glaube ich, und ich habe gefragt, ob wir das nicht so machen könnten, dass wir die Vorlesungen die uns nicht interessieren, abwählen, weil das ja alles durchgetaktet war, und wir machen dafür was anderes. Wir hören dafür schon in höheren Semestern. Erst hat er gedruckst, aber dann hat er zugesagt. Und da gab es Widerstände, das kann man sich nicht vorstellen. Der Friedrich hat geschimpft wie ein Rohrspatz: „Wie kann man denen so einen Plan geben.“ Das wäre ja wohl unmöglich. Jedenfalls haben wir es einfach trotzdem gemacht, aber das mussten wir jedes Jahr immer wieder beantragen. Wir hatten also so einen Sonderstudienplan, wo dann drin stand, wir müssen die Übung zur linearen Algebra nicht mit machen. Das kannten wir alles, und das war für uns Pippifax. Dafür haben wir schon im ersten Jahr algebraische Geometrie gelernt. Das gab es bei dir noch nicht?

Paycha: Aber das war nicht für alle Studierenden...

Altmann: Bei uns gab es keinen Sonderstudienplan, wir haben das aber einfach...

Hille: Ihr habt dass einfach gemacht.

Altmann: ...im Gespräch geklärt.

Hille: Genau. Aber bei uns war das dann richtig offiziell. Es gab ja Anwesenheitspflicht und wir haben eben gesagt, zur Übung Lineare Algebra wollen wir nicht anwesend sein. Das habt ihr mündlich geklärt? Bei uns war das dann irgendwie offiziell. Und dann waren wir so eine Vierer-Clique. Mit der Wende, das ist vielleicht auch ganz interessant, ist einer dann zur Bank gegangen, zur Deutschen Bank. Den kennst du, der hatte zur Diplomarbeit, glaube ich, schon drei Publikationen, also der war unglaublich. Und den hat seine Freundin, wenn ich das richtig verstanden habe, überredet, dass er lieber was Richtiges macht, jetzt im Westen. Und so ist er zur Bank gegangen. Und ich glaube, der ist nicht sehr glücklich geworden. Und der eine ist Huybrechts, der ist jetzt Professor in Bonn. Und mein Freund hat dann aber irgendwann die Mathematik verlassen.

Paycha: Ach so, dann doch nicht so viele.

Hille: Also von uns Vieren immerhin zwei.

Paycha: Eine provokative Frage für Sie: Bedauern Sie etwas von der Zeit vor der Wende oder gar nichts?

Altmann: Bedauern? Das man nicht mehr so jung ist wie damals. Viele Leute sagen ja, es gab auch gute Seiten. Sicherlich, aber ich bin der Meinung, dass es auch viele gute Seiten gab, die fest verbunden waren mit negativen Seiten und man kann nicht sagen: „Ich hätte gerne das und das und dafür das nicht.“ Insofern ist die Frage schwierig.

Hille: Es spielt alles zusammen, ja.

Paycha: Gehört zusammen.

Altmann: Was ich auch interessant fand zu dem „Was war gut oder was war anders“: Als ich schon zwei Jahre im Westen war, der Westen kam ja zu mir und nicht andersrum, sagen wir mal '90 war die Wende oder '89, bin ich '93 in die USA gegangen. Für ein Jahr, mit den Kindern, das war schon das große Abenteuer, einen drei und einen sechsjährigen nach Amerika zu nehmen. Ich dachte, es wird natürlich interessant, nochmal so einen Schritt zu machen. Der Schritt von Ost nach West, war ja schon eine völlige Weltenänderung und jetzt geht man nochmal einen Schritt weiter. Und ich habe festgestellt, es es war ein Schritt zurück.

Paycha: Zurück?

Altmann: Also wenn ich Nostalgie für die DDR gebraucht hätte, wäre die USA genau das Richtige.

Paycha: Wirklich?

Altmann: Ich habe mir dann einen Ordner angelegt: Vergleichbares/Übereinstimmungen USA-DDR. Und ich hatte, glaube ich, 42 Einträge. Das waren ganz oberflächliche, aber durchaus auch tiefer gehende Sachen.

Paycha: Zum Beispiel können Sie...?

Altmann: Natürlich...

Hille: Das schönste waren die „Unsere Besten“ bei McDonalds.

Altmann: Genau. Damals gab's „The employee of the month“ und der war mit einem Foto abgebildet. Ich kannte das von der NVA, von der DDR-Armee. Da bekam man als Auszeichnung das Foto vor der Truppenfahne, wenn man gut war. Und genau an das erinnerte mich das.

Hille: Das gab es doch auch in Betrieben, wo man „Arbeiter des Monats“ oder der Woche oder so war. Da gab es immer „Unsere Besten“ an einer Wand. Und genauso war das da bei McDonalds und bei Burger King. Das war unglaublich. Die USA hat komischerweise einige sozialistische Tendenzen, die sind unglaublich, wenn man mal genau hinguckt.

Altmann: Auch eine Art Selbstzensur.

Hille: Also zum Beispiel eine Sache, die mir immer aufgefallen ist: Die haben in den 70er Jahren die Frachtraten für die Züge durch das Parlament bestimmt und daraufhin sind alle Bahngesellschaften pleitegegangen, alle. Und die haben dann eine Riesen-Rettungsaktion gemacht. Die haben dann eine extra Compagnie gegründet, damit heute überhaupt noch ein Zug fährt in den USA, also das muss man sich überlegen, im Land des Kapitalismus sozusagen. Es geht nur um Güterzüge, die Personenzüge sind noch eine ganz andere Sache. Den gesamten Güterzugverkehr haben die sozusagen mit sozialistischen Festpreisen lahmgelegt.

Altmann: Planwirtschaft.

Hille: Das ist für mich unglaublich, aber an ganz vielen Stellen in Amerika steckt der Sozialismus sozusagen unten drunter irgendwo.

Paycha: Was viele Amerikaner...

Hille: Natürlich, die springen einem ins Gesicht, das ist klar.

Paycha: ...widersprechen.

Altmann: Auch der Patriotismus im Schulsystem, angefangen beim Antreten der Klasse früh im Pausenhof...

Hille: Und der Nationalhymne.

Altmann: Und der Disziplinierteste durfte „The Pledge of Allegiance to the United States“ sagen. Im Mathematik-Unterricht kam in Textaufgaben immer wieder das Weiße Haus vor, und dann wurde über Lincoln erzählt, was für ein toller Mensch das gewesen ist. Der hat ja sogar älteren Frauen über die Straße geholfen immer.

Hille: So wie Thälmann!

Altmann: Also ich meine, es war schon grotesk das zu erleben.

Paycha: Interessant. Das habe ich nie gehört.

Hille: Also ich glaube, wir haben uns da auch früher mal lange drüber unterhalten. Du hast mir das mal erzählt und ich habe dann auch andere Sachen versucht zu gucken, aber das mit dem Burger King, das war mir auch aufgefallen. Also „Unsere Besten“, das war so plakativ DDR das kann man nicht...

Altmann: Aber es gab auch an der Oberfläche noch solche Sachen, dass das Hühnchen dort Broiler hieß, weswegen die Ostdeutschen immer von den Westdeutschen verlacht wurden. In Amerika hieß das so. Man durfte bei Rot rechts abbiegen.

Hille: Hat das eigentlich politische Gründe, dass man bei Rot rechts abbiegen darf?

Paycha: Wo waren Sie genau an dem Tag des Mauerfalls?

Hille: Das weiß ich noch ganz genau.

Paycha: Und wie haben Sie das erlebt? Also persönlich und vielleicht auch beruflich an dem Tag und danach vielleicht.

Altmann: Soll ich anfangen?

Hille: Ja, bei mir ist das ganz klar. Ich kam von meinen Eltern, bin in meine Wohnung gefahren, und dann kam abends eine Freundin zu mir und sagte: „Die Mauer ist auf.“ Dann haben wir kurz überlegt, also ich wohnte damals ungefähr anderthalb Kilometer von der Oberbaumbrücke entfernt. Und dann habe ich zu ihr gesagt: „Du, hör mal zu, mir ist das jetzt ein bisschen zu heikel. Weißt du was wir machen? Wir gehen jetzt ins Bett, stellen einen Wecker auf früh um vier und gehen früh um vier rüber.“ Und dann haben wir noch einen gepichelt, haben uns ins Bett gelegt und haben uns den Wecker gestellt. Es war vielleicht nicht um vier, das war um fünf oder halb sechs, als wir oben auf der Warschauer Straße waren und da war die ganze Straße voller Menschen. Also es war früh, ich weiß nicht, halb sechs oder um sechs. Und dann sind wir da rüber, denn die hatten das da einfach nur geflutet. Vielleicht war es dann so um 7 und dann stand ich an der, wie heißt die Endstation von der Linie 1?

Altmann: Oberbaumbrücke? Warschauer Straße?

Hille: Nein, Linie 1, wo es auch das berühmte Video gibt „Linie 1“. Dieses Musical hatte ich vorher gesehen: Linie 1. Und dann stand ich genau vor dem Bild, was da im Musical war und dann dachte ich: „Das kann doch nicht sein, hier ist Kreuzberg!“ Und ich hatte ja vorher nicht gewusst, was Kreuzberg ist!

Altmann: Schlesisches Tor.

Hille: Genau, Schlesisches Tor, genau!

Paycha: Aja! Schlesisches Tor.

Hille: Genau. Und dann sind wir da einfach an der U-Bahn lang gelaufen, haben dann irgendwann noch unsere hundert Mark abgeholt. Da bestand sie drauf, ich wäre einfach weitergelaufen, es gab ja überall Bier umsonst. Und dann haben wir eine ganz große Runde eigentlich fast nur zu Fuß gemacht. Bis zum großen Stern sind wir gelaufen und dann über das Brandenburger Tor glaube ich wieder zurück. Das war der erste Tag. Da war das noch gar nicht so. Da dachte ich: „Oh, wie interessant und toll und so.“ Aber für mich war eigentlich eher dann die Wende, als ich merkte: Die können nicht mehr zurück. Die haben jetzt keine Chance mehr, die können niemanden mehr einsperren. Wenn die jetzt anfangen ihre Kampfgruppen loszuschicken, dann... Die haben jetzt verloren. Das war ja am Anfang nicht so. Am Anfang war die Mauer auf, aber die hätten immer noch was machen können. Die hatten ja immer noch die Macht. Die Grenzer gab es, es gab die vorbereiteten Lager. Das wusste ich auch, dass die Listen hatten, wo sie die Leute einsperren konnten. Ich hatte auch überlegt, ob ich nicht einfach gleich im Westen bleibe. Aber das wollte ich dann irgendwie auch nicht. Für mich eine der schlimmsten Erkenntnisse war dann mein bester Freund. Den habe ich so nach einem halben Jahr mal besucht, der wohnte auch in Berlin, ein bisschen weiter außerhalb, und da habe ich ihm erzählt, wie toll das in Westberlin ist. Und da merkte ich, dass er noch nie dort gewesen war. Da war ich damals ziemlich schockiert, weil das für mich sozusagen die Eröffnung war. Das ist etwas, das bei der Wende ziemlich oft passierte: Leute, die eigentlich ganz eng zusammen waren, die ihr Leben zusammen verbracht hatten, sind so diametral auseinander gegangen.

Paycha: Mit der Wende.

Hille: Mit der Wende. Beziehungen...

Paycha: Auch Beziehungen.

Hille: Jaja. Ich habe ganz viele Freunde deren Frauen sich dann ziemlich schnell einen Partner im Westen gesucht haben.

Paycha: Und Freunde haben Sie verloren.

Hille: Ja, viele habe ich nie wiedergesehen und dafür andere bekommen, natürlich.

Paycha: Und für Sie, Herr Altmann?

Altmann: Wir hatten gerade einen Hamburger Mathematiker zu Besuch und es war die Abschlussparty bei einem Kollegen, weil er am nächsten Tag nach Hause sollte. Wir waren in der Nähe von Berlin...

Hille: Wer war das?

Altmann: Behnke. Wir sind also bei der Party eines Kollegen außerhalb von Berlin, in Karow, gewesen. Und ich bin dann mit meinem Trabi nachts um zwei zurückgefahren. Wir haben nichts mitbekommen vorher.

Hille: Ihr habt kein Radio gehört?

Altmann: Nö. Und nachts um zwei bekam ich mit, dass in der Nähe von der Bornholmer Straße, wo wir hingefahren sind, Chaos war, und zwar, dass die Leute nicht nur in zweiter sondern auch in dritter Reihe parkten. Also es gab keine Regeln mehr. Und meine erste Assoziation war, es gab ein Militärputsch. Ich habe an nichts Positives gedacht, ich habe an was Negatives gedacht. Und dann habe ich plötzlich die Bornholmer Straße gesehen und gesehen, dass die Leute da rüber gingen. Und das Interessante war für mich, die DDR war so deutsch, was haben die Leute gemacht? Sie haben sich angestellt mit ihrem Trabi, sind also nicht etwa in wilder Party rüber gegangen. Und dann sind wir also in den Westen dort gegangen, einfach nur, nachts um zwei, um zu gucken. Und natürlich, auf der Bornholmer Straße auf der Westseite, da ist nichts, das ist einfach die Einöde. Und unser Gast aus Hamburg war auch mit, der hat sich aber nicht rüber getraut in den Westen. weil er ja nur ein Einmalvisum hatte. Und da hat er diesen DDR Soldaten, der eine Rose im Gewehr hatte und Westzeitung gelesen hat, gefragt, ob er trotzdem mit dem Einmalvisum mal nach Westberlin rüber dürfte. Und da meinte der Typ: „Nö, eigentlich nicht.“ Und das hat gereicht, er hat sich nicht getraut. Er hat auf uns gewartet, wir sind rüber und nach einer halben Stunde waren wir wieder zurück.

Paycha: Das ist eine sehr seltsame Situation!

Altmann: Ja, und dann bin ich nach Hause und die Kinder schliefen und wir konnten...

Hille: Die hast du nicht geweckt?

Altmann: Doch, das schon. Wir hatten ja noch einen Kollegen von mir mit und der hat auf die Kinder aufgepasst und ich habe Doris geweckt und sind noch mal rüber.

Hille: Ach. Ihr seid nochmal rüber.

Altmann: Und sind nochmal durch diese öde Gegend bei der Bornholmer Straße gegangen.

Hille: Du hast da in Pankow gewohnt, damals.

Altmann: Ja, genau.

Paycha: Aber es war Ihnen dann klar, dass die Mauer jetzt weg war, oder hat das auch ein paar Tage gedauert?

Altmann: Ja, ne, es war mir klarer als es eigentlich war. Also wie du sagtest, es drohte ja eigentlich noch große Gefahr. Ich meine, selbst noch mit dieser November-Demonstration, da war durchaus nicht alles gegessen. Aber das habe ich so nicht empfunden, die Mauer war offen und die Sache war nicht mehr zurückzudrehen. Und irgendwo war es natürlich auch richtig. Man hätte es nicht mehr zurückdrehen können ohne riesengroße Verzagung. Aber es wäre nie mehr so gegangen wie vorher.

Hille: Ja, das System hatte eigentlich vorher schon abgewirtschaftet. Aber die Frage war eben immer, eskaliert das? Die Sorge war immer...

Altmann: Wie in Rumänien zum Beispiel, genau, das war für mich die große Angst. Wir waren vorher noch im August, ich weiß nicht, ob du da mit warst, bei einer Tagung, `89 in Rumänien.

Hille: Nein, ich war da nicht.

Altmann: Und Ceauscescu wurde ja vier Monate später erschossen. Die Atmosphäre in Rumänien war fröstelnd. Ich habe mich noch nie als DDR Bürger so frei gefühlt wie dort, also im Kontrast zu den Rumänen. Also wenn ich über Politik reden wollte, haben alle bloß gesagt: „Psst, psst, das geht hier nicht.“ Und ich dachte nur, was habt ihr denn? Und in Rumänien, das war schon eine ganz eigenartige Atmosphäre. Plus die Armut der Leute.

Paycha: Sehr arm. Ich denke, wir kommen langsam zum Ende des Gesprächs. Möchten Sie noch etwas dazu sagen etwas das ich noch nicht gefragt habe?

Hille: Es sind mir noch tausend Sachen eingefallen, aber... Wir können jetzt noch Stunden weiter reden. Wir reden dann vielleicht einfach beim Bier weiter.

Paycha: Was Sie nicht erzählt haben ist: wann Sie streiten und worüber miteinander.

Hille: Wir beide?

Paycha: Ja. Haben Sie gesagt, dass Sie nicht immer der gleichen Meinung sind, politisch.

Hille: Ja, aber das ist ja eigentlich ganz schön.

Paycha: Das wollen Sie nicht kommentieren?

Hille: Ich brauche immer so einen Widerpart. Also ich bin jemand, der sich nicht mit Menschen der gleichen politischen Meinung zufrieden gibt. Ich brauche eigentlich immer den Gegenpart. Im Moment sind das die wirklich Linken und die AfD. Mit denen rede ich am liebsten, weil die so völlig diametral zu mir sind. Aber eigentlich geht es ja gar nicht um Politik, es geht ja eigentlich eher um die Wende und wie man die einschätzt. Ich finde es auch ein bisschen bedauerlich, dass das Selbstbewusstsein der DDR-Bürger so gering ist. Und das ist auch was, das mir immer wieder auffällt, auch heute noch. Wenn ich mit manchen DDR-Bürgern zusammen bin, die mich als überheblich abstempeln, auch richtig sagen: „Also du bist ja sowas von kotzüberheblich.“, denke ich oft, dass mich das wahrscheinlich aber auch gerettet hat. Dass ich mir auch in der DDR immer selbst überlegt habe, was ich richtig finde, wie es sein sollte, wie ich mir die Welt vorstelle, was ich in der Welt machen will. Und das ist vielleicht ein gewisses Selbstbewusstsein, was viele DDR Bürger nicht haben werden.

Altmann: Ich habe ein Erlebnis dazu. Ich bin ja gependelt 1990, immer Kaiserlautern – Berlin, also jedes dritte Wochenende gefahren, mit der deutschen Reichsbahn damals noch. Das war noch ein ganz anderes Fahrgefühl und damals gab es diverse Fahrkarten. Die Ostdeutschen konnten eben ihre Fahrkarte für Ostgeld kaufen. Und da saß ich also im Abteil mit zwei älteren Leuten, was heißt älter, wahrscheinlich jünger als ich jetzt, und Sie haben sich beschwert, dass alles schlimmer wird, dass diese Möglichkeit, die Fahrkarten für Ostgeld zu kaufen, jetzt aufhört, und jetzt wissen sie gar nicht mehr, was sie machen sollen. Da habe ich gesagt: „Wissen Sie was, gar kein Problem, kaufen Sie sich einen Super-Sparpreis. Der ist viel billiger und das können Sie mit den und den Dingen machen.“ „Ach, junger Mann“, haben sie gesagt, „wir müssen ja noch so viel lernen im Osten.“ Und da fiel mir auf, dass sie mich für einen Westdeutschen gehalten haben. Ich hatte ja noch zwei Stunden Zeit bis Berlin und habe sie also ausgefragt über die DDR, wie es denn so war und warum sie nicht eher was gemacht haben, so die ganzen Klischee-Fragen. Jede zweite Antwort war: „Ach Sie sind ja so naiv, das können Sie ja gar nicht wissen wie schlimm es war.“ Zum Schluss habe ich mich dann geoutet. Sie wurden so aggressiv, weil sie natürlich auch eine gewisse Untertänigkeit an den Tag gelegt haben, weil ich ja als Westdeutscher natürlich alles viel besser weiß als sie. Als sie dann merkten, ich war das gar nicht, waren sie so sauer sich umsonst verkauft haben.

Hille: Mir ist genau das gleiche in Chemnitz passiert. Nach einem Kolloquium hat mir ein Kollege erzählt wie es in der DDR war, weil er mich für einen Westdeutschen gehalten hat. Ich kam ja aus Bielefeld. Und dann habe ich dem gesagt, er muss mir das nicht erzählen, ich komme auch aus der DDR. Da viel dem die Kinnlade runter.

Paycha: Er wollte nicht mehr erzählen?

Hille: Er konnte das gar nicht verstehen, weil das ja völlig klar war, also auch von meinem Auftreten her, dass ich Westdeutscher war. Diese Idee, dass man das einfach selbst in die Hand nimmt und sich selber umguckt, wo man promoviert und dass man seine Karriere selber gestalten muss, für mich ist das doch ein Segen. Nach der Wende, als ich dann die Stelle in Bielefeld hatte, habe ich oft erlebt, dass Leute von der Humboldt-Uni kamen, so ein Jahr später, uns fragten: „Wie hast du das denn nur gemacht, dass du eine Promotionsstelle in Bielefeld gekriegt hast?“ „Naja“, habe ich geantwortet, „Ich habe mich da einfach beworben.“ Die Frage habe ich überhaupt nicht verstanden. Sie wollten aber jemanden haben, der sie jetzt an die Hand nimmt und ihnen sagt, was sie zu tun haben.

Paycha: Eine Art Hilfslosigkeit.

Hille: Hilfslosigkeit, ja. Und die habe ich, glaube ich, nie gehabt. Ja, naja, das muss ich auch sagen.

Paycha: Und vielleicht haben Sie das von Ihren Eltern...

Hille: Ne. Das ist eine ostdeutsche Mentalität.

Altmann: Ich glaub' es gab eine Altersgrenze. Ich weiß nicht, wo die liegt. Wenn man die überschritten hatte, als die Mauer fiel, dann war man nicht mehr gemacht für das neue System. Wenn man jünger war, hat man die Flexibilität bewiesen.

Paycha: Vielleicht.

Altmann: Ich habe noch in Erinnerung, der erste europäische Mathematiker-Kongress nach Wende war in Paris war, wenn ich mich jetzt nicht irre. Und es gab die Möglichkeit für DDR-Leute, umsonst nach Paris zu fahren und dort teilzunehmen. Die einzige Bedingung war: Eine Viertelstunde einen Vortrag halten, damit man das auch über die DFG abrechnen kann. Und man muss sich das vorstellen: In der DDR hatte man viele Träume, aber nach Paris fahren, das war vielleicht einer der größten...

Hille: Das war einer der größten Träume!

Altmann: Und es gab viele Leute, die haben das nicht gemacht. Die haben sich nicht getraut: „Da sind ja jetzt die richtigen Mathematiker, die wichtigen Mathematiker, und da soll ich eine Viertelstunde einen Vortrag halten? Dann fahre ich lieber nicht nach Paris.“ Und ich meine, da kann man sagen, das waren vielleicht die Leute, die damals auch über vierzig waren, die haben vielleicht auch dieses Zutrauen nicht mehr gehabt. Und Leute, die so unverfroren jung und unbedarft waren wie er, die haben natürlich...

Hille: Oder wie du, oder wie du. Also ich bewundere Klaus ja immer.

Altmann: Jetzt geht's los.

Hille: Er ist ja doch einiges älter als ich. Aber ich habe ihn immer dafür bewundert. Es gab viele in seinem Alter, die es nicht mehr geschafft haben. Die den Mut nicht mehr hatten, sage ich mal. Und er hat es ja gemacht, mit vielen Versuchen und auch mit Siemens, das fand ich immer beeindruckend.

Altmann: Und in Oberwolfach zum Beispiel, da gibt es ja diese Arbeitstagung...

Hille: Ach so, da waren wir auch beide.

Altmann: Da kann man sich selber anmelden und einen Vortrag halten. Als ich in Kaiserslautern war, bin ich da auch immer gewesen. Nun, es kamen keine Leute aus der DDR. Ich meine, man bekam alles bezahlt, die Reise, den Aufenthalt.

Hille: Na, es kommen auch keine aus dem Osten, also aus dem Westen, das muss man auch sagen.

Altmann: Das ist immer voll gewesen, das Ding.

Hille: Ja, aber...

Altmann: Aber da habe ich festgestellt, die Leute haben eben nicht gesagt, so jetzt kann ich da hin, sondern...

Hille: Also aus Bielefeld war ich der einzige, der da immer hingefahren ist.

Paycha: Ja? Aus Bielefeld der einzige?

Hille: Also ich war für Messmaßstäbe glaube ich eher noch aktiver als viele von meinen Kollegen da. Was wir da auf die Beine gestellt haben, dass haben viele andere nicht mehr...

Paycha: Nicht mehr geschafft.

Hille: Wir haben ja schon als Doktoranden eigene Sommerschulen organisiert, es gab eine ganze Serie und auch Tagungen. Auch diese Schulen, die wir immer mit Kurke hatten. Ich weiß gar nicht mehr, wie das hieß, irgendwo im Süden von Berlin, hatten wir so ein Tagungshaus von der Uni. Da sind wir, glaube ich, einmal im Semester oder einmal im Jahr hingefahren und haben gemeinsam eine Arbeit gelesen, sind also eine Woche eben sozusagen in Klausur gegangen.

Paycha: Jaja. Arbeitswoche.

Hille: Das war natürlich immer toll. Beim letzten Treffen war dann der Manfred Lehn schon mit dabei.

Altmann: Da war ich in den USA.

Paycha: Sehr schön, also. Haben Sie noch was dazu zu sagen...

Hille: Wir könnten noch stundenlang reden, aber...

Paycha: Jaja, könnte ich auch.

Hille: Ich überlege auch so ein bisschen, was wichtig war und was dann eher so Kleinigkeiten sind. Ich habe schon das Gefühl ich habe eigentlich das Wichtigste gesagt.

Paycha: Ja. Und Sie auch? Gut.

Altmann: Viele wichtige Sachen fallen uns dann nachher in der S-Bahn ein.

Paycha: Dann einen ganz herzlichen Dank. Ich habe mich auch sehr gern mit Ihnen unterhalten und sehr viel gelernt. Besonders über die Vereinigten Staaten.

Altmann: Merken Sie denn Unterschiede zwischen den verschiedenen Gesprächspartnern in der Auswertung, der Wahrnehmung?

Paycha: Ja! Sie können im Internet gucken und werden feststellen, jedes Gespräch ist anders. Und es wird was anderes gesagt. Es ist sehr subjektiv und deshalb auch sehr interessant. Das ist auch das Ziel, dass es subjektiv bleibt. Also herzlichen Dank und...

Hille: Also ich glaube, uns beiden hat es Spaß gemacht, oder?

Altmann: Hat es.

Paycha: Gut, das ist wichtig. Man sah das, besonders mit der Zeit.

Altmann: Ah, jetzt kommt die...

Paycha: Ja, die kommt!

Altmann: Jetzt stellen wir fest, wir haben keinen Film drin gehabt.

Interview mit Prof. Dr. Roswitha März

Biodaten:

Roswitha März wurde 1940 in Warnsdorf (Varnsdorf, Tschechien) geboren. Sie studierte von 1960 bis 1965 Mathematik an der Staatlichen Schdanow-Universität in Leningrad. Von 1966 bis 1970 war R. März wissenschaftliche Mitarbeiterin am Rechenzentrum der Humboldt-Universität zu Berlin, sie promovierte 1970 an der Technischen Hochschule Karl-Marx-Stadt, wo sie 1978 auch habilitierte.

1974 wurde R. März auf eine Dozentur für Numerische Mathematik an der Humboldt-Universität Berlin berufen, wo sie ab 1980 als Ordentliche Professorin für Numerische Mathematik wirkte.

Das Interview fand am 16. Juli 2020 statt.

Transkript:

Paycha: Guten Tag Frau März, ich bedanke mich sehr, dass Sie zu uns gekommen sind, in diesen komischen Corona-Zeiten, die auch dazu führen, dass wir das Interview zu zweit machen. Elke Rosenberger ist im Hintergrund, wird aber auch Fragen stellen. Ich bedanke mich auch bei dem Filmteam, dieses Interview überhaupt zu ermöglichen. Bei dem was ich von Ihrem Lebenslauf gesehen habe, schien es mir eine sehr vielfältige berufliche Karriere gewesen zu sein, die auch immer noch aktiv läuft, auch wenn Sie jetzt pensioniert sind. Können Sie uns sagen, wo Sie zuletzt beschäftigt waren? Und vielleicht auch was Sie jetzt beschäftigt. Ich glaube Sie forschen weiter.

März: Guten Tag Ihnen beiden. Ich bin sehr gern hergekommen und freue mich über Ihre Initiative, dass Sie sich mit so großer Mühe und so großem Engagement auch nicht-mathematischen Fragen widmen. Ich weiß das sehr zu respektieren. Meine erste Arbeitsstelle hatte ich an der Humboldt-Universität Berlin, und das war auch meine letzte. Ich habe nach meinem Studium in Leningrad, mit einer sehr guten Mathematik-Ausbildung denke ich, das Angebot bekommen an der Humboldt-Universität zu arbeiten und habe es angenommen. Ich habe im Rechenzentrum angefangen zu arbeiten. Das war im Januar 1966, da waren Sie Frau Rosenberger, noch gar nicht geboren. Dieses Rechenzentrum ist 1964 erst gegründet worden, es war also ganz neu. Ich hatte während meines Studiums die Richtung numerische Mathematik gewählt, weil sie damals neu war. Es gab zwar Vorläufer in der numerischen Mathematik, Newton zum Beispiel, und die ersten Mathematiker haben sich ja auch mit Rechnungen beschäftigt. Aber mit dem Vorhandensein von Rechenanlagen, also Computern, ist die numerische Mathematik als eigene Wissenschaftsdisziplin entstanden und das hat mich interessiert. Es passte dann ganz gut, die Rechenzentren entstanden an den meisten Universitäten überall auf der Welt. Das war der Anfang.

Paycha: Sie haben also in Leningrad studiert und sind durch Ihr Studium in diese Richtung gekommen?

März: Vielleicht kennen Sie den Namen Kantorowitsch, oder auch Mysaski, Sobolew, Michlin. Das waren Leute, die in Leningrad die Ausbildung geprägt haben, die sich mit Lösungen von Gleichungen

beschäftigt und die Funktionalanalysis aufgebaut haben, dazu wesentliche Beiträge geleistet haben. Es gibt ein ganz berühmtes Buch von Kantorowitsch und Akilow. Und ich habe bei Akilow alle meine Analysis-Vorlesungen gehört. Das war schon sehr prägend. Ich habe auch gesehen, welche Arbeitsbedingungen sie dort hatten und wie das Studium verlief, das war sehr wichtig für mich. Klar, das Studium ist wahrscheinlich für jeden Absolventen, zumindest wenn sie in der Mathematik bleiben, ganz wichtig.

Paycha: Wie sind Sie nach Leningrad gekommen? Wie ist es dazu gekommen?

März: Ich bin aus einer bildungsfernen Familie. Meine Eltern waren Arbeiter. Mein Vater ist im Krieg geblieben und der neue Partner meiner Mutter, faktisch mein Stiefvater, war auch Arbeiter. Er war Kommunist und hat vor hundert Jahren die kommunistische Partei in seinem Ort in Thüringen mitbegründet und war dafür in Buchenwald als Häftling. Das hat natürlich meine Lebenshaltung geprägt. Ich selber bin in Tschechien geboren, in den damaligen Sudeten und wir sind dann ausgesiedelt, mussten neu anfangen. Das war sicherlich nicht leicht, aber es war interessant. Ich bin aufgewachsen, in dem Glauben, dass ich alles kann.

Paycha: Das ist aber schön.

März: Ich bin zur Oberschule in einem sehr guten Internat gewesen und habe von dort das Angebot bekommen, dass ich, ich war schon an der Humboldt-Uni angenommen, im Ausland studieren kann. In der DDR konnte man nicht einfach sagen, ich will jetzt in Mexiko studieren, sondern da gab es gewisse Einschränkungen. Ich wusste damals allerdings noch nichts darüber, dass in Leningrad die Mathematik so gut war. Ich hatte keine Ahnung und habe einfach das Angebot wahrgenommen.

Paycha: Aber die Uni hat das Angebot gemacht, weil bekannt war, dass da die Mathematik gut war?

März: Es war nicht die Uni, nein. Es wurde den Abiturienten angeboten und nicht von Seiten der Uni. Mitte der 50er Jahre sind die ersten Studenten aus der DDR in andere Länder gegangen. Das waren Abkommen, die man wahrnehmen konnte, aber nicht musste. Die, die ein anderes Land sehen wollten, haben zugegriffen.

Paycha: Sie waren sehr neugierig.

März: Ja, sicher.

Paycha: Das ist schön.

Rosenberger: Sie haben das gesamte Studium in Leningrad verbracht?

März: Fünfeinhalb Jahre dauerte ein Studium, es war gerade erweitert worden. Es gab ein Praktikum über ein ganzes Semester im Studium. Das war sehr gut und hilfreich. Aber es wurde danach wieder abgeschafft, weil es nicht in den Rhythmus der Ausbildung passte. Es gab überall Versuche mal zu verlängern, mal zu verkürzen. Es war einfach ein Versuch.

Rosenberger: Dieses Praktikum, ging das dann schon in die numerische Richtung?

März: Ja. Da habe ich partielle Differentialgleichungen gelöst. Mit Hilfe von Differenzenverfahren. Damals gab es die aller ersten Computer an den Universitäten und die dazugehörige Mathematik entwickelte sich. Kennen Sie den Namen Ladyschenskaja?

Paycha: Ja.

März: Sie war auch an der Universität Leningrad.

Paycha: Waren die Geräte fortschrittlicher als in Deutschland?

März: Das konnte ich damals nicht beurteilen. Das war alles ganz neu. Ich habe mich für das Mathematik-Studium entschieden, weil ich Vergnügen daran hatte, es zum Teil auch besser zu können als meine Lehrer. Aber ich habe nicht wirklich gewusst was Mathematik ist, als ich angefangen habe. Wahrscheinlich wie fast jeder, der nicht in einer Familie aufgewachsen ist in der er etwas mitbekommen hat.

Paycha: Und wie waren die Lebensbedingungen damals in Leningrad? Sie waren in einem Wohnheim schätze ich?

März: Die Lebensbedingungen waren hart. Sie waren fast so hart für mich, wie für die dortigen Studenten. Die Sowjetunion hat uns damals die Möglichkeit gegeben dort zu studieren, die Leute waren sehr freundlich zu uns. Man muss sich das überlegen: es war nicht so lange nach '45 und sie haben alles mit uns geteilt. Wir hatten etwas mehr Geld als die Studenten dort, wir hatten ja alle ein Stipendium. Ich hätte sonst auch nicht studieren können.

Paycha: Das Stipendium kam von Deutschland?

März: Ja, das hat die DDR bezahlt. Es gab bei weitem nicht so viele Studenten aus der Sowjetunion, die in der DDR studiert haben. Das waren schon sehr großzügige Abkommen denke ich. Wir haben in einem Viererzimmer gelebt, vier Mädchen. Jedes Mädchen hatte ein Bett mit einer Matratze drauf. Unter dem Bett den Koffer mit den Sachen, in der Mitte des Zimmers ein Tisch mit vier Stühlen. Für alle vier Mädchen ein Schrank für die Wintermäntel. Es ist kalt in Leningrad. Wir haben alle einen extra Mantel bekommen, damit wir nicht erfroren und das war auch wirklich nötig.

Paycha: Ja, das kann ich mir vorstellen.

März: Die andere Hälfte des Schrankes war für Geschirr und Lebensmittel. Es gab für einen riesigen Flur, also ich würde sagen mindestens fünfzig Leute, einen großen Waschraum und eine Toilette. Wenn man unbedingt einmal warmes Wasser haben wollte musste man sich mit einem Teekesselchen das Wasser wärmen und damit in den Waschraum wandern. Aber es ging allen nicht viel besser. Es war so.

Paycha: Das war die Zeit.

März: Und es hat uns nicht geschadet.

Paycha: Die Stimmung war aber solidarisch?

März: Ja.

Paycha: Das ist wichtig.

März: Unbedingt.

Paycha: Das habe ich schon von anderen gehört.

März: Das war eine gute Zeit, obwohl es nicht leicht war. Aber ich war vorher im Internat gewesen und kannte das schon.

Paycha: Sie waren trainiert.

März: Genau.

Paycha: Im Studium war es vermutlich auch hart, oder? Sie waren wahrscheinlich nicht so viele Frauen?

März: Das ist ein ganz großer Irrtum. Ich habe in Leningrad an der mathematisch-mechanischen Fakultät studiert, dort gab es Mathematik-, Mechanik- und Astronomie-Studium. Wir waren alle

zusammen in den Vorlesungen und da saßen immer mehr Mädchen als Männer. Und auch unter den Absolventen waren immer noch mehr Frauen als Männer. Die Frage ist da gar nicht aufgekommen.

Auch unter den Dozenten: da war Ladyschinskaja und es gab auch noch weitere Professorinnen. Zwar nicht sehr viele, aber es hat den Blick nicht geöffnet dafür dass es dort eine ziemliche Ungleichheit gibt. Es gab sie dort auch. Aber es war nicht so offensichtlich und nicht so schlimm.

Rosenberger: Wie haben Sie es dann empfunden als Sie zurück an die Humboldt-Universität kamen? War das da anders?

März: Als ich zurückkam habe ich das erst einmal noch nicht bemerkt. Meine Augen haben sich erst nach '90 geöffnet was das betrifft.

Paycha: Das ist interessant. Können Sie uns kurz erzählen wie es für Sie war, als Sie zurückkamen? Haben Sie weiter an der HU studiert und gleich danach eine erste Stelle bekommen?

März: Ich habe das Studium in Leningrad beendet und habe dann als Assistentin im Rechenzentrum angefangen und bin dann in die Sektion Mathematik gewechselt. Die wurde damals erst gegründet in den 70er Jahren. Ich habe '66 im Rechenzentrum angefangen und bin dann seit '70 in der Sektion Mathematik gewesen.

Paycha: Machte das einen Unterschied?

März: Das sind Umstrukturierungen gewesen. Eigentlich hat sich, was den Inhalt der Arbeit betrifft, kaum etwas geändert. Die Rechenzentren sind als erstes überwiegend im Rahmen der Mathematik gegründet worden. Im Falle der Humboldt-Universität, der damalige Direktor des Instituts, Kurt Schröder, der später dann auch mal eine Weile Rektor war, hat es rechtzeitig gesehen, dass hier etwas wächst und entwickelt werden muss. Er hat weitgehend dafür gesorgt, dass da ein Rechenzentrum entstanden ist. Das ist dann aus der Mathematik herausgelöst worden und zentral für die gesamte Uni zuständig gewesen. Zum Teil kam es dann wieder ein bisschen zurück, es ist ein ewiger Prozess. Umstrukturierungen wird es immer geben, und es wird immer Gründe geben.

Paycha: Jeder muss umstrukturieren, um eine Spur zu hinterlassen.

Rosenberger: Was waren dann Ihre Aufgaben im Rechenzentrum?

März: Sowohl Forschung als auch Ausbildung.

Paycha: Sie haben unterrichtet?

März: Ja.

Rosenberger: Also war es so eine Art Informatik?

März: Es war Numerik und zum Teil Regelungstheorie. Der Chef vom Rechenzentrum war ein Regelungstheoretiker. Damals war es so, dass viele Aufgaben übernehmen mussten für die sie eigentlich noch nicht voll formal qualifiziert waren. Der Chef vom Rechenzentrum war noch nicht habilitiert und schrieb an seiner Arbeit und wir halfen mit Teilaufgaben zur Regelungstheorie.

Paycha: Können Sie, das Interview wird auch von Nicht-Mathematikern gesehen, in ein paar Worten sagen, was Regelungstheorie ist?

März: In diesem Fall ging es um Laplace-Transformationen, aber das ist jetzt schwierig.

Paycha: Das ist auch schwierig, aber in ein paar Wörtern?

März: Regelungsprozesse oder Regelungsaufgaben sind doch weitgehend bekannt: dass man zum Beispiel Lautstärke regeln muss oder Resonanzen wegregeln muss, das sollte eigentlich allgemein verständlich sein. Es gibt so viel zu regeln auf dieser Welt. Hier geht es um technische Regelungstheorie.

Paycha: Die Mathematik, die dahinter steckt, geht in die Numerik rein?

März: In dem Fall nicht. Das, was wir damals gemacht haben, Laplace-Transformationen ausrechnen, ist eher keine numerische Mathematik. Es gab dann noch andere Dinge, die im Rechenzentrum die wichtiger waren.

Paycha: Die Humboldt-Uni ist Ihr berufliches Zuhause gewesen? Sie haben viele Jahre da verbracht.

März: Ja, ich denke schon.

Paycha: Sie haben die Entwicklungen dort erlebt. Können Sie uns darüber was sagen? Wie es vor oder nach der Wende war? Für Sie persönlich, auch weil Ihre Karriere an einem anderen Punkt war, aber auch für die Stimmung an dem Institut, wo Sie beschäftigt waren.

März: Was die Karriere betrifft war es eigentlich ein ganz normales Assistentenleben. Ich habe mich erst einmal entschieden zu promovieren und hatte ein Angebot von einem Kollegen aus dem Rechenzentrum, der auch ein Regelungstheoretiker war, aber selbst Mathematik studiert hatte. Er hatte eine Idee, wie man Optimierungsprobleme lösen und das auch mit der Regelungstheorie verbinden könnte. Er hat dann eine Art Interpolationstheorie entwickelt und mich gefragt, ob ich da mitmachen würde. Das habe ich gemacht und dann daraus doch Numerik gemacht und damit dann promoviert. Da es aber weder im Rechenzentrum noch später in der Sektion Mathematik, einen habilitierten Numeriker gab, habe ich am Hauptsitz der numerischen Mathematik der DDR, in Karl-Marx-Stadt, die Promotion eingereicht.

Paycha: Das heißt Sie sind dann nach Karl-Marx-Stadt gegangen oder sind an der HU geblieben?

März: Ich bin paar Mal zur Konsultation hingefahren und ich brauchte einen Betreuer von dort. Das war Frieder Kuhnert. Es gab in der DDR Hauptforschungsrichtungen, in denen in Schwerpunkten der Mathematik überregional geforscht wurde. Es gab die Hauptforschungsrichtungen Analysis, Algebra, Geometrie, Logik, numerische Mathematik usw. Grundlage für die Hauptforschungsrichtungen waren die Grundgebiete der Mathematik. Innerhalb einer Hauptforschungsrichtung kannten wir uns alle ganz gut. Wir hatten gemeinsame Tagungen. Die DDR war klein, in der Bundesrepublik wäre das glaube ich nicht möglich. Es gab auch nicht so viele Universitäten. In dem Rahmen dieser Hauptforschungsrichtung waren alle Forschungsgruppen gleichberechtigt. Der Hauptsitz der Hauptforschungsrichtung numerische Mathematik war Karl-Marx-Stadt und der Leiter dort war Kuhnert und bei dem habe ich promoviert.

Rosenberger: Aber Sie haben weiter an der HU gearbeitet?

März: Ja. Ich hatte 1966 angefangen, 1967 ist meine Tochter geboren. Ich habe die Möglichkeit gehabt weitgehend zu Hause zu arbeiten und meine Tochter zu betreuen. Das war auch ein Plus für die DDR und für das System der Aspiranten. Das war die selbstverständliche Lösung für eine junge Frau, die natürlich auch Familie haben will und nicht nur Mathematik.

Rosenberger: Sie haben also durchgehend weiter gearbeitet, nur anders organisiert?

März: Ja, aber das war völlig normal zu jener Zeit.

Paycha: Also haben mehrere das so gemacht?

März: Wer das so wollte, konnte das so machen.

Paycha: Das heißt man ist viel rumgereist als Mathematiker damals?

März: Eigentlich nicht, nicht so viel wie jetzt. Wenn ich sehe wie viel meine junge Kollegin von Tischendorf, die haben Sie glaube ich in der Noetherkonferenz kennengelernt, rumreist, das ist einfach furchtbar.

Paycha: Habilitiert haben Sie aber an der HU?

März: Nein. Es war immer noch kein Numeriker an der Humboldt-Uni vertreten. Das habe ich auch in Karl-Marx-Stadt gemacht.

Paycha: Aber promovieren mit einer Tochter zu Hause, ich denke sie ging nicht im ersten Jahr in eine Krippe, wie haben Sie das gemacht?

März: Ich hatte auch im ersten Jahr eine Krippe und ich hatte sogar etwas Besonderes: Ich hatte eine Wochenkrippe.

Paycha: Was heißt das genau?

März: Heute würde man sagen: Das ist eine Rabenmutter, die gibt das Kind auch nachts weg. Die Wochenkrippen gab es in der DDR auch nicht die ganze Zeit. Es ist wahrscheinlich zu teuer gewesen. Ich fand das für mich eine perfekte Lösung. Ich konnte meine Tochter montags mittags dort hinbringen und ich habe sie am Freitag früh wieder abgeholt. Sie ist dort liebevoll betreut worden. Das Problem hatte eigentlich nur ich, immer wenn ich sie wieder abgegeben habe. Da ging die Mutter heulend raus und das Kind ging lachend hinein. Sie ist dort sehr, sehr gut betreut worden.

Paycha: Wie lange dauerte das?

März: Die ersten zwei Jahre. Sie war sechs Monate alt, als das anfing und es hat mir erspart das Kind früh aus dem Schlaf zu reißen, was für jede Mutter doch immer schwer ist, und ich musste abends nicht die Windeln waschen. Das habe ich nur am Wochenende im Paket gemacht. Es war eine gute Lösung für beide Seiten. Aber es ist anscheinend ökonomisch nicht machbar.

Paycha: Es gab wenige Plätze für so eine Wochenkrippe.

März: Ja, die war bestückt mit Krankenschwestern, sie mussten ein ganz anderes Personal haben.

Paycha: Das war in Berlin?

März: Ja. Das war schon was Besonderes. Das habe ich auch nur bekommen, weil ich damals mit einem Mann aus dem Außenministerium verheiratet war. Und für die gab es diese Krippe. Das war nicht für alle.

Rosenberger: Für die Privilegierten.

März: Ja, das wahrscheinlich auch das einzige.

Paycha: Sie haben an der HU gearbeitet. Dann waren Sie wissenschaftliche Mitarbeiterin. Wann haben Sie eine Professur bekommen? Wie ist das entstanden?

März: Das klingt jetzt etwas merkwürdig. Ich habe mich scheiden lassen. Damit hatte ich die Wohnungaufenthaltsberechtigung für Berlin und natürlich diese Krippe verloren und musste erst einmal sehen, wie ich weiterlebe.

Rosenberger: Wann war das?

März: Das war 1970. Die Promotion hatte ich gerade hinter mir. Ich habe mich damals entschlossen mich ganz wild in die Mathematik und in die Arbeit zu stürzen und die Habilitation anzustreben. Das hieß bei uns Promotion A und Promotion B, war aber was den Inhalt betrifft gleichbedeutend. Das habe ich dann gemacht. Ich hatte damals eine Assistentenstelle an der Sektion Mathematik gehabt. Noch bevor ich die Promotion B erworben habe bin ich Oberassistentin geworden und konnte mir eine Forschungsgruppe aufbauen. Grundlage waren Forschungsgruppen und nicht nur einzelne Forscher. Das ist ein Kennzeichen der damaligen Zeit, dass man in der Gruppe gearbeitet hat. Das ging eigentlich ganz gut.

Paycha: Wie groß war die Gruppe?

März: Das war verschieden, so fünf, sechs Leute. Ich weiß nicht mehr genau wann die Bereiche gegründet wurden. Dann gab es einen Bereich numerische Mathematik. Wie ich vorher sagte, es wurde immer und überall umstrukturiert wie auch heute, das ist leider nicht vorbei. In dem Bereich waren es dann 16, 17 Leute. Mein Bereichsleiter, Eberhard Griepentrog, der Gründungsleiter, hatte auch gerade erst seinen Dr. Sc., den Doktor B, gemacht, und wollte Professor werden. In Berlin gab es keine Professur für Numerische Mathematik und da ist er nach Greifswald gegangen. Dann hatte ich, man kann es als Verantwortung oder Chance sehen, aber auch als große Belastung, den ganzen Bereich zu leiten und hatte selbst noch nicht einmal die Promotion B.

Paycha: Sie waren noch sehr jung auch wissenschaftlich jung.

März: Ja. Es ist eine großartige Aufgabe, aber auch eine Belastung. So hat alles Vor- und Nachteile. Zu der Zeit war das so. Das wäre heute ganz unmöglich.

Paycha: Und Sie hatten dabei immer noch Ihre Tochter?

März: Ja, immer.

Paycha: Wie alt war sie dann so ungefähr?

März: Sie ist 67 geboren...

Paycha: In welchem Jahr haben Sie begonnen diese Gruppe zu leiten?

März: 73.

Paycha: Ging sie dann schon zur Schule?

März: Sie ging in den Kindergarten, nachdem ich wieder eine Wohnung gefunden hatte. Mit dem Kindergarten war es auch nicht ganz ohne. Das war vielleicht auch typisch DDR. Man muss wissen, in der DDR wurden die Wissenschaftler und Wissenschaftlerinnen nicht übermäßig hochgehalten. Es gab sicherlich berühmte Professoren und Professorinnen, die in der Öffentlichkeit standen, aber einfach war das Leben nicht. Bevor ich mich entschloss mich in die Mathematik zu stürzen war ich drauf und dran, weil ich keinen ordentlichen Kindergartenplatz und keine Wohnung bekam, mich als Reinemachfrau oder Sekretärin zu verdingen. Damit wäre alles leichter geworden, denn die waren gefragt. Das war der Arbeiter- und Bauernstaat.

Paycha: Sie waren als Forscherin überflüssig.

März: Ja. Also eher entbehrlich als die wichtigen Sekretärinnen. Heute kann man darüber lachen, aber das ist eine Konsequenz. Ich habe nach dem Abitur ein Jahr in Buna gearbeitet. Das war auch eine der Möglichkeiten die ausprobiert wurden, dass man ein Jahr nach dem Abitur arbeitet, damit die

Abiturienten das wirkliche Leben kennenlernen. Ich fand das auch gar nicht schlecht aber ich habe als angelernte Arbeiterin in Buna nicht wesentlich weniger verdient als als Assistentin an der Universität. Das fand ich bemerkenswert. Es hätte mich finanziell wahrscheinlich nicht so viel gekostet, wenn ich gesagt hätte, ich mache jetzt was ganz anderes. Damit will ich nur sagen: es gab natürlich Hürden, die zu nehmen waren, aber das wichtige in der DDR war, dass man eigentlich immer das Gefühl hatte, dass im Grunde nichts wesentlich Schlechtes passieren kann. Dass man nicht arbeitslos werden kann, dass man niemals unter einer Brücke schlafen muss. Das würde ich heute nicht mehr unterschreiben. Ein Grundvertrauen, dass das irgendwie gut geht, und das man irgendwas erreichen kann, was man gerne möchte. Und das große Gemeinschaftsgefühl.

Paycha: Am Arbeitsplatz und im Leben.

März: Ja. Es gehörte zusammen.

Rosenberger: Es gab also keine Existenzangst.

März: Wenn ich das mit der jetzigen Zeit vergleiche und sehe wie die jungen Menschen sich von halber Stelle zu halber Stelle hangeln müssen, ohne die Sicherheit, dass es irgendwann mal gut ausgeht und das sie in Ruhe stabil arbeiten können, da finde ich unsere kleinen Schwierigkeiten, die wir hatten, wesentlich einfacher, unbedeutender.

Paycha: Die Arbeits- und Lebensbedingungen waren nicht einfach, aber Sie hatten ein Vertrauen in die Zukunft und das ist was ganz anderes.

März: Ja, und da war auch ein Solidaritätsgefühl, ein Gemeinschaftsgefühl.

Paycha: Sie fühlten sich nicht alleine. Heute fühlt man sich meistens alleine.

März: Ja.

Rosenberger: Sie waren dann auch weiter mit dem Rechenzentrum verbunden im Rahmen der Arbeitsgruppe Numerik, oder war das getrennt?

März: Die Gruppe Numerik aus dem Rechenzentrum ist in die Sektion Mathematik gekommen. Es war ein stetiges hin und her. Es wurde versucht einigermaßen vernünftige Strukturen zu finden, aber es tauchten immer wieder neue Situationen auf. Es wird wohl ewig so sein.

Rosenberger: Und wie haben Sie die Ausstattung des Rechenzentrums empfunden? War die sehr gut an der HU?

März: Das Rechenzentrum ist 1964 gegründet worden. Die Idee war wunderbar, aber die Ausstattung bestand aus einem ZRA 1, einem vorsinnflutlichen Gerät, das jetzt sicher im Museum steht, und ein Analogrechner. Ich habe zehn Jahre den Bereich geleitet. Wir hatten keinen einzigen Computer. Wir haben die vom Rechenzentrum benutzt und mussten uns sonst andere Möglichkeiten etwas zu rechnen, zum Beispiel an der Akademie der Wissenschaften wo sie größere Rechner hatten, suchen. Das war schon sehr schwierig, obwohl Kurt Schröder eine gute Idee hatte und einen guten Anfang machte, ist die Universität nicht bedeutend genug gewesen, um solche Rechner zu bekommen, wie die Akademie sie bekommen hat. Ressourcen waren knapp. Der Rechner, den wir während des Studiums in Leningrad hatten, war schon größer, aber auch dort waren die Ressourcen knapp und die Rechner langsam. An die weitere Entwicklung haben wir den Anschluss verloren. Wir mussten uns mit der Theorie beschäftigen und das war letztlich auch nicht schlecht. Wir mussten vorher lange überlegen, bevor wir irgendeinen Algorithmus implementiert haben.

Rosenberger: Nicht einmal schnell ausprobieren.

März: Es gab auch sehr viel Unverständnis, aber das ist glaube ich an vielen Stellen der Welt ähnlich gewesen. Dass die Nicht-Numeriker überhaupt nicht verstanden haben worum es dabei geht und was Rundungsfehler bedeuten, und was man beachten muss, damit man einen Algorithmus realisieren kann. Ich hatte da einen Kollegen, der sich zu späterer Zeit einen Taschenrechner kaufte und anfang Wurzeln von Polynomen zu berechnen. Und er hat festgestellt: der Rechner macht das ja gar nicht, der kann ja gar nicht mit reellen Zahlen rechnen und Matrizen kann man so nicht invertieren und so weiter. Es gab allseitiges Unverständnis.

Paycha: Diese Gruppe haben Sie zehn Jahre lang geleitet. Und danach?

März: Danach habe ich das Amt niedergelegt.

Paycha: Das war Ihre Entscheidung?

März: Ja, weil ich der Meinung war, dass ich mich nicht ausreichend durchsetzen konnte, dass wir keinen Rechner hatten, die Arbeitsbedingungen...

Rosenberger: War das in den Achtzigern?

März: Ja, 83. Zu den Arbeitsbedingungen: Wir hatten alle zusammen, sechzehn Leute, ein Zimmer. Ich hatte als Bereichsleiterin das Privileg einen halben Schreibtisch und einen Stuhl für mich zu haben. Es waren nämlich nur fünf Schreibtische drin. Forschung wurde grundsätzlich zu Hause gemacht.

Paycha: Deshalb musste man solidarisch bleiben. Sonst wäre es ein großer Kampf gewesen.

März: Ja, aber wir haben uns doch alle trotzdem sehr gut verstanden.

Paycha: Das ist sehr schön.

März: Und wir haben uns auch außerhalb dieses Zimmers getroffen. Das ist ein anderer Aspekt der Zeit. Es gab einen sicherlich albernem Wettbewerb um den Titel „Sozialistisches Kollektiv“. Das war eine Gewerkschaftsangelegenheit. Wir waren alle im FDGB, der einzigen Gewerkschaft. Da gab es immer solche Aufrufe. Es gab die Möglichkeiten gemeinsam ins Theater zu gehen oder kleine Feste zu feiern. Wir haben auch zusammen Arbeitseinsätze gemacht. Es war einfach ein gutes Team würde man heute sagen. Das führte dazu, dass grundsätzlich Arbeit zusammen geleistet wurde. Es fielen keine Vorlesungen aus. Es war immer jemand da, der die Vorlesung übernehmen konnte und das auch gern gemacht hat. Es war nicht karrierehinderlich, wenn man zusätzliche Arbeiten übernommen hat. Es gab eine Leistungsbereitschaft, aber eben für das Team. Damit das Studium insgesamt gut von Statten ging. Einzelbetreuung von Studenten, das war üblich. Es war eigentlich eine gute Zeit.

Paycha: Das klingt so, wie Sie das schildern.

März: Ja, ich denke das die anderen aus der Gruppe... Wenn wir Gäste von außen hatten, haben sie natürlich das große Grausen bekommen über die Arbeitsverhältnisse. Aber sie haben eigentlich alle bemerkt, das hier ein Teamgeist ist, ein Zusammenhalt und eine Zusammengehörigkeit.

Paycha: Sehr schön. Das ist sehr wichtig und heutzutage ist das sehr selten der Fall.

März: Anfang der 80er Jahre habe ich mich meinem heutigen Lieblingsgebiet, den differential-algebraischen Gleichungen, zugewendet. Ich hatte dann eine kleine Gruppe, und es war dann schon bekannt: die Frau März kommt mit ihrer Truppe. Es gab dann mehrere Vorträge von uns zu verschiedenen Einzelfragen. Das war eine gute Zeit.

Rosenberger: Sie haben diesen Wechsel gemacht in dem Sie die Gruppenleitung aufgegeben haben.

März: Ja.

Paycha: Das war also auch ein thematischer Wechsel?

März: Ja. Wobei aus Sicht der reinen Mathematik ist es völlig egal, ob es Differentialgleichungen oder Algebroidifferentialgleichungen sind. Die haben da eine andere Vorstellung.

Rosenberger: Ihre Stelle an der HU haben Sie aber behalten, das war nur ein reiner Wechsel der Aufgaben, als Sie die Leitung nieder gelegt haben.

März: Die Bereichsleitung hatte mit der Stelle nichts zu tun. Ich war nicht als Bereichsleiter eingestellt. Ich hatte nur die Aufgabe übernommen, sagen wir mal für eine halbe Vorlesung weniger.

Paycha: Dann kommt langsam die Zeit der Wende. Wie hat sich das karrieremäßig entwickelt für Sie bis zur Wende? Und wie haben Sie dann die Wende für Ihre Karriere erlebt? Hat das überhaupt eine konkrete Wirkung gehabt?

März: Ja. Ich habe 1978 die Promotion B gemacht. Ich habe danach gleich die Professur bekommen und 88 bin ich in die Akademie aufgenommen worden. Die formale Karriere ging in der DDR dann auch sehr schnell und in der zweiten Hälfte der achtziger Jahre durfte ich dann auch reisen. Das hat sehr lange gedauert ehe ich überhaupt durfte.

Paycha: Wohin?

März: Ich war als erstes eingeladen zur GAMM, zu einem Hauptvortrag. Da habe ich mich dann durchgesetzt und habe gesagt, dass ich da jetzt unbedingt hin will. GAMM ist die Gesellschaft für angewandte Mathematik.

Rosenberger: Und wo war das?

März: In Dortmund. Das war also gar nicht weit, aber es war Westen.

Paycha: Das war das erste Mal für Sie beruflich?

März: Ja. Ich habe gesagt: ihr könnt mich nicht zur Professorin machen und mich keinen Kontakt haben lassen. Das geht nicht. Und dann ging das. Deshalb habe ich mit den Füßen aufgestampft. Dann war es so, dass ich auch weiterfahren konnte. Ich habe dann verschiedene Universitäten besucht. Ich hatte vom Hochschulministerium der DDR noch den Auftrag bekommen die Mathematik-Studienrichtung zu modernisieren. Da gab es eine kleine Kommission.

Rosenberger: Nur für die HU, oder insgesamt?

März: Für die DDR.

Paycha: Haben Sie das gerne gemacht? Das ist schon eine große Aufgabe.

März: Ja. Überall wo ich war habe ich mir die Studienprogramme angesehen. Nicht nur in den alten Bundesländern, sondern auch in anderen Ländern. Wir haben dann all diese Pläne verglichen und ausgewertet und hatten dann einen neuen Vorschlag fertig und dann kam die Wende.

Rosenberger: Wann war das?

März: Das war 88, 89. Wir waren gerade fertig und das war gut. Wir brauchten eigentlich nichts zu ändern. Wir waren gut vorbereitet. Wir hatten ein sehr gutes Niveau im Studium. Was das Studium betrifft, hatten wir in der Mathematik an der Humboldt-Uni und wahrscheinlich auch an den anderen mathematischen Instituten der DDR keine Probleme zu bestehen.

Rosenberger: Sie mussten nichts umstellen?

März: Nein, eigentlich nicht. Also die obligatorische Marxismus-Leninismus-Ausbildung fiel einfach weg. Das war kein Problem. Die Russisch-Ausbildung fiel auch weg. Das war ein Problem für die Russischlehrer, aber nicht für die Mathematiker. Für die Mathematiker ist es nur heute zu Teilen ein Problem, weil sie es nicht lesen können und auch nicht mehr so viel übersetzt wird wie früher.

Paycha: Ja.

Rosenberger: Wie haben Sie persönlich diese Zeit empfunden?

März: Es gibt einen Unterschied zwischen der ersten Zeit, also Ende 89 bis die D-Mark eingeführt wurde und klar wurde, wie die Entwicklung weitergehen wird. Ich persönlich habe 1989 noch diesen Aufruf „Für unser Land“ von der Schriftstellerin Christa Wolf unterschrieben. Ich wollte eine sehr viel bessere DDR. Ich wollte viel Grundlegendes dabei haben, aber eben eine ganz andere Demokratie-Struktur. Ich war da nicht alleine. Wir hatten Anfang November 89 eine Tagung in Karl-Marx-Stadt und wir sind eigens einen Tag früher zurück nach Berlin gefahren, um am 4. November an der Demonstration teilzunehmen. Das war die erste Zeit. Wir hatten Wahlen und haben uns selbst um Änderungen der administrativen Struktur der Universität gekümmert und die Studenten hatten damals einen Aufschwung. Wir waren alle sehr angeregt da mitzumachen. Es war eine unglaublich lebhaftige Zeit. Die alten Universitätsleitungen wurden einfach zurückgedrängt. Unser Sektionsdirektor ist zurückgetreten. Es gab im Januar Wahlen und das waren die ersten und auf lange Zeit auch die einzigen Wahlen in denen Mitarbeiter und Professoren gleichermaßen Stimmrecht hatten. Da bin ich zur Sektionsdirektorin gewählt worden, obwohl ich früher so etwas nie war.

Rosenberger: Das war im Januar 90?

März: Ja. Der Direktor Heinrich Fink, er ist vor kurzem gestorben, war unglaublich beliebt und wir hatten große Hoffnung auf ihn und großes Vertrauen in ihn. Das liest sich in den offiziellen Nachrufen der Humboldt-Uni leider nicht. Es gab eine Aufbruchstimmung sondergleichen.

Rosenberger: Das zog sich von den Studierenden über die Mitarbeiter.

März: Ja, aber sicher nicht alle. Es wurden Kommissionen gebildet, runde Tische wie an der Akademie. Wir haben uns eine neue Satzung erarbeitet. Sie ist später für ganz kurze Zeit in Kraft getreten. Das war alles zu Ende, als die Wahlen am 18. März entschieden haben, dass ein anderer Weg gegangen wird. Damals habe ich das nicht so klar gesehen, gestehe ich. Ich bin zu wenig Ökonom um zu begreifen was eine Währungsunion für Folgen haben kann und dass da absolut nichts mehr zu machen war. Dann kam 91 das Ergänzungsgesetz zum Berliner Hochschulgesetz. Ich weiß nicht in welchem Monat. Ich war dann nochmal gewählt worden, damals hieß es schon wieder Fachbereich. Dann kam das Ergänzungsgesetz, ErgBerl HG, und es wurde festgelegt, dass die Stellen der Professoren grundsätzlich alle neu ausgeschrieben werden. Ich glaube in Potsdam war es anders.

Paycha: Ein bisschen, ja.

März: Das war in den Ländern anders. Hier waren es alle Professorenstellen. Wir haben ungefähr 55 unbefristete Mitarbeiter gehabt. 13 Professoren, 12 Dozenten.

Rosenberger: Das Institut für Mathematik?

März: Ja.

Paycha: Sie haben gesagt, Sie waren inzwischen an der Akademie. Ich verstehe nicht genau, wie sich das verteilt hat.

Rosenberger: Sie waren an der Akademie, aber Ihre Arbeitsstelle war weiter die HU?

März: Nein! Ich war Akademiemitglied und nicht an der Akademie. Das ist einfach so eine Gelehrten-gesellschaft.

Paycha: Jetzt verstehe ich.

März: Ja, Entschuldigung. Das hätte ich deutlicher sagen müssen. Es geht jetzt weiter um das Institut. Mein persönliches Leben lässt sich kaum davon trennen.

Paycha: Ja, das kann ich mir vorstellen!

März: Im Oktober 90 waren wir beigetreten und dann gab es neue Direktiven was Stellen und so weiter betrifft. Wir hatten für unseren Fachbereich, für die 53 Mitarbeiter, 8 Stellen. Bei den Professoren war es so, dass sie alle erst einmal formal ihre Stellen innehatten, sie mussten ja weiter lehren. Der Lehrbetrieb und die Forschung gingen ja weiter. Dann hatten wir das Privileg uns auf die eigenen Stellen neu bewerben zu dürfen. Sie waren aber international ausgeschrieben.

Paycha: Das war ein Privileg?

März: Ja, ein Tolles. In dem Zusammenhang muss ich sagen, wir haben uns sofort nach 90 mit den Fachbereichen Mathematik von der FU und der TU zusammengesetzt und einen Plan entwickelt, wie wir zusammen arbeiten könnten, wie wir uns profilieren könnten. Ich gestehe, Potsdam war nicht mit dabei. Das hätten wir machen müssen. Wir drei haben gemeinsame Tagungen gemacht, haben uns vorgestellt, haben für uns einen Forschungsbericht gemacht, damit alle sehen können woran wir arbeiten. Die meisten wussten das sowieso. Mathematiker sind immer gut vernetzt gewesen zum Glück. Von daher gab es keine Konkurrenz oder so etwas.

Paycha: Das ist gut.

März: Es sind Mathematiker. Das war sehr schön. Aber alle Vorschläge, die wir gemeinsam gebracht haben, sind von dem zuständigen Senator wahrscheinlich einfach in den Papierkorb geworfen worden. Es war überhaupt nicht gewollt, was wir da taten, Initiative von Unten. Es war vorher nicht gewollt und nachher auch nicht. Was die Professuren betrifft wurden erst einmal die Eckprofessuren berufen und dann die anderen auch. Es sind in der Mathematik zum Glück von den 13 Professoren, die da waren, vier vorher aus verschiedenen Gründen woanders oder in Vorrente gegangen. So mehr oder weniger freiwillig oder aus Klugheit. Und die anderen haben ihre Stellen wieder bekommen. Und das ist ein Unikat, ich glaube auch für die mathematischen Bereiche. Ich meine, das zeugt davon, dass wir wirklich nicht so schlecht waren.

Paycha: Ja.

Rosenberger: Aber das lief in den verschiedenen Unis unterschiedlich?

März: Ja.

Rosenberger: Das Gesetz bezog sich auf Berlin.

März: Ja. Was mich persönlich betrifft war die Zeit nicht ganz einfach. Erstmal hat mich die Verantwortung für die vielen Leute schon sehr bedrückt. Und ich bin sehr froh darüber, dass die Mitarbeiter, die in allergrößter Gefahr waren, einen Weg gefunden haben. Die haben 0,7, / 0,8 Stellen genommen, so dass möglichst viele von ihnen eine Grundsicherung hatten. Die haben sich da alle wirklich ganz großartig verhalten und haben das selbst entwickelt.

Rosenberger: 8 Stellen auf so viele Leute?

Paycha: Ja, das verstehe ich nicht.

März: Die ganz jungen Leute mit Promotion B sind sofort in die Welt hinausgeschickt worden. Das ist auch in Ordnung. Die schon etwas Älteren mit sehr viel Lehrerfahrung haben diese 8 Stellen bekommen. Die haben über Jahre hinaus die gute Ausbildung an der Humboldt-Uni getragen. Die sind unglaublich wichtig. Ich sehe immer, wenn ich jetzt an die Uni komme, dass es große Probleme mit der Verteilung der Lehrveranstaltungen gibt. Sie fehlen jetzt einfach. Sie sind jetzt inzwischen in Rente und fehlen. Was mich persönlich betrifft habe ich meine Stelle wiederbekommen und habe zum ersten Mal im Leben ein eigenes Arbeitszimmer bekommen, mit Büchern und Bibliothek.

Paycha: Wann war das?

März: 92 glaube ich. Es sieht so aus, als wäre ich ein unglaublicher Gewinner.

Rosenberger: Und fühlt sich das auch so an?

März: Natürlich ist es eine Erleichterung und in dem Raum mit den 16 Leuten wäre es alleine mit den heutigen Computern nicht gegangen. Mit den früheren Computern, die noch so groß waren wäre es schon gar nicht gegangen. Also natürlich ist es eine Erleichterung. Aber zugleich hat mein damaliger Mann seinen Job in der Akademie verloren. Sie haben dreißig Tausend Leute freigesetzt. Es gab zwar Auffangprogramme verschiedener Art, aber allen, denen zur Last gelegt werden konnte, dass sie sich politisch engagiert hätten, mein Mann hatte eine Funktion in der deutsch-sowjetischen Freundschaft, die gar nichts bedeutet, haben ihren Job verloren. Meine Tochter hatte gerade das Studium beendet und hatte im Werk für Fernsehelektronik angefangen zu arbeiten. Die Anfänger wurden dort zuerst entlassen. Dann wurde das ganze Werk zugemacht.

Paycha: Also mussten Sie für die ganze Familie sorgen. Es gab nur Ihr Gehalt.

März: Meine Tochter hat Chancen genutzt, hat sich weitergebildet und noch entsprechende Informatik-Kenntnisse erworben. Sie hatte Mathematik studiert. Zu der Zeit gab es noch gute Möglichkeiten, wenn man in die alten Länder ging, einen Job zu finden. Die Allianz hat damals den jungen Bewerbern noch Flugtickets geschickt und ein Hotel bezahlt, bloß damit sie kommen. Aber das hat sich auch geändert.

Paycha: Und Ihr Mann hat danach eine Stelle wieder gefunden?

März: Nein, er hat weitergearbeitet und nicht schlecht. Er war Soziologe und eigentlich in den alten Ländern bekannt. Er hat eine Weile noch am WZB arbeiten können, aber eigentlich nicht mehr so richtig.

Rosenberger: Was ist das WZB?

März: Wissenschaftszentrum Berlin. Da kommt die Frau Allmendinger her. Man kennt sie.

Rosenberger: Die kenne ich.

Paycha: Diese leitende Position, die Sie diese zehn Jahre lang gehabt haben und als Sie dann als Professorin eine Forschungsgruppe geleitet haben, war das ein ähnliches Gefühl? Oder hat sich durch dieses ganze Verfahren die Stimmung anders entwickelt?

März: Wir haben noch ziemlich lange so weiter gearbeitet. Ich würde gerne noch zu dem Vorherigen ergänzen: Ich war Fachbereichsdekanin, als das Ergänzungsgesetz kam. Und das Ergänzungsgesetz hat vorgeschrieben, dass die „alten“ Professoren kein Stimmrecht haben.

Rosenberger: Wobei kein Stimmrecht?

März: Bei Berufungsangelegenheiten.

Rosenberger: Wer war in den Kommissionen?

März: In der Berufungskommission durfte man schon mitarbeiten, aber ohne Stimmrecht. Und im Fachbereichsrat galten deren Stimmen auch nicht. Und das war der Grund: Ich hatte einen Namen zu verlieren, also habe ich mein Amt niedergelegt. Unter solchen Umständen konnte ich nicht arbeiten.

Paycha: Das Amt als was?

März: Als Dekanin.

Rosenberger: Das war 92?

März: Ja. Nachdem das Ergänzungsgesetz in Kraft getreten ist.

Rosenberger: Ich verstehe das noch gar nicht ganz: Das heißt neu berufene Professoren hatten Stimmrecht und Sie bekamen Ihr Stimmrecht erst wieder, nachdem Sie dieses Verfahren durchlaufen hatten und sie wieder neu auf Ihre eigene Stelle berufen wurden?

März: Ja. Das war schon eine sehr seltsame Zeit. Ich meine das mögen andere anders sehen. Ich weiß nicht ob Sie Herrn Brüning schon interviewt haben.

Paycha: Noch nicht. Er weigert sich ein bisschen.

März: Der saß ganz in der anderen Kommission. Es war aufregend.

Paycha: Um das höflich zu sagen.

Rosenberger: Diese Aufbruchstimmung, die Sie zunächst beschrieben haben, die kippte dann irgendwann?

März: Ja.

Rosenberger: Angst und Wut auch?

März: Nein, was mich betrifft. Bis ungefähr zum Jahr 2000, als wir dann nach Adlershof ziehen mussten, da war es nicht so schön wie hier, da habe ich dann aufgegeben noch für irgendwas zu kämpfen. Weil ich gesehen habe, dass ich nichts erreichen kann. Ich habe nicht aufgegeben Mathematik zu betreiben. Aber zum Beispiel: Zu DDR Zeiten hatten wir einfach nicht genügend materielle Mittel um Numerik-Ausbildung zu machen, also Computer. Danach hatten wir noch das Glück, das wir den Überhang von wissenschaftlichen Mitarbeitern gerettet hatten und gute Kapazitäten hatten Studenten auszubilden und zu unterstützen. Also zum Beispiel schöne Praktika zu machen, die in Kleingruppen betreut wurden und zwar von Mitarbeitern, nicht von Hilfsassistenten. Das ging dann langsam den Bach runter. Die Kapazitäten waren nicht mehr da wegen der ganzen Sparmaßnahmen. All diese Versuche, auch mit Bologna verbunden, wurden einfach wieder zurück gedreht. Das heißt, die Qualität der Ausbildung war zeitweilig doch sehr viel besser. Trotz der großen Unruhen.

Rosenberger: Und die technische Ausstattung, konnten Sie da profitieren von besseren Computern?

März: Es ist überhaupt kein Vergleich! Ich meine, die Entwicklung der Rechentechnik ist sehr voran geschritten und das ganze Zeug ist sehr viel preiswerter geworden. Jetzt hat jeder zwei so ne Dinger auf dem Tisch. Mindestens. Ein Drucker ist keine Frage mehr, während es zu früheren Zeiten ein einfaches Kopiergerät, es ein einziges in der gesamten Sektion gab. Man musste alles selbst machen. Also, es ist überhaupt kein Vergleich! Aber das ist jetzt nicht der Wende anzulasten, sondern das ist

die normale Entwicklung. Genauso wie die Entwicklung oder Veränderung von Studieninhalten, außer den Grundlagen, die auch nicht der Wende anzulasten sind.

Paycha: Sie haben schon viel von den Unterschieden zwischen vor und nach der Wende gesprochen. Bedauern Sie etwas von der früheren Zeit? Was ist für Sie persönlich und beruflich ein Gewinn gewesen?

März: Was ich bedauere verloren zu haben, ist, dass es eine kollektivere Sicht auf die Dinge gab. Ein Verhalten, das also nicht so sehr auf Einzelpersonen abzielt, sondern auf Gruppen. Die Forschung wurde eher gemeinschaftlich betrieben und man sich verantwortlich gefühlt, für mindestens die ganze Sektion oder auch für die ganze Uni, vielleicht auch noch für mehr. Und auch die Bereitschaft persönlich etwas zurückzustecken und nicht so sehr nach persönlichen Vorteilen zu suchen. Man kann sagen, das Geld der DDR war ohnehin nichts wert. Aber Geld und Materielles standen nicht so im Vordergrund und die Unterschiede waren auch nicht so gravierend. Das ist das was ich vermisse. Einen Gemeinschaftssinn, wenn man so will. Was ich persönlich als sehr schön empfunden habe ist weniger, dass ich ein eigenes Zimmer hatte, als dass ich reisen konnte wohin ich wollte. In den 90er Jahren gab es viele Programme, die uns das leicht ermöglicht haben, materielle Unterstützung, die man nur beantragen musste. Dass man reisen und einladen konnte, und nicht darauf angewiesen war, wie ich früher, eingeladen zu werden und dass der Einladende alles arrangierte. Wir haben zwar auch eingeladen und wir haben versucht uns zu arrangieren. Wir haben Bücher gekauft und verschenkt und kriegten wieder andere. Das ist alles nicht mehr nötig und jetzt kann man doch sehr viel machen. Die Möglichkeit zum Beispiel bei der DFG einen Antrag zu stellen. Das war Anfang der 90er Jahre noch relativ einfach. Soweit ich mich erinnere wurden 30 Prozent der Anträge auch wirklich bewilligt. Das ist längst auch nicht mehr so. Aber in der kurzen Zeit nach 90 hatte man eine Grundausstattung. Daneben konnte für Extras wer wollte und die Kraft dazu hatte Projekte beantragen. Das war sehr schön, aber hat sich leider wieder umgekehrt. Wenn ich mir heute überlege, welcher Aufwand für das Matheon in Berlin betrieben wurde. Wie viel Zeit und Geisteskraft vergeudet wurde für diese ganzen Rechenschaftsveranstaltungen. Und das ganze Theater um die Elite-Universitäten. Das ist einfach grauenhaft, finde ich. Es ist Vergeudung. Das kostet vielmehr als eine normale Grundausstattung. Ich bin da nicht alleine in meiner Meinung, wenn ich Sie ansehe. Und mit mehr Mitarbeitern, auch unbefristeten wissenschaftlichen Mitarbeitern, die auf ihrem Niveau ihre ganze Kraft und Leidenschaft in Forschung und Lehre einbringen, das wäre schon sehr viel besser.

Rosenberger: Nochmal eine ganz andere Frage. Wie haben Sie denn konkret den Mauerfall erlebt? Waren Sie da auch in Berlin?

März: Ich war in Berlin. Ich saß vor dem Fernseher. Ich habe den Schabowski gesehen und ihn wie immer abscheulich gefunden. Aber ich hab es nicht begriffen. Ich habe am nächsten Morgen Vorlesung gehabt in der Früh, um 8 oder 9. Bei den Frühnachrichten ging mir dann schon ein Licht auf. Da habe ich überlegt, ob ich überhaupt in die Vorlesung gehe. Ich dachte, mein Gott, da kommt doch keiner. Aber sie waren alle da.

Paycha: Das hatte ich schon von anderen gehört.

März: Es war auch bei den Studenten eine gute Stimmung. Ich habe dann sicher irgendeine Bemerkung dazu gemacht und sie haben sich gefreut. Das war unspektakulär.

Rosenberger: Und sind Sie dann an dem Wochenende nach Westberlin gefahren?

März: Nein. Ich bin erst ziemlich spät mit meiner Tochter rübergefahren. Es gibt wenige Augenblicke, wo ich gerne viele Leute um mich habe. Eine(r) davon war der vierte November. Ansonsten meide ich so etwas.

Paycha: Ich glaube wir müssen bald aufhören, aber eine Frage habe ich noch, weil wir das am Anfang des Gesprächs besprochen haben: Sie haben am Anfang gesagt in Leningrad gab es relativ viele Frauen im Studiengang. Danach haben Sie flüchtig erwähnt, dass es später anders wurde. Können Sie darüber etwas sagen? Ob die Wende daran an dem Anteil der Frauen in der Wissenschaft und um Sie herum, in Ihren Arbeitsgruppen oder als Kolleginnen, etwas geändert hat?

März: Also in meinen Arbeitsgruppen als Kolleginnen eher weniger. Auf dem letzten Forschungsgebiet, den differentiell-algebraischen Gleichungen, ist es so, dass da ungewöhnlich viele Frauen dabei waren. Jetzt nicht in meiner Gruppe, aber international. Bis dahin hatte ich das gar nicht so bemerkt. Aber nach 90 sind nicht nur die Studenten, sondern auch verschiedene Frauenorganisationen an den Universitäten und überhaupt im Land aktiv geworden oder für mich sichtbar geworden. Dann kamen die Kolleginnen aus den alten Bundesländern und haben sehr viel von sich erzählt und da bin ich erst richtig aufmerksam geworden. Mir selbst ist so etwas nicht begegnet, weder in der Schule noch im Studium oder meinem Alltagsleben. Meine Mutter war eine ziemlich dominante Frau, da kam ich nicht auf die Idee. Eine frühere Statistikerin aus Hamburg, Frau Hampe, war sehr aktiv und wollte unbedingt einen Hochschullehrerinnenbund gründen und die haben mich dazu gebracht den Gründungsvorsitz zu übernehmen. Das sollte ein erstes Netzwerk sein, das sich darum kümmert, dass Hochschullehrerinnen, nicht nur aus der Mathematik, sichtbar werden. Die Situation war damals auch verrückt. Es gab Universitäten, die hatten nicht einmal eine Oberassistentin. Im Jahre 1990 fing ich an mich etwas mehr zu kümmern und genauer hinzuschauen.

Paycha: Und Sie haben das eine Zeit lang gemacht?

März: Ja, aber der Verein hat sich wieder aufgelöst, weil wir zu alt wurden. Ich weiß nicht, wie die Männerbünde das machen, dass die ganz alten Herren immer noch ihre Leute irgendwo hinbringen können. Bei den Frauen klappt das nicht. Aber wir haben, glaube ich, doch eine Menge erreicht.

Paycha: Wie lange lief dieser Verein ungefähr?

März: Ungefähr zehn Jahre. Es ist so, dass inzwischen an den einzelnen Universitäten doch sehr aktive Frauenvertretungen sind. Da war aus unserer Sicht dieser Verein auch nicht mehr nötig. Unsere erste Frauenbeauftragte an der Humboldt-Universität, die Frau Krischun, war sehr engagiert und sehr gut. Wir haben sie sehr gerne unterstützt. Wir haben dann doch allerhand auf den Weg gebracht, aber jetzt können die anderen mehr.

Paycha: Fehlt eine Frage, die Sie erwartet haben?

März: Eigentlich nicht. Sicherlich sind wir jetzt ein bisschen ausufernd geworden.

Paycha: Nein, es war sehr spannend. Wir könnten noch ein paar Stunden reden, aber ich denke, wir sollten Schluss machen. Ich bedanke mich sehr, vielen, vielen Dank. Es war sehr interessant und auch sehr spannend. Danke.

Rosenberger: Von meiner Seite auch: vielen Dank.

März: Etwas Schönes fällt mir noch ein. Ich war einige Male in Oberwolfach zu Tagungen und fühlte mich da sehr einsam. Sie wahrscheinlich auch. Heutzutage nicht mehr so. Ich habe dann, das müsste 92 gewesen sein, meinen ersten Antrag gestellt eine Tagung zu machen. Ich weiß nicht mehr genau, wie ich es formuliert hatte, ob ich geschrieben habe „für Frauen“ oder „weitgehend für Frauen“. Jedenfalls wollte ich da den Durchbruch erreichen. Ich habe gedacht, dass die Herren, die das zu entscheiden haben, vielleicht ein offenes Ohr haben würden. Ich hatte verschiedene Kollegen, die inzwischen Töchter hatten, die auch eine Hochschullehr-Laufbahn eingehen wollten und aufgeschlossener geworden waren. Und ich wusste, es gab viele Mathematikerinnen, die mit meinem

Fach und dem Projekt der Tagung zu tun hatten. Es gibt Kublanowskaja, die mit Matrixbüscheln sich doch einige Ruhm erworben hat, oder Kirilova, in der optimalen Steuerung, Wassilowa bei den singulären Störungen. Aus USA Linda Petzold. Also jede Menge, wirklich aus der ganzen Welt, aber es hat nichts genützt und ich habe dann am dem 8. März 92 die Absage bekommen. Es stand drin: Es gibt auch keine Konferenzen in Oberwolfach für Männer. Der 8. März ist Ihnen noch ein Begriff?

Paycha: Ja. Diese Antwort muss man einrahmen.

März: Ich habe dann auch wieder aufgestampft. Dann bekam ich den Hinweis einen rein fachlich orientierten Antrag würden sie gnädiger behandeln. Dann hat in Oberwolfach die erste Tagung stattgefunden mit paritätisch Männer und Frauen. Und am Ende der Konferenz hat mir das Personal mitgeteilt, diese Konferenz sei ganz ungewöhnlich gewesen. Es seien alle viel freundlicher und höflicher als sonst.

Paycha: Vielleicht auch aufmerksamer.

März: Das kann doch so weiter gehen.

Paycha: Das war ein optimistisches Ende. Das tut gut. Danke.

März: Ich danke Ihnen für Ihre Geduld.

Paycha: Wir bedanken uns bei Ihnen hinter der Gardine, für Ihre Geduld. Danke.

Rosenberger: Tschüss.

Interview mit Prof. Dr. Albrecht Pietsch

Biodaten:

Albrecht Pietsch, 1934 in Zittau (Sachsen) geboren, studierte von 1953 bis 1958 Mathematik an der Universität Leipzig. 1959 promovierte er an der TU Dresden, und 1963 erhielt er seine Habilitation an der Humboldt-Universität zu Berlin. Von 1958 bis 1965 war er bei der Akademie in Berlin angestellt. Ab 1965 wirkte A. Pietsch 35 Jahre lang als Professor für Analysis an der Universität in Jena.

Das Interview fand am 6. August 2020 statt.

Transkript:

Paycha: Es ist für uns eine Ehre, dass Sie zugesagt haben, Herr Pietsch. Wir freuen uns, dass wir es geschafft haben, uns hier zu treffen. Wir sind in Jena. Bisher haben wir die Interviews in Potsdam gemacht. Sie haben sich sehr gut vorbereitet, was uns freut. Sie haben sogar Fragen vorbereitet, die wir zusammen mit Elke Rosenberger lesen werden, und dann wird sich das Gespräch einfach spontan weiterentwickeln. Die erste Frage, die Sie vorbereitet haben, lautet: „Welche persönlichen Erfahrungen ab 1989 haben Ihre Haltung zu Deutschland im besonderen Maße geprägt?“

Pietsch: Vielen Dank. Ich habe mich auf dieses Interview, wie Sie schon gesagt haben, sehr gründlich vorbereitet, und es wird sehr viele kritische Bemerkungen geben, die jedoch alle durch konkrete Fakten belegt werden. Ich hatte keine Lust, die ganzen Sachen auswendig zu lernen, und habe deshalb auf ein Manuskript zurückgegriffen, das ich zum großen Teil vorlesen werde. Es ist natürlich so, dass es viele Formulierungen gibt, bei denen es auf jedes Wort ankommt. Deshalb denke ich, dass der Zweck die Mittel heiligt. Jetzt wird es ernst. Im Herbst 1989 war ich Mitglied des Senats und Vorsitzender einer Kommission, die die Aufgabe hatte, Gedanken zu einem zukünftigen Statut der Friedrich-Schiller-Universität zusammenzutragen. Hier ist eine Kopie der Veröffentlichung, die im Januar in der Universitätszeitschrift „Alma Mater Jenensis“ veröffentlicht wurde. Diese Universitätszeitschrift war damals gerade aus der früheren „Sozialistischen Universität“ hervorgegangen. Bei diesem Artikel über ein zukünftiges Statut ging es in erster Linie darum, sich neue Gedanken zu machen über Möglichkeiten, die wir durch die sich anbahnenden Wandlungen bekommen würden. Es war damals im November/Dezember noch eine sehr riskante Aktivität, die zu einer Erneuerung der Jenaer Universität aus eigener Kraft führen sollte. Die Hauptgedanken des neuen Statuts waren, dass politische Parteien keinen Einfluss mehr auf wissenschaftliche Entscheidungen haben sollten und dass insbesondere der sogenannte demokratische Zentralismus (alle Entscheidungen kamen von oben) beseitigt werden sollte. Leider war dieses Projekt von vorneherein zum Scheitern verurteilt. Es stellte sich bald heraus, dass die von vielen DDR-Bürgern gewünschte Einführung der West-Mark dazu führte, dass unwahrscheinlich viele Zugeständnisse gemacht werden mussten. So kam es dann letzten Endes nicht zu einer Wiedervereinigung von zwei gleichwertigen Partnern, sondern zur Eingliederung der neuen Bundesländer. Die Ost-Identität wurde für die West-Mark verkauft.

Rosenberger: Könnten Sie beschreiben, wie die Jenaer Universität auf diese Gedanken zu einem neuen Statut reagiert hatte?

Pietsch: Anlässlich des 450. Jubiläums im Jahre 2008 erschien ein tendenziöses Buch mit dem Titel: „Traditionen, Brüche, Wandlungen“ im Verlag Böhlau, Köln, 2009, in dem die Geschichte der FSU den neuen Machtverhältnissen angepasst wurde, getreu dem Motto: „Geschichte ist immer die Geschichte der Sieger“. Die eingangs beschriebenen Gedanken zu einem zukünftigen Statut werden mit keinem Wort erwähnt. Auf jeden Fall habe ich durch langes Lesen nichts derartiges in dem Buch gefunden. Das Buch hat weit über 1000 Seiten. Es wäre also schon ganz günstig gewesen, ein paar Worte über ein mögliches Statut zu verlieren, auch wenn man es später nicht in dieser Weise realisiert hat. Im Übrigen war das Statut auch angepasst an die Unterlagen, die ich von vielen westdeutschen Kollegen geschickt bekommen habe. Ich habe mir das alles durchgelesen und versucht diese Ziellinie ins Auge zu fassen. Es folgt ein Zitat von Seite 844 dieses tendenziösen Buchs: „Die universitäre Wende kann für alle Hochschullehrer in zwei große Phasen unterteilt werden: Am Beginn dieses Prozesses stand der auf Dialog orientierte, romantische Aufbruch der Jahre 1989/90, der sich noch ganz aus der Hoffnung auf grundsätzliche Reformierbarkeit der DDR speiste. Dieser Aufbruch endete freilich für viele Akteure in unterschiedlich langen Desillusionierungs-Etappen.“ Sie sehen, das ist ein wahrer Zungenbrecher, der hier konstruiert wurde. „Diese Etappen waren spätestens Ende 1990 mit der als Abwicklung bekannten Schließung ganzer universitärer Struktureinheiten durch die nun verantwortlichen neuen Länderministerien beendet. Die Abwicklung markierte dann auch den Übergang zu einer zweiten Phase, die ganz im Zeichen der strukturierten Umgestaltung der Hochschulen und der Schaffung neuer gesetzlicher Grundlagen stand.“ Ende des Zitats. Es wäre interessant zu wissen, warum der „romantische Aufbruch“ in den anderen Ostblockstaaten offensichtlich funktioniert hat, obwohl ihnen niemand vorschrieb, was sie zu tun hatten. Die Frage, ob der deutsche Weg zur Beseitigung des Sozialismus an den Universitäten besser oder schlechter war, wird für immer unbeantwortet bleiben. Auf jeden Fall hätte ich mir eine wesentlich moderatere Variante gewünscht. Dass solche Sektionen wie Marxismus-Leninismus, Jura, Pädagogik, Wirtschaft abgewickelt worden sind, war mehr oder weniger notwendig. Dagegen gab es keinen Grund, alle Professoren unter Generalverdacht zu stellen. Die Jenarer Mediziner, Naturwissenschaftler, Techniker und auch sogar Sprachwissenschaftler, Literaturwissenschaftler, Psychologen hatten international einen sehr beachtlichen Ruf. Um den deutschen Weg zu rechtfertigen, musste der Eindruck erweckt werden, dass die einheimischen Professoren nicht fähig waren, aus eigener Kraft ihre Probleme zu lösen. Deshalb waren vor allem diejenigen unerwünscht, denen man politisch nichts vorwerfen konnte, und die ihre eigene Meinung behalten wollten. Als Erich Honecker im September 1987 mit allen protokollarischen Ehren eines Staatsbesuchs in Bonn von Bundeskanzler Helmut Kohl empfangen wurde, galten die Universitäten der DDR noch als gleichwertig. Auf der Grundlage der damals abgeschlossenen Verträge habe ich im Frühjahr 1989 das erste deutsch-deutsche Funktionalanalysis-Seminar in Georgenthal organisiert. Ein Gegenstück fand im November 1991, also schon nach der Wiedervereinigung, in Essen statt, und das war dann auch mehr oder weniger das Ende der Geschichte, weil man die Sache als erledigt betrachtet.

Paycha: Können Sie über konkrete Beispiele für die Bevormundung durch westdeutsche Kollegen berichten?

Pietsch: Als im Herbst 1990 die Thüringer Regierung eingesetzt worden war, besuchte der neu ernannte Staatssekretär, der aus Saarbrücken stammte, die Jenaer Universität. Er hielt einen Vortrag vor einem ausgesuchten Kreis von Mitarbeitern. Dabei sagte er, offenbar in der Absicht uns eine Freude zu bereiten, folgendes: „Bei Antritt meines Amtes hatte ich keine Erwartungen in Thüringen auf echte Wissenschaftler zu treffen. Glücklicherweise war das nicht der Fall. Heute weiß ich, dass es auch in den neuen Bundesländern Vertreter einiger Fächer gibt, die fast das Niveau ihrer westdeutschen Kollegen erreichen.“ Das war also der damalige Staatssekretär. Auf der Homepage der

Friedrich-Schiller-Universität kann man lesen, dass die Universität Jena wieder ein Wissenschaftszentrum von internationalem Rang geworden sei. Etwas früher klang das so: „Binnen weniger Jahre nach der politischen Wende in Ostdeutschland hat sich die kleine thüringische Universitätsstadt Jena wieder zu einem Wissenschaftszentrum von internationalem Rang gemausert.“ Das heißt also grob gesprochen: All das, was wir in der Zeit der DDR unter harter, harter Arbeit geleistet haben, fällt unter den Tisch. In einem von der Universität bestellten Referat zu dem Buch, das ich eingangs erwähnt habe, bemerkt ein Marburger Historiker: „Als die Menschen sich im Herbst vollends vom SED-Regime abwandten, war die Jenaer Universität nur noch ein Schatten ihrer selbst.“ Also was Sie hier sehen ist gewissermaßen ein Schatten. Laut OTZ, das ist die Ost-Thüringer Zeitung, stellte ein westdeutscher, nach Jena berufener Professor auf einer Tagung über Psychoanalytik fest: „Viele Ostdeutsche erleben im Umgang mit Westdeutschen Scham als das prägende Gefühl.“ Es hat eine Tagung stattgefunden, mit 80 Teilnehmern, die sich über die Scham der Ostdeutschen unterhalten haben! Ich habe am Tag der Deutschen Einheit 2007 einen höflichen Brief geschrieben, der allerdings folgendermaßen unterzeichnet war: „Mit freundlichen Grüßen, ihr schamloser A. Pietsch“. Eine Antwort gab es nicht.

Rosenberger: Wann war diese Tagung über die Scham der Ostdeutschen?

Pietsch: 2007.

Rosenberger: Sie haben jetzt hauptsächlich negative Aspekte beschrieben. Haben Sie denn auch positive Erinnerungen an diese Zeit?

Pietsch: Selbstverständlich. Schon zu DDR-Zeiten war ich mit vielen westdeutschen Kollegen sehr freundschaftlich verbunden. Daran hat die Wende nichts, aber auch gar nichts, verändert. Die Universität Paderborn verlieh mir 1998 die Ehrendoktorwürde und veranstaltet 2004, anlässlich meines 70. Geburtstages, einen Workshop. Ich wurde von allen deutschen Mathematikern zweimal zum DFG-Gutachter (Anm.: *Deutsche Forschungsgemeinschaft*) gewählt. In der zweiten Periode war ich sogar Vorsitzender des Fachausschusses und habe in diesen vier Jahren vierhundert Endgutachten angefertigt. Es gab für mich immer nur gute und weniger gute Mathematiker, aber niemals weniger gute oder gute Deutsche. In der DFG hat man mich meine DDR-Vergangenheit bei keiner einzigen Gelegenheit spüren lassen. Ich bin dort immer als vollwertiges Mitglied dieser Kommission behandelt worden. Dafür bin ich heute noch dankbar. Ich frage mich und weiß keine richtige Antwort, wer denn eigentlich diese Herabwürdigung der ostdeutschen Professoren betrieben hat. Alle die ich kenne, verhalten sich mir gegenüber freundschaftlich positiv. Ich habe nur die Erfahrung gemacht, je höher man kommt, desto schwieriger wird es. Also zum Beispiel, mit der Deutschen Mathematiker Vereinigung hatte ich Schwierigkeiten. Ich bin ausgetreten, weil ich nicht das Gefühl hatte, dass mich die Deutsche Mathematiker Vereinigung als Ostdeutscher richtig vertritt. Ich könnte dazu noch eine Geschichte erzählen, will das aber nicht tun. Leider ist es so, dass man das Gefühl hat, man wird hinten angestellt und die erbrachten Leistungen werden nicht akzeptiert.

Paycha: Können Sie dazu ein konkreteres Beispiel geben?

Pietsch: Ich werde das im Zusammenhang mit einer Frage machen, die meine Stellung an der Friedrich-Schiller-Universität nach 1990 betrifft. Um die dubiose Entwicklung nach der Wende zu erläutern, muss ich zunächst meinen beruflichen Werdegang darlegen. Das führt zwangsläufig zu einer gewissen Selbstbeweihräucherung, aber das ist leider heutzutage an der Tagesordnung. Ohne Reklame kann man nichts verkaufen, das haben auch die Wissenschaftler lernen müssen. Nach einem fünfjährigen Studium an der Karl-Marx-Universität Leipzig habe ich dort 1958 mein Diplom abgelegt. In Leipzig wurde mir aus politischen Gründen keine Assistentenstelle angeboten. Das hatte aber etwas außerordentlich Positives zur Folge: Ich wurde im August 58 als Assistent am Institut für Reine

Mathematik an der Deutschen Akademie der Wissenschaften zu Berlin angestellt. Es war in der DDR so, dass die wissenschaftlich, aber nicht politisch guten Leute an die Akademie geschickt wurden, weil sie dort mit Studenten nichts zu tun hatten und insofern keinen allzu großen Schaden anrichten konnten. Das war die Grundidee der Akademie. In Berlin verbrachte ich sieben sehr erfolgreiche und glückliche Jahre. Die folgenden Ausführungen werden zeigen, dass ich mit meiner Akademie, bis zu ihrer Abwicklung im Jahre 1992, eng verbunden war. Hinsichtlich der wissenschaftlichen Betreuung war ich auf mich selbst angewiesen, weil mein ursprünglicher Lehrer bereits in meinem dritten Studienjahr gen Westen entschwand. Er hat mir aber mein Thema gegeben, und ich habe im April 58 mein Diplom und im April 59 meinen Doktor gemacht.

Rosenberger: Wer war Ihr Lehrer?

Pietsch: Ich möchte keinen Namen nennen, das habe ich mir ausdrücklich vorgenommen. Ich habe diesen Lehrer sehr verehrt, aber er ist nach dem Westen gegangen und das hat mich natürlich betroffen gemacht. Ich habe meine erste Reise nach der Einführung der D-Mark zu seinem 65. Geburtstag nach Tübingen gemacht und dort den Hauptvortrag anlässlich seiner Emeritierung gehalten.

Paycha: Das ist doch schön.

Pietsch: Promoviert habe ich 1959 in Dresden. Ich bin nur drei Mal in Dresden gewesen zu meiner Promotion. Ich bin dort nicht betreut worden, sondern hatte eine fertige Dissertation jemandem gegeben. Mein Lehrer hatte mit dem Dresdner Kollegen ausgemacht, dass er sich um mich kümmern sollte, und das hat wunderbar funktioniert.

Paycha: Wo haben Sie zu dieser Zeit gelebt?

Pietsch: Ich habe sieben Jahre in Berlin gelebt, aber in Dresden promoviert. Habilitiert habe ich dann in Berlin an der Universität, obwohl ich an der Akademie angestellt war. 1965 erhielt ich einen Ruf als Professor mit Lehrauftrag an die Friedrich-Schiller-Universität, die für 25 Jahre, also bis zum Oktober 1990, zu meiner wissenschaftlichen Heimat wurde. In der DDR hat man meine mathematischen Leistungen vorbehaltlos anerkannt. Für mein Buch „Nukleare lokalkonvexe Räume“, das auch ins Russische übersetzt worden ist, erhielt ich 1970 einen Nationalpreis Dritter Klasse. 1971 erfolgte die Wahl zum Korrespondierenden Mitglied der damals noch Deutschen Akademie der Wissenschaften zu Berlin. Sie wurde ein Jahr später in Akademie der Wissenschaften der DDR umbenannt. 1974 bin ich dann Ordentliches Mitglied dieser Akademie geworden. Im gleichen Jahr erfolgte auch die Aufnahme in die Leopoldina, die 2008 zur Nationalen Akademie der Wissenschaften Deutschlands avancierte. Das war damals in der DDR sehr interessant. Es gab die große Akademie in Berlin, aber auch noch eine Sächsische Akademie und die Leopoldina. Die Leopoldina war während der ganzen Zeit der Existenz der DDR eine der wenigen gesamtdeutschen Unternehmungen. Die Tagungen fanden immer in Halle statt, und da bin ich auch regelmäßig hingefahren. Da hatte man viele Möglichkeiten westdeutsche Kollegen zu treffen. Es war so, dass in die Leopoldina nur solche gewählt wurden, die als nicht ganz so SED-treu galten. Es war aus Sicht der SED ein Mangel, Mitglied der Leopoldina zu sein. Aber diese Akademiemitgliedschaft ist mir über die Wende hinaus erhalten geblieben. Ich habe aber nie die moralischen Verpflichtungen, die ich eigentlich gehabt hätte, wahrnehmen können, weil ich kein Geld hatte, um hinzufahren. Man musste alles selbst bezahlen. Man konnte als Ost-Professor, der wenig Rente hat, einen Antrag stellen, dass Fahrt- und Übernachtungskosten übernommen werden. Aber ich wollte als Akademiemitglied nicht als Bittsteller auftreten. Ich bin seit der Wende mit dieser Akademie nicht mehr in Kontakt, aber noch offizielles Mitglied.

Paycha: Aber nicht mehr aktiv.

Pietsch: Nein. Das war, was ich zu meiner Entwicklung sagen wollte. Nur das noch: Seit meiner Berufung nach Jena habe ich 35 Jahre lang mein Forschungsseminar „Operatorenideale“ durchgeführt, das 11 Universitätsprofessoren, 3 apl-Professoren und 3 Fachhochschulprofessoren hervorbrachte.

Rosenberger: Toll.

Pietsch: Außerdem habe ich 27 Doktoranden persönlich erfolgreich betreut. Das ist schon etwas, das man als Lebenswerk bezeichnen kann, ohne dass man sich zu sehr auf die Brust klopft.

Paycha: Sie sind nun überall in der Welt?

Pietsch: Ja. Viele von meinen jungen Leuten haben hier keine Chancen gehabt nach der Wende. Der eine ist Professor in Linz, der andere in Jyväskylä. Einer ist an einem Fraunhofer-Institut in Kaiserslautern und macht jetzt Forschung für irgendwelche Finanzprojekte. Die Tatsache, dass ich nach 25 Jahren ehrlicher Arbeit mich als Professor neu um meine eigene Professur bewerben musste, war und bleibt für mich eine unerhörte Demütigung. Mehr noch, wegen Überschreitung einer willkürlich fixierten Altersgrenze, wurde meine Verbeamtung abgelehnt. Wie das folgende Zitat aus einem Schreiben des Kanzlers der Friedrich-Schiller-Universität vom 29.7.1994 zeigt, war man auch zu einer möglichen Sonderregelung nicht bereit. Jetzt kommt das Zitat aus dem Brief, den der Kanzler mir geschrieben hat: „Was die Frage Ihrer Verbeamtung angeht, hat das Ministerium entschieden, dass besondere Umstände, insbesondere im Rahmen der Erneuerung der Universität, vorliegen müssen, um eine Ausnahme gegenüber den allgemeinen Regeln des Thüringer Hochschulgesetzes zu rechtfertigen.“ Mein Statut war also kein solcher Beitrag. „Es ist sicherlich erfreulich, dass Sie die wissenschaftliche Anerkennung gefunden haben, zu einem der DFG-Gutachter gewählt worden zu sein. Andererseits meine ich in der Universität eine deutliche Zurückhaltung bei Ihnen hinsichtlich von Aktivitäten, die über den engeren fachlichen Rahmen hinausgehen, zu registrieren. Die Universitätsleitung könnte von da aus keine Gründe im Sinne der Vorgaben des Ministeriums anführen, die eine positive Entscheidung der Landesregierung erwarten lassen.“ Ende des Zitats. Die Westdeutschen haben dem SED-Regime vorgeworfen, dass bei Berufungen politische Gründe eine große Rolle gespielt haben. Das war nicht schön. Aber man hätte sich natürlich gewünscht, dass das jetzt besser gemacht wird. Aber im Grunde ist genau dasselbe passiert, was damals passiert ist. Unter Verwendung der DDR-Terminologie hätte der Kanzler auch einen fehlenden Klassenstandpunkt bemängeln können. Im Gegensatz dazu haben die Genossen in der DDR meine wissenschaftlichen Leistungen stets anerkannt, obwohl sie wussten, dass ich kein überzeugter Anhänger der DDR-Politik war. Aber es stellte sich letzten Endes heraus, dass man an guten Wissenschaftlern so interessiert war, dass man sie auch genommen hat, wenn sie sich neutral verhalten haben. Neutralität musste man schon wahren. Ich konnte sehr viel sagen in der DDR. Aber es gab auch gewisse Grenzen, bei denen ich mir gesagt habe: Das kannst du nicht machen. Ich habe auch vielen Leuten helfen können, weil ich gute Beziehungen zu der Universitätsleitung hatte. Deswegen kann ich sagen, dass ich die Universität damals wirklich als meine Heimat betrachtet habe, genauso wie die Akademie. Ich habe mich nie als DDR-Bürger gefühlt, höchstens im Sport oder in der Wissenschaft. Ansonsten habe ich mich da immer sehr zurückgehalten.

Paycha: Sie sagen, zu Zeit der DDR haben Sie nicht alles sagen können, was Sie gerne hätten sagen wollen. Nach der Wende haben Sie alles gesagt, was Sie sagen wollen?

Pietsch: Ja, und das war vielleicht ein Fehler. Ich weiß es nicht, aber es stellte sich eben heraus, dass ich einer war, der sich das ein bisschen anders vorgestellt hatte. Ich hatte vorher gesagt, dass der Staatssekretär nach Jena gekommen war. Mit dem habe ich mich in einer Diskussion angelegt. Ob das irgendwelche negativen Einflüsse auf meine Entwicklung gehabt hat, weiß ich nicht. Ich glaube es nicht. Aber mit dem Kanzler, der auch aus dem Westen war, der mir diesen Brief geschrieben hat, habe ich

mich nicht gut vertragen. Weil ich mit ihm nicht konnte, habe ich mich dann auch zurückgenommen und mir gesagt: Dann machst du eben was anderes, diesen DFG-Gutachter. Ich habe meine ganze Kraft in die DFG gesteckt. Das wurde an der Universität nicht akzeptiert oder vielleicht sogar übel genommen. Ich weiß es nicht, darüber kann man nur spekulieren, und das will ich nicht. Ich hatte vorhin schon gesagt, dass mir die DDR-Genossen sehr entgegengekommen sind. Ich hatte sogar einen sogenannten Einzelvertrag, der mir 80 % meines letzten Gehaltes garantiert hätte. Alles das ist bei der Wende in den Papierkorb gewandert, und ich wurde zum „Rentner Ost“ degradiert.

Rosenberger: 80 % als Rente?

Pietsch: Ja. So wie hochstehenden westdeutschen Professoren auch 75 – 80 % ihres Endgehaltes zugesichert wurde. Ich hätte das natürlich in Ostmark bekommen. Für mich ist das eine Enteignung. Mein positiver Evaluierungsbescheid ist, das ist bei allen anderen auch so gewesen, mit dem Hinweis versehen worden, dass nachträglich bekanntwerdende Tatsachen zu einer anderen Beurteilung führen können. In einem Rechtsstaat ist es aber so, dass eine Tat nicht mehrmals abgeurteilt werden darf. Der sogenannte Strafklageverbrauch gilt sowohl für die Verurteilung als auch für den Freispruch. Für mich entsteht der Eindruck, dass man die ehemaligen DDR-Professoren verunsichern wollte, um sie kleinzuhalten. Ob das nur eine Vermutung ist, steht in den Sternen.

Paycha: Vielleicht unbewusst.

Rosenberger: Gab es hier besonders groteske Ereignisse, an die Sie sich noch erinnern?

Pietsch: In meinem Studienbuch wird als Tag der Exmatrikulation der 10.6.1958 angegeben. Dieses Datum wurde in meinem Rentenbescheid durch den 23.4.1958 ersetzt, weil nach dem deutschen Verständnis das Studium an dem Tage der Abschlussprüfung endet. Damit wird ein BRD-Verfahren mehr als 30 Jahre rückwirkend auf einen DDR-Bürger angewandt. Während einer Vortragsreise in die BRD, die mir 1980 erlaubt wurde, habe ich ein illegales Gutachten über einen jüngeren Kollegen erstellt, das zu seiner Berufung beitrug. Es war damals für mich nicht so ohne weiteres erlaubt, Gutachten zu machen. Eigentlich hätte ich dafür eine offizielle Erlaubnis haben müssen. Ich habe es aber einfach gemacht und gehofft, dass es nicht anderweitig bekannt wird. Es ist kein Scherz, dass reichlich 10 Jahre später genau dieser Kollege meine Eignung zum deutschen Professor bestätigt hat. Anlässlich meiner Verrentung hat mir der Rektor der Friedrich-Schiller-Universität für die dem Freistaat Thüringen treu geleisteten Dienste gedankt. Die vorangehenden 25 Jahre wurden vergessen, obwohl es der Rektor der Friedrich-Schiller-Universität war. Wenn mir der Minister den Brief geschrieben hätte, hätte ich das akzeptiert. Aber der Rektor einer Universität sollte im Auge behalten, dass ich insgesamt 35 Jahre lang Professor an der Universität war. Es gibt wenige, die so viel aufzuweisen haben. Letztlich sollte es für jede Universitätsleitung eine Selbstverständlichkeit sein, runde Geburtstage von Professoren durch ein personenbezogenes Glückwunschs Schreiben zu würdigen. In Jena gibt es jetzt ein Universalverfahren. Die von einem Computer erstellten Papiere sind universell einsetzbar. Die anlässlich meines 75. und 80. Geburtstags erstellten Produkte waren abgesehen vom Datum völlig identisch. Das spricht für ein verbesserungsbedürftiges Betriebsklima. Ich kann es Ihnen zeigen. Ich habe das abkopiert. Ich habe gedacht: Hast du zweimal denselben Brief erhalten? Es stellte sich aber heraus, dass die Jahre unterschiedlich waren. Deshalb habe ich dem Rektor geschrieben und mich für die formalen Glückwünsche bedankt. Diese Gelegenheit wurde dazu genutzt, ihn aufzufordern, auf der Homepage der Universität solche Dinge wie „ ... wieder eine ruhmreiche Universität geworden ...“, die nur ein politisches Wunschenken reflektieren, zu löschen. Es gab keine Antwort.

Paycha: Da Sie immer wieder von Diskriminierung gesprochen haben, möchte ich Sie fragen, ob diese Bezeichnung tatsächlich angebracht ist?

Pietsch: Umgangssprachlich besteht eine Diskriminierung in der Feststellung, dass eine gewisse Menschengruppe minderwertiger als eine andere ist. Die Juristen betrachten nur solche Menschengruppen, die durch folgende Eigenschaften definiert sind. Ich habe also auch juristisch was dazu gelernt: Rasse, ethnische Herkunft, Geschlecht, Religion, Weltanschauung, Behinderung, Alter und sexuelle Identität. Aus einer weniger restriktiven Sicht darf sicher auch die Eigenschaft „Ostdeutscher“ hinzugefügt werden. Es hat allerdings Gerichtsverfahren gegeben laut Internet, in denen ostdeutsche Arbeiter wegen Behinderung geklagt haben. Und das ist genau mit dieser Begründung abgelehnt worden: Es tut uns furchtbar leid, aber das können wir nicht bearbeiten, denn das ist keine Diskriminierung im Sinne dieser angegebenen so und so vielen Punkte. Die Stadt Wien hat eine sehr allgemeine Definition gewählt, in der es keine Einschränkungen gibt. Diskriminierung ist jede Form der ungerechtfertigten Benachteiligung oder Ungleichbehandlung von einzelnen Personen oder Gruppen aufgrund verschiedener wahrnehmbarer beziehungsweise nicht wahrnehmbarer Prozesse. Das ist so allgemein, dass man durchaus die Möglichkeit hat, von der Diskriminierung der Ostdeutschen zu sprechen, obwohl das im deutschen Recht nicht eingeschlossen ist. Als Ehrendoktor der Universität Pretoria unterstütze ich die Bewegung „Black Lives Matter“ vorbehaltlos und betone, dass die Rassendiskriminierung natürlich viel, viel schlimmer als die Diskriminierung der Ostdeutschen ist. Da es bei uns keine körperlichen Brutalitäten gibt, könnte man von einer weichen Diskriminierung sprechen. Während einer Tagung in Oberwolfach erklärte mir eine mitgereiste westdeutsche Ehefrau, dass ich keine Ansprüche stellen könnte „Sie haben bisher niemals richtiges Geld verdient.“ Ich habe moralisch heute noch einen blauen Fleck an meinem Bein, denn meine Frau saß neben mir, und die hat mir einen Tritt verpasst.

Rosenberger: Der Tritt hieß „Jetzt nicht antworten!“. Was hat Sie denn persönlich an der DDR am meisten gestört?

Pietsch: Das Schlimmste war sicherlich die Stasi. Aber das lief im Hintergrund. Ich persönlich habe erst hinterher erfahren, dass es schlimmer war, als ich es mir hätte vorstellen können.

Paycha: Nach der Wende?

Pietsch: Ja. Durch die ganze Aufarbeitung.

Paycha: Ihnen war nicht bewusst, dass das so prägend war?

Pietsch: Ja. Ich hatte keine negativen Erfahrungen gemacht. Wenn man gewollt hätte, hätte man mir manches reindreihen können. Ich bin einmal vom Zoll erwischt worden. Weil ich viele Krimis und auch ein paar Bücher, die politisch nicht so ganz in Ordnung waren, mitgebracht hatte, wäre eine Bestrafung durch die Universität berechtigt gewesen. Aber sie haben das dann so gedreht, dass ich sogar einige Bücher vom Zoll wieder bekommen habe. Man hat mich wirklich ordentlich behandelt, soweit es möglich war. Nachträglich hat es sich herausgestellt, dass eine meiner engsten Sekretärinnen Stasi-Mitglied war. Einer meiner besten Studenten war Dozent geworden in Jena und hatte den Ausreisantrag gestellt. Das fiel natürlich immer auf den Professor zurück, aus dessen Arbeitsgruppe er kam. Ich habe mich sehr für diesen Herrn eingesetzt und habe dann schließlich erreicht, dass er von seiner Dozentur zurücktreten musste, aber eine sogenannte Custoden-Stelle bekam. Man wurde beschäftigt und bekam sein Gehalt, hatte aber nichts mit Studenten zu tun. Jedenfalls habe ich mich lauthals für ihn eingesetzt. Die Kollegin, von der sich dann herausstellte, dass sie in der Stasi war, hat mir damals gesagt: „Herr Pietsch, seien Sie in der nächsten Zeit mal ein bisschen vorsichtig in dem Fall.“ Sie hätte mich auch anzeigen können, aber sie hat mir den Hinweis gegeben, ich möchte mich doch in der Angelegenheit etwas zurückhalten.

Paycha: Sie war Sekretärin?

Pietsch: Ja. Sie war studierte Mathematikerin und wissenschaftliche Sekretärin, verantwortlich für Auslandsbeziehung. Ich bin einmal für drei Jahre Sektionsdirektor gewesen und dann noch mal stellvertretender Sektionsdirektor für Forschung. In dieser Eigenschaft war sie diejenige, die mir als Sekretärin zugeteilt war. Wie Leute in so etwas reingegraten sind, weiß ich nicht, aber auf jeden Fall hat sie mir nicht geschadet.

Paycha: Konnten Sie relativ frei reisen und auf Einladungen positiv antworten?

Pietsch: Ja. In der DDR gab es sogenannte Reisekader, da musste man sich hochgedient haben. Da ich von der Akademie kam, bin ich damals schon auf Westreisen geschickt worden. Ich hatte bewiesen, dass ich zurückkomme. Insofern habe ich praktisch jedes Jahr zwei Westreisen machen können. Die mussten natürlich immer von der anderen Seite bezahlt werden. Ich bin für fast ein Vierteljahr bei Laurent Schwartz in Paris gewesen und für 8 Wochen in Cambridge, England.

Paycha: Von wem sind Sie eingeladen worden?

Pietsch: Smithies am St. John's College. Das ist eines der berühmtesten Colleges, die es in Cambridge gibt. Ich muss aber dazu sagen, ich hatte auch sehr gute Beziehungen zu Polen. Ich bin zweimal mit meiner Frau jeweils ein Vierteljahr in Warschau gewesen, beim ersten Besuch auch mit unserer kleinen Tochter. Dann war ich 1978/79 mit Frau und Tochter noch ein halbes Jahr in Moskau. Das hat sich sehr gelohnt, weil die Akademiemitglieder in Russland einen Status hatten, der nahezu an den eines Ministers erinnerte. Es wurde folgender Witz erzählt: Die Busse waren immer sehr voll in Moskau. Da ist ein Akademiemitglied hinten auf die Leiter gestiegen und draußen mitgefahren. Deshalb hat die Polizei den Bus gestoppt. Als er seinen Akademieausweis zeigte, hat der Polizist salutiert und gesagt: „Genosse Akademik, bitte setzen Sie ihr wissenschaftliches Experiment fort!“ Jetzt sind wir aber von der Frage, was mich an der DDR gestört hat, abgekommen. Kommen wir wieder dazu zurück. Öffentlich war man mit einem Phänomen konfrontiert, das sich durch eine Szene aus Schillers „Wilhelm Tell“ beschreiben lässt. Auf einer Stange hatte der Landvogt Gessler einen Hut anbringen lassen, den die Dorfbewohner grüßen mussten. Es ging also ausschließlich um ein Zeichen der Unterwürfigkeit. Das wichtigste Beispiel eines solchen DDR-Gessler-Hutes waren die Wahlen. Wer nicht wählen ging, riskierte seinen Job. Die Benutzung der Wahlkabine galt als anstößig. Mich persönlich hat besonders die „Rote Woche“ gestört, die am Anfang jedes Studienjahrs durchgeführt wurde. Hier musste jeder Professor vor seinen Studenten über vorgegebene politische Themen sprechen und seine eigene Meinung kundtun. Es gab einen marxistisch-leninistischen Aufpasser. Da ist mir im vorletzten Jahr vor der Wende Folgendes passiert: Wir mussten auch diese Rede halten. Nachdem ich ungefähr eine Viertelstunde geredet hatte, meldete sich diese Frau vom Marxismus-Leninismus und forderte, ich möchte doch nun endlich einmal meine persönliche Meinung sagen. Da habe ich gesagt: „Das müssen Sie mir schon selbst überlassen, wann ich meine Meinung sage“, und habe sie vor versammelter Mannschaft abgekanzelt. Da war natürlich der gesamte Effekt dieser Sache verloren. Hinterher hat man sich bei mir entschuldigt. Das wäre wahrscheinlich zu früheren Zeiten nicht passiert. Aber damals war die Situation schon so kritisch, dass sie es für sinnvoll gehalten haben, sich bei mir zu entschuldigen.

Paycha: Wollen Sie ein paar Schlussvorbemerkungen machen? Vielleicht kommen danach noch Fragen.

Pietsch: Ich gehöre zu den Kollateralschäden der deutschen Einheit, mit denen man sich wohl oder übel abfinden muss, und ich habe mich im Prinzip damit abgefunden. Trotzdem sollte man sie natürlich nicht verschweigen, denn es sollte eigentlich einiges besser gemacht werden. Mit den Renten, die meine Frau und ich erhalten, können wir ein bescheidenes, aber sorgenfreies Leben führen. Während meiner Dienstzeit war ich sogar in der Lage, mir ein kleines Reihenhaus zu erwerben, zusammen mit

meiner Frau, was in der DDR sicher nicht möglich gewesen wäre. Wir hatten einmal einen Antrag auf den Bau eines Eigenheimes gestellt. Es wäre möglich gewesen, aber im Prinzip war dann die Entscheidung zu treffen: Entweder man baut ein Haus, oder man macht Wissenschaft. Beides zusammen wäre nicht möglich gewesen.

Paycha: Können Sie erläutern warum?

Pietsch: Man musste sich alles selbst besorgen: die Handwerker und so weiter. Da war man beschäftigt. Einige Professoren haben es gemacht, man musste eben Beziehungen haben. Ein Glaschemiker, unser ehemaliger Rektor und der Herr Drefahl, der Vorsitzende des Friedensrates der DDR, haben sich ein Haus gebaut. Diese Parteilosen standen wegen ihrer Leistungen in der DDR weit oben. Mit anderen Worten, die Einkaufsmöglichkeiten und die Wohnverhältnisse sind für mich wesentlich besser geworden. Aber es geht schließlich nicht darum, dass man sich Weintrauben kaufen kann, wann man will, sondern auch um andere Dinge. Deshalb muss ich sagen, dass sich meine soziale Stellung wesentlich verschlechtert hat. Ich bin durch die Wende gewissermaßen heimatlos geworden, denn ich habe meine Universität verloren. Wir sind seit zwanzig Jahren Nichtwähler. Unabhängig von den politischen Verhältnissen muss man sich im Alter mit Krankheit und der unvermeidlichen Isolation auseinandersetzen und abfinden. Deswegen ist es auch so, dass uns die ganze Corona-Angelegenheit gar nicht so sehr trifft, weil wir ohnehin immer schon in Isolation gelebt haben. Wir haben eine Enkeltochter, die kommt uns gelegentlich besuchen. Aber das Leben geht für die auch weiter und sie hat ihre eigenen Interessen. In meinem Buch „History of Banach spaces and linear operators“, erschienen 2007, habe ich auf Seite 591 festgestellt: „After living in Germany under three political regimes“ - ich habe also auch noch die Nazi-Zeit erlebt - „I came to the conclusion that I should consider myself just as a mathematician.“ Die Liebe zur Mathematik konnte mir niemand nehmen. Ich war in den letzten Jahren ziemlich produktiv. Anlässlich meines 85. Geburtstages im September 2019 wurde eine Arbeit eingereicht, eine weitere folgte im November. Beide Arbeiten sind in der Zwischenzeit erschienen. Damit ist nur zur Selbstbestätigung gezeigt, dass auch Rentner (Ost) etwas leisten können.

Paycha: Vielen Dank.

Rosenberger: Vielen Dank.

Paycha: Sie haben schon vieles erzählt. Wir hätten glaube ich noch ein paar Fragen, haben Sie noch ein bisschen Zeit?

Pietsch: Ja, selbstverständlich.

Paycha: Eine Frage zu Ihrer subjektive Empfindung der Atmosphäre an der Akademie und der Uni: Wie hat sich die Stimmung zwischen Ihnen und den Studenten und Ihnen und den Mitarbeitern mit der Zeit entwickelt, im Vergleich zwischen vor und nach der Wende? Gibt es da einen großen Unterschied? War die Empfindung zu einer Gruppe zugehören sehr stark vor der Wende?

Pietsch: Die Wissenschaft hat in der DDR einen viel höheren Stellenwert gehabt.

Paycha: Das ist wichtig.

Pietsch: Ich habe mich damals zwar immer noch beschwert, dass wir schlechter behandelt werden als die Sportler. Die Erfolge der Sportler ließen sich noch besser verkaufen. Aber nach dem Sport kam sofort die Wissenschaft. Das Gehalt eines Professors entsprach ungefähr dem Gehalt eines Generaldirektors in einem großen Betrieb. Es war sehr hoch, natürlich vor allem, weil man verhindern wollte, dass sie nach dem Westen gingen. Da musste man ihnen einiges bieten. Das ist für mich entscheidend. Vielleicht liegt es auch daran, dass solche Leute wie Ulbricht und Honecker selber nicht studiert hatten und insofern innerlich eine gewisse Ehrfurcht gegenüber der Wissenschaft hatten.

Heute ist es so, dass fast alle Politiker studiert haben. Die glauben dann über ihre Professoren entscheiden zu können. Als ich 1965 als Professor nach Jena berufen worden bin, war das noch eine kleine Sensation. Ich bin mit 30 Jahren hierhergekommen. Dagegen ist heute „Professor sein“ fast gar nichts mehr. Es gibt so viele Professoren und man wird auch gar nicht mehr mit Titel angedredet. Nur die Älteren sagen zu mir noch manchmal Herr Professor. Ich lege auf so etwas eigentlich keinen Wert, aber man muss sagen, dass das Gefüge sich verändert hat. Die Zusammenarbeit war früher ein bisschen enger, aber ich bin jetzt älter geworden und habe wissenschaftlich mit den Leuten nichts mehr zu tun. Ich würde sagen, da hat sich nichts verschlechtert. Aber es ist wahrscheinlich geschäftsmäßiger geworden. Ich hatte gesagt, dass ich eine Tagung in Georgenthal veranstaltet hatte. Dort gab es im Thüringer Wald eine Villa, die der Universität gehörte, und wo man kleinere Tagungen machen konnte. Wir konnten dort dreißig, vierzig Leute unterbringen. Ich habe in jungen Jahren mehrmals mit meinen Studenten eine Woche dort draußen verbracht. Da war meine Frau und meine kleine Tochter auch mit.

Paycha: Sehr schön.

Pietsch: Das war alles sehr intim. Leider ist diese Villa nach der Wende verkauft worden. Insofern glaube ich schon, dass die alten Studenten sich gerne an diese Zeiten zurückerinnern. Die neuen Studenten kennen das alles nicht. Für die ist der Betrieb, wie er jetzt hier abläuft, Gang und Gäbe. Ob das nun wirklich besser ist, darüber kann man sich streiten. Aber angenehm war es auf jeden Fall für uns.

Rosenberger: Hat sich die Zahl der Studenten stark erhöht? War das vorher übersichtlicher?

Pietsch: Nein. Als ich in Jena anfang, waren wir ungefähr 30 Mitarbeiter. Dann kamen diese Explosionen an den Universitäten. Als ich aufgehört habe, waren es 100 bis 120 Mitarbeiter, und die Zahl der Studenten hat sich massiv erhöht. Heute sind es eher weniger Mathematikstudenten als früher, aber zumindest nicht mehr.

Rosenberger: Ich würde gerne noch einmal direkt nach der Zeit vor und nach der Wende fragen. Sie hatten schon beschrieben, dass es innerhalb der Universität Gedanken gab über ein neues Statut, ganz am Anfang des Gesprächs. Das heißt, es fand schon vor der Wende eine ganze Menge statt an Ideen für politischen Veränderung. Können Sie beschreiben, wie sich die Stimmung gewandelt hat?

Pietsch: Das ist schwer zu sagen. Wenn Sie sich in der DDR mit jemandem unterhielten, dann wussten Sie nach spätestens fünf Minuten, wie er politisch eingestellt war. Es gab natürlich auch in der Universität den Kreis der Professoren, wo man wusste, dass sie mitmachen, weil sie Wissenschaft machen wollen. Und wir haben uns ausgetauscht. Ich kann mich noch erinnern, als wir in einer Villa saßen, in der man sich abends treffen konnte, sagte unserer späterer erster Rektor im Oktober zu mir: „Sehen Sie Herr Pietsch, es hat sich doch gelohnt, dass wir ausgehalten haben.“ Hinterher habe ich gelegentlich zu ihm gesagt: „Wissen Sie, es hat sich doch nicht gelohnt.“

Paycha: Doch nicht gelohnt?

Pietsch: Nein. Im kleinen Kreis unterhielt man sich, aber öffentlich war nichts. In Jena war, das können Sie in diesem Buch „Traditionen, Brüche, Wandel“ nachlesen, die Bewegung „Demokratischer Aufbruch“ von einem Medizinprofessor gegründet worden. Das war erst im Dezember, während ich mit meinem Statut schon im Oktober angefangen hatte. Die haben sich um demokratische Erneuerung bemüht. Er ist dann auch Ehrensensator geworden. Aber die Zielrichtung war eine ganz andere. Es ging im Wesentlichen um die Säuberung der Universität von Stasi-Angehörigen und unliebsamen Personen, während ich mich mehr dafür interessierte, dass man wissenschaftlich vorankommt. Das sind Standpunkte, die sich im Grunde genommen nicht miteinander vertragen. Ich denke schon, dass in der

letzten Zeit der politische Einfluss nicht mehr so schlimm ist, wie in den ersten Jahren nach der Wende. Jetzt konzentriert man sich wieder mehr auf die Wissenschaft.

Paycha: Haben Sie in Jena jemanden besonders geschätzt?

Pietsch: Ich kannte einen wirklich überzeugten Genossen und guten Mathematiker. Der hat dafür gesorgt, dass Mathematiker Professor werden konnte, die nicht in der Partei waren. Wir hatten zum Schluss ein Verhältnis wie Eins zu Eins. Gleich viele Professoren in der Partei wie nicht in der Partei. Er hat viel für die Mathematik getan. Unter anderem hieß es damals, dass wir für die Praxis etwas machen sollten. Er hat dann bei Zeiss an einem Projekt mitgearbeitet, das Vorlagen hergestellt hat um Chips herzustellen. Das war eine Elektronenstrahlbelichtungsanlage. Wir hatten dann die glückliche Situation, dass wir eine Gruppe an der Sektion hatten, die etwas für Zeiss gemacht hat. Dafür konnten die anderen Mathematik machen. Zur Wendezeit haben sie dann die Gruppe aufgelöst, und es hieß, die Universität muss endlich mal wieder zur wahren Forschung zurückkehren. Heute würden die Leute viel Geld dafür geben, wenn wir diese Gruppe wieder hätten. Das war keine große Mathematik, aber die haben den Apparat zum Laufen gebracht. Der ist auch nach Japan verkauft worden. Vielleicht haben die Leute doch ein bisschen engere Kontakte gehabt.

Paycha: Das haben wir öfter gehört.

Rosenberger: Und wohin sind die Leute aus dieser Gruppe gegangen?

Pietsch: Die haben in Jena eine eigene Computerfirma gegründet und wollen jetzt nicht mehr an die Universität zurückkommen, weil sie zu viel Geld verdienen.

Rosenberger: Die haben es geschafft, sich etwas aufzubauen.

Paycha: Sie haben erwähnt, dass Sie sich gegen Diskriminierung einsetzten und mit der Uni in Pretoria zu tun und dort einen Ehrendokortitel haben. Ist das richtig?

Pietsch: Ich habe da einen Ehrendokortitel anlässlich der Hundertjahrfeier der Gründung der Universität bekommen.

Paycha: Warum?

Pietsch: In dem Gutachten steht drin, dass zehn oder zwanzig der Leute dort von mir gelernt hätten. Ich war vorher nie in Südafrika. Aber einer meiner Schüler war ein Jahr dort und hat als Professor gearbeitet. Ich hatte auch einen Kollegen aus Pretoria, der zu DDR-Zeiten einmal in Jena war. Insofern hat mein Arbeitsgebiet dort ziemlich durchgeschlagen. Aber persönlich bin ich nur aus Anlass der Verleihung dieses Ehrendokortitels dahin gekommen.

Rosenberger: Das war für Sie eine Überraschung?

Pietsch: Ja. Ich habe nicht damit gerechnet. Ich bin der zweite Mathematiker, der einen Ehrendoktor bekommen hat. Es ist nicht so, dass sie damit um sich schmeißen, wie das zum Teil hier der Fall ist.

Paycha: Wann war das?

Pietsch: 2008.

Paycha: Schöne Geschichte.

Rosenberger: Wie haben Sie direkt die Nacht des 9. November erlebt? Haben Sie das im Fernsehen verfolgt?

Pietsch: Ja. Wir hatten damit die Hoffnung verbunden, dass sich wirklich vieles ändern würde. Ich bin damals zu naiv gewesen und habe gewissermaßen auf dem aufgebaut, wie ich mit meinen westdeutschen Freunden ausgekommen bin. Ich habe gedacht, dass würde immer so weiter gehen. Aber dann kam die politische Komponente hinzu und die hat alles überwuchert. Alle die ich persönlich kenne, hätten das nicht gemacht.

Paycha: Hätten was nicht gemacht?

Pietsch: Ostprofessoren zu diskriminieren. Es ist so gewesen, dass acht Kollegen aus dem Westen eine Eingabe für mich an das Ministerium gemacht haben. Ein Kollege hat sich sogar lange mit einem Mitarbeiter aus dem Ministerium unterhalten. Es ist nichts passiert. Es stand eben drin, man muss seine Verdienste bei der demokratischen Erneuerung haben. Was man darunter versteht, steht auf einem ganz anderen Blatt. Dazu möchte ich mich nicht äußern.

Paycha: Aber für Sie ist es eine Enttäuschung.

Pietsch: Ja.

Paycha: Möchten Sie noch etwas dazu sagen, oder hast du noch eine Frage?

Rosenberger: Nein.

Paycha: Bedauern Sie etwas von der Zeit vor der Wende? Gibt es ein bisschen Nostalgie, Sehnsucht?

Pietsch: Um es ganz eindeutig zu sagen: Ich würde die DDR nicht zurück haben wollen.

Paycha: Nicht?

Pietsch: Es hat viele schöne Sachen gegeben, an die wir uns gerne erinnern. Wir sind mit unserem Leben zufrieden, aber letzten Endes, jetzt im Alter ist für uns wahrscheinlich vieles wesentlich bequemer als es in der DDR gewesen wäre. Allein die Einkaufsmöglichkeiten. Das ist eine Trivialität, aber wichtig. Bei uns ist gerade der Rewe-Markt für vier Monate zu, weil er renoviert wird. Da ist alles schon wieder komplizierter. Wenn ich mir vorstelle, dass wir in der DDR hätten leben müssen ... In dem Haus, in dem wir gewohnt haben, war die Wasserleitung verstopft.

Paycha: Also ganz praktische Sachen.

Pietsch: Politisch finde ich die BRD nicht besser als die DDR. Das ist vielleicht übertrieben. Es hat Schweinereien in der DDR gegeben, da muss man einfach mit dem Kopf schütteln. Um Gottes Willen, keine DDR zurück. Aber ich kann mir vorstellen, dass man vieles besser machen könnte. Ich bin ein Anhänger von Karl Popper. Der hat einmal gesagt: In der Demokratie kommt es nicht darauf an, dass die Weisesten regieren, sondern man muss nur verhindern, dass die Schlimmsten an die Macht kommen.

Paycha: Einen ganz herzlichen Dank, dass Sie sich so begeistert vorbereitet haben, und dass Sie teilgenommen haben trotz den schwierigen Umständen, danke schön.

Pietsch: Keine Ursache.

Gedanken zu einem zukünftigen Statut der Friedrich-Schiller-Universität Jena

Im Auftrag des gegenwärtigen Senats arbeitet eine zeitweilige Kommission unter Leitung von Prof. Dr. Pietsch (Sektion Mathematik), die sich Gedanken über ein Statut der Friedrich-Schiller-Universität gemacht hat.

Nach dem Motto „Weisheit besteht darin, zur rechten Zeit auf Vollkommenheit zu verzichten“, wurden zunächst die Grundlagen eines praktikablen Leitungssystems konzipiert. Es bleibt die weit schwierigere Aufgabe einer präzisen Neubestimmung des Inhalts unserer zukünftigen Arbeit, der sich aus den klassischen Verpflichtungen der Universitäten in Lehre, Forschung und medizinischer Betreuung ableitet.

Das Statut der Friedrich-Schiller-Universität basiert auf den Grundsätzen der Demokratie, Autonomie, Effizienz und Sachkompetenz. Es geht davon aus, daß die Universität eine juristische Person ist, die nach dem Haushaltsprinzip arbeitet, daß politische Parteien keinen Einfluss auf wissenschaftliche Entscheidungen haben, und daß die Freiheit des Lehrens, Lernens und Forschens voll garantiert sein muß.

Abgeschafft wird das Prinzip des „demokratischen Zentralismus“ und die damit verbundene „beratende Funktion“ aller bisherigen Räte. Die Leiter sind bei Grundsatzfragen an die Beschlüsse der entsprechenden Gremien gebunden. Sie legen vor diesen Gremien Rechenschaft ab und werden von ihnen kontrolliert.

Die Universität ist nach Wissenschaftsdisziplinen gegliedert. Ihre wichtigsten Grundstrukturen sind etwa 15 neuzugründende Fakultäten. Es bestehen nur zwei Entscheidungsebenen:

- Rektor und Senat (Konvent),
- Dekan und Fakultätsrat.

Alle Fakultäten haben das Recht, ihre Substruktur nach eigenen Vorstellungen und fachspezifischen Anforderungen zu entwickeln. An der Universität gibt es einen Kanzler, der für die ökonomische, technische und organisatorische Absicherung der wissenschaftlichen Arbeit verantwortlich ist.

Leitungsorgane

1. Von allen Angehörigen der Universität wird ein Konvent gewählt.

Es wäre die folgende Zusammensetzung denkbar:

- 50 Hochschullehrer,
- 20 B-promovierte Wissenschaftler,
- 20 wissenschaftliche Mitarbeiter,
- 20 technische Mitarbeiter,
- 25 Studenten.

2. Der Konvent wählt den Rektor (ord. Professor), zwei Prorektoren (ord. Professoren), den Kanzler, den Senat

(Zusammensetzung)

- Rektor als Vorsitzender,
- 2 Prorektoren,
- Kanzler,
- Direktor der Universitätsbibliothek
- 9 Hochschullehrer
- 5 wiss. und techn. Mitarbeiter,
- 5 Studenten,

und den Haushaltsausschuß

(Zusammensetzung)

- Kanzler als Vorsitzender,
- Rektor,
- 5 Hochschullehrer,
- 2 wiss. und techn. Mitarbeiter,
- 2 Studenten.

Jede Person kann nur zu einem Gremium gehören. Werden Mitglieder des Konvents oder eines Fakultätsrates in den Senat oder in den Haushaltsausschuß gewählt, so erlischt die vorhergehende Mitgliedschaft. Mit der Investitur bestätigt der Minister für Bildung die Rechtsverbindlichkeit der Rektorwahl.

3. Die Angehörigen jeder Fakultät wählen ihren Dekan (ord. Professor), den Prodekan (Hochschullehrer) und ihren Fakultätsrat. Es wäre die folgende Zusammensetzung denkbar: Dekan als Vorsitzender, Prodekan, 4n Hochschullehrer, 3n wiss. und techn. Mitarbeiter, 3n Studenten. In Abhängigkeit von der Größe der Fakultät soll $n = 1$ oder $n = 2$ gesetzt werden.

4. Alle Wahlen sind geheim. Die einzelnen Gruppen (Hochschullehrer, B-promovierte Wissenschaftler, wiss. Mitarbeiter, techn. Mitarbeiter und Studenten) wählen jeweils ihre Vertreter. Es wird angestrebt, daß stets mehr Kandidaten als Plätze vorhanden sind. Als Kandidaten sind alle Personen aufzustellen, die von mindestens 3 Mitgliedern des Wahlkörpers vorgeschlagen wurden. Diejenigen Kandidaten mit der höchsten Stimmzahl sind gewählt. Bei Stimmgleichheit ist eine Stichwahl erforderlich. Mit der Ausnahme des Kanzlers ist die Amtszeit auf 3 Jahre beschränkt. Eine einmalige Wiederwahl ist möglich.

Arbeitsweisen und Befugnisse der Leitungsorgane

1. Bis auf die im folgenden genannten Punkte, besitzt die Universität die volle Autonomie:

- Vorgabe der finanziellen Mittel aus dem Staatshaushalt,
- Neugründung wissenschaftlicher Einrichtungen,
- Abstimmung der Lehrstuhlstruktur, Berufungen,
- Abstimmung der Studienpläne,
- Richtwerte für Immatrikulationszahlen.

2. Der Rektor hat die Aufgabe, die Universität im In- und Ausland zu repräsentieren sowie alle Prozesse zu leiten, die über den Rahmen einer einzelnen Fakultät hinausgehen. Ihm sind der Kanzler, alle Dekane und die Leiter selbstständiger Einrichtungen unterstellt. Der Rektor ist Vorsitzender des Senats. Bei den folgenden Entscheidungen ist er an die Beschlüsse des Senats gebunden: Bestätigung des Jahreshaushaltsplanes und Vorschläge für Neugründungen wissenschaftlicher Einrichtungen, Lehrstuhlstruktur, Berufungsvorschläge, Investitionen.

Der Senat tagt einmal pro Monat. Einmal pro Jahr legt der Rektor einen schriftlichen Rechenschaftsbericht vor, der vom Konvent nach Diskussion entweder bestätigt oder zurückgewiesen wird.

Der Rektor legt fest, welcher Prorektor sein unmittelbarer Stellvertreter ist.

Der Rektor und die Prorektoren haben je einen wissenschaftlichen Sekretär. Außerdem gibt es einen wissenschaftlichen Sekretär des Senats.

3. Der Kanzler ist der oberste Leiter der gesamten Verwaltung. Dazu gehören

- Das Büro für Forschung,
- Das Büro für Studienangelegenheiten und Weiterbildung,
- Büro für Internationale Beziehungen,
- Personalbüro,
- Büro für Ökonomie,
- Büro für Technik,

- Büro für Sozialeinrichtungen.

Es kann vereinbart werden, daß die Büros für Forschung, Studienangelegenheiten und Weiterbildung sowie Internationale Beziehungen einen der beiden Prorektoren direkt unterstellt sind. Der Kanzler ist außerdem verantwortlich für die Arbeit aller zentralen Werkstätten, der Sozialeinrichtungen, der Fahrbereitschaft usw.

Die Leiter aller Büros und weiterer zentraler Einrichtungen sind nur gegenüber den ihnen unterstellten Mitarbeitern weisungsberechtigt.

4. Jede Fakultät hat das Recht, die folgenden Entscheidung selbst zu treffen:

- Aufteilung der finanziellen Mittel, Berufungsvorschläge,
- Neueinstellung und Entlassungen, Höherstufungen,
- Zulassung der Studenten,
- Auswahl der Forschungsstudenten,
- Abschluß von Verträgen mit Partnern außerhalb der Universität und Verwendung der dabei erwirtschafteten finanziellen Mittel,
- Auslandsreisen und Durchführung von Tagungen.

Der Dekan leitet die operative Arbeit der Fakultät und ist Vorsitzender des Fakultätsrats. An jeder Fakultät wird vom Fakultätsrat ein Katalog von Entscheidungen aufgestellt, die der Dekan nur mit Zustimmung des Fakultätsrats treffen darf. Dieser Katalog sollte so abgefasst sein, daß er die Handlungsfähigkeit des Dekans garantiert.

Der Fakultätsrat tagt einmal pro Monat. Einmal pro Jahr legt der Dekan einen schriftlichen Rechenschaftsbericht vor, der von der Fakultätsvollversammlung (Mitarbeiter und Studenten) nach Diskussion entweder bestätigt oder zurückgewiesen wird.

Der Dekan und der Prodekan haben je einen wissenschaftlichen Sekretär. In Abhängigkeit von der Spezifik der Fakultät kann ein Verwaltungsleiter eingesetzt werden.

5. Der Haushaltsausschuss erarbeitet einen jährlichen Haushaltsplan (Aufteilung der aus dem Staatshaushalt fließenden finanziellen Mittel), der in einer Sitzung des Senats, an der alle Dekane und alle Leiter selbständiger wissenschaftlicher Einrichtungen stimmberechtigt teilnehmen, bestätigt werden muß.

6. Die Fakultäten sind für die akademischen Verfahren verantwortlich. Der Senat muss bei B-Promotionen nur dann eingeschaltet werden, wenn die Gutachten starke Einschränkungen enthalten oder sogar ein Gutachten negative ist, oder wenn ein sehr hoher Grad an Interdisziplinarität vorliegt, so daß eine einzelne Fakultät nicht entscheidungsfähig ist.

7. Für jedes Berufungsverfahren (ord. Professor, ao. Professor, Dozent, ao. Dozent) wird eine Berufungskommission gebildet, die aus allen ord. Professoren, die Mitglieder des Fakultätsrats sind, sowie weiteren ord. Professoren besteht. Die Gesamtzahl der Mitglieder sollte etwa bei 10 liegen. Dort wird durch Abstimmung ein Vorschlag erarbeitet, der vom Fakultätsrat bestätigt werden muss, und danach an den Senat weitergeleitet wird. Eine Zurückweisung dieses Vorschlages durch den Fakultätsrat oder den Senat sollte nur in Ausnahmefällen erfolgen und muss vor der Berufungskommission begründet werden.

Offene Probleme

1. Die Bildung von etwa 15 Fakultäten würde einer Zersplitterung der Universität in wissenschaftliche Einzeldisziplinen Vorschub leisten und den integrativen, interdisziplinären Charakter einer modernen Universität entgegenstehen. Das hätte insbesondere Auswirkungen auf den notwendigen Konsens bei disziplinübergreifenden Forschungsprojekten und bei akademischen Verfahren. Deshalb sind für die Entwicklung der interdisziplinären Elemente neue Wege zu beschreiten. Zu empfehlen wäre die Bildung von ständigen Kommissionen aus Sachverständigen zu interdisziplinären Aufgaben und Problemen, die den Senat beraten. Es wären auch interdisziplinäre Weiterbildungsseminare für breite Kreise von Wissenschaftlern denkbar.

2. Zu diskutieren sind die Proportionen bei der Zusammensetzung der akademischen Gremien. Der vorliegende Vorschlag orientiert sich an den Hochschulgesetzen der einzelnen Länder der BRD, wo den Hochschullehrern stets eine geringfügige Majorität eingeräumt wird.

3. Die Stellung der Studenten- und Betriebsräte im Rahmen der vorgeschlagenen Leitungsstruktur ist von diesen Gremien selbst zu definieren.

4. Die Gesamtproblematik der Rechtsstellung und Leitungsstruktur des Bereiches Medizin wird gegenwärtig neu konzipiert.

Wir rufen alle Universitätsangehörigen auf ihre Bemerkungen zu den vorangehenden Überlegungen umgehend an den Sekretär dieser Kommission, Dr. Lindenlaub (Nollendorfer Hof), zu schicken. Wir werden alle Hinweise ernst nehmen.

● Im Auftrag des gegenwärtigen Senats arbeitet eine zeitweilige Kommission unter Leitung von Prof. Dr. Pietsch (Sektion Mathematik), die sich Gedanken über ein Statut der Friedrich-Schiller-Universität gemacht hat.

Gedanken zu einem zukünftigen Statut der Friedrich-Schiller-Universität Jena

Nach dem Motto „Weisheit besteht darin, zur rechten Zeit auf Vollkommenheit zu verzichten“ wurden zunächst die Grundzüge eines praktikablen Leitungssystems konzipiert. Es bleibt die weit schwierigere Aufgabe einer präzisen Neubestimmung des Inhalts unserer zukünftigen Arbeit, der sich aus den klassischen Verpflichtungen der Universitäten in Lehre, Forschung und medizinischer Betreuung ableitet.

Das Statut der Friedrich-Schiller-Universität basiert auf den Grundsätzen der Demokratie, Autonomie, Effizienz und Sachkompetenz.

Es geht davon aus, daß die Universität eine juristische Person ist, die nach dem Haushaltsprinzip arbeitet, daß politische Parteien keinen direkten Einfluß auf wissenschaftliche Entscheidungen haben, und daß die Freiheit des Lehrens, Lernens und Forschens voll garantiert sein muß.

Abgeschafft wird das Prinzip des „demokratischen Zentralismus“ und die damit verbundene „beratende Funktion“ aller bisheriger Räte. Die Leiter sind bei Grundsatzfragen an die Beschlüsse der entsprechenden Gremien gebunden. Sie legen vor diesen Gremien Rechenschaft ab und werden von ihnen kontrolliert.

Die Universität ist nach Wissenschaftsdisziplinen gegliedert. Ihre wichtigsten Grundstrukturen sind etwa 15 neuzugründende Fakultäten. Es bestehen nur zwei Entscheidungsebenen:

Rektor und Senat (Konvent)

Dekan und Fakultätsrat.

Alle Fakultäten haben das Recht, ihre Substruktur nach eigenen Vorstellungen und fachspezifischen Anforderungen zu entwickeln. An der Universität gibt es einen Kanzler, der für die ökonomische, technische und organisatorische Absicherung der wissenschaftlichen Arbeit verantwortlich ist.

Leitungsorgane

1. Von allen Angehörigen der Universität wird ein Konvent gewählt.

Es wäre die folgende Zusammensetzung denkbar:

- 50 Hochschullehrer,
- 20 B-promovierte Wissenschaftler,
- 20 wissenschaftliche Mitarbeiter
- 20 technische Mitarbeiter,
- 25 Studenten.

2. Der Konvent wählt den Rektor (ord. Professor), zwei Prorektoren (ord. Professoren), den Kanzler, den Senat,

Rektor als Vorsitzender, 2 Prorektoren, Kanzler,

Direktor der Universitätsbibliothek,

- 9 Hochschullehrer,
- 5 wiss. und techn. Mitarbeiter,
- 5 Studenten,

und den Haushaltsausschuß,

Kanzler als Vorsitzender,

Rektor,

- 5 Hochschullehrer,
- 2 wiss. und techn. Mitarbeiter,
- 2 Studenten.

Jede Person kann nur zu einem Gremium gehören. Werden Mitglieder des Konvents oder eines Fakultätsrates in den Senat oder in den Haushaltsausschuß gewählt, so erlischt die vorhergehende Mitgliedschaft.

Mit der Investitur bestätigt der Minister für Bildung die Rechtsverbindlichkeit der Rektorwahl.

3. Die Angehörigen jeder Fakultät wählen ihren Dekan (ord. Professor), den Prodekan (Hochschullehrer) und ihren Fakultätsrat. Es wäre die folgende Zusammensetzung denkbar:

- Dekan als Vorsitzender, Prodekan,
- 4n Hochschullehrer,

- 3n wiss. und techn. Mitarbeiter,
- 3n Studenten.

In Abhängigkeit von der Größe der Fakultät soll $n = 1$ oder $n = 2$ gesetzt werden.

4. Alle Wahlen sind geheim. Die einzelnen Gruppen (Hochschullehrer, B-promovierte Wissenschaftler, wiss. Mitarbeiter, techn. Mitarbeiter und Studenten) wählen jeweils ihre Vertreter. Es wird angestrebt, daß stets mehr Kandidaten als Plätze vorhanden sind. Als Kandidaten sind alle Personen aufzustellen, die von mindestens 3 Mitgliedern des Wahlkörpers vorgeschlagen wurden. Diejenigen Kandidaten mit der höchsten Stimmzahl sind gewählt. Bei Stimmgleichheit ist eine Stichwahl erforderlich.

Mit Ausnahme des Kanzlers ist die Amtszeit auf 3 Jahre beschränkt. Eine einmalige Wiederwahl ist möglich.

Arbeitsweisen und Befugnisse der Leitungsorgane

1. Bis auf die im folgenden genannten Punkte, besitzt die Universität die volle Autonomie:

Vorgabe der finanziellen Mittel aus dem Staatshaushalt,

Neugründung wissenschaftlicher Einrichtungen,

Abstimmung der Lehrstuhlstruktur, Berufungen,

Abstimmung der Studienpläne,

Richtwerte für Immatrikulationszahlen.

2. Der Rektor hat die Aufgabe, die Universität im In- und Ausland zu repräsentieren sowie alle Prozesse zu leiten, die über den Rahmen einer einzelnen Fakultät hinausgehen. Ihm sind der Kanzler, alle Dekane und die Leiter selbständiger Einrichtungen unterstellt. Der Rektor ist Vorsitzender des Senats. Bei den folgenden Entscheidungen ist er an die Beschlüsse des Senats gebunden:

Bestätigung des Jahreshaushaltsplanes,

Vorschläge für Neugründungen wissenschaftlicher Einrichtungen,

Lehrstuhlstruktur, Berufungsvorschläge,

Investitionen.

Der Senat tagt einmal pro Monat. Einmal pro Jahr legt der Rektor einen schriftlichen Rechenschaftsbericht vor, der vom Konvent nach Diskussion entweder bestätigt oder zurückgewiesen wird.

Der Rektor legt fest, welcher Prorektor sein unmittelbarer Stellvertreter ist.

Der Rektor und die Prorektoren haben je einen wissenschaftlichen Sekretär. Außerdem gibt es einen wissenschaftlichen Sekretär des Senats.

3. Der Kanzler ist der oberste Leiter der gesamten Verwaltung. Dazu gehören das

Büro für Forschung,

Büro für Studienangelegenheiten und Weiterbildung,

Büro für Internationale Beziehungen,

Personalbüro,

Büro für Ökonomie,

Büro für Technik,

Büro für Sozialeinrichtungen.

Es kann vereinbart werden, daß die Büros für Forschung, Studienangelegenheiten und Weiterbildung sowie Internationale Beziehungen einem der beiden Prorektoren direkt unterstellt sind. Der Kanzler ist außerdem verantwortlich für die Arbeit aller zentralen Werkstätten, der Sozialeinrichtungen, der Fahrbereitschaft usw.

Die Leiter aller Büros und weiterer zentraler Einrichtungen sind nur gegenüber den ihnen unterstellten Mitarbeitern weisungsberechtigt.

4. Jede Fakultät hat das Recht, die folgenden Entscheidungen selbst zu treffen:

Aufteilung der finanziellen Mittel, Berufungsvorschläge,

Neueinstellung und Entlassungen, Höherstufungen,

Zulassung der Studenten,

Auswahl der Forschungsstudenten,

Abschluß von Verträgen mit Partnern außerhalb der Universität und Verwendung der dabei erwirtschafteten finanziellen Mittel,

Auslandsreisen und Durchführung von Tagungen.

Der Dekan leitet die operative Arbeit der Fakultät und ist Vorsitzender des Fakultätsrats. An jeder Fakultät wird vom Fakultätsrat ein Katalog von Entscheidungen aufgestellt, die der Dekan nur mit Zustimmung des Fakultätsrats treffen darf. Dieser Katalog sollte so abgefaßt sein, daß er die Handlungsfähigkeit des Dekans garantiert.

Der Fakultätsrat tagt einmal pro Monat. Einmal pro Jahr legt der Dekan einen schriftlichen Rechenschaftsbericht vor, der von der Fakultätsvollversammlung (Mitarbeiter und Studenten) nach Diskussion entweder bestätigt oder zurückgewiesen wird.

Der Dekan und der Prodekan haben je einen wissenschaftlichen Sekretär. In Abhängigkeit von der Spezifik der Fakultät kann ein Verwaltungsleiter eingesetzt werden.

5. Der Haushaltsausschuß erarbeitet einen jährlichen Haushaltsplan (Aufteilung der aus dem Staatshaushalt fließenden finanziellen Mittel), der in einer Sitzung des Senats, an der alle Dekane und alle Leiter selbständiger wissenschaftlicher Einrichtungen stimmberechtigt teilnehmen, bestätigt werden muß.

6. Die Fakultäten sind für die akademischen Verfahren verantwortlich. Der Senat muß bei B-Promotionen nur dann eingeschaltet werden, wenn die Gutachten starke Einschränkungen enthalten oder sogar ein Gutachten negativ ist, oder wenn ein sehr hoher Grad an Interdisziplinarität vorliegt, so daß eine einzelne Fakultät nicht entscheidungsfähig ist.

7. Für jedes Berufungsverfahren (ord. Professor, ao. Professor, Dozent, ao. Dozent) wird eine Berufungskommission gebildet, die aus allen ord. Professoren, die Mitglieder des Fakultätsrates sind, sowie weiteren ord. Professoren besteht. Die Gesamtzahl der Mitglie-

der sollte etwa bei 10 liegen. Dort wird durch Abstimmung ein Vorschlag erarbeitet, der vom Fakultätsrat bestätigt werden muß, und danach an den Senat weitergeleitet wird. Eine Zurückweisung dieses Vorschlages durch den Fakultätsrat oder den Senat sollte nur in Ausnahmefällen erfolgen und muß vor der Berufungskommission begründet werden.

Offene Probleme

1. Die Bildung von etwa 15 Fakultäten würde einer Zersplitterung der Universität in wissenschaftliche Einzeldisziplinen Vorschub leisten und den integrativen, interdisziplinären Charakter einer modernen Universität entgegenstehen. Das hätte insbesondere Auswirkungen auf den notwendigen Konsens bei disziplinübergreifenden Forschungsprojekten und bei akademischen Verfahren. Deshalb sind für die Entwicklung der interdisziplinären Elemente neue Wege zu beschreiten. Zu empfehlen wäre die Bildung von ständigen Kommissionen aus Sachverständigen zu interdisziplinären Aufgaben und Problemen, die den Senat beraten. Es wären auch interdisziplinäre Weiterbildungsseminare für breite Kreise von Wissenschaftlern denkbar.

2. Zu diskutieren sind die Proportionen bei der Zusammensetzung der akademischen Gremien. Der vorliegende Vorschlag orientiert sich an den Hochschulgesetzen der einzelnen Länder der BRD, wo den Hochschullehrern stets eine geringfügige Majorität eingeräumt wird.

3. Die Stellung der Studenten- und Betriebsräte im Rahmen der vorgeschlagenen Leitungsstruktur ist von diesen Gremien selbst zu definieren.

4. Die Gesamtproblematik der Rechtsstellung und Leitungsstruktur des Bereichs Medizin wird gegenwärtig neu konzipiert.

Wir rufen alle Universitätsangehörigen auf, ihre Bemerkungen zu den vorangehenden Überlegungen umgehend an den Sekretär dieser Kommission, Dr. Lindenlaub (Nollendorfer Hof), zu schicken. Wir werden alle Hinweise ernst nehmen.

Interviews mit WissenschaftlerInnen anderer Bereiche

Im Frühjahr 2018 wurde das Projekt „Zeitzeugen der Wende“ ins Leben gerufen.

Die Erinnerungen von Kollegen und Kolleginnen an verschiedenen Universitäten und Forschungsinstituten in Deutschland an die Zeit der Wende, ihre Erlebnisse, Erfahrungen und individuellen Schicksale in dieser historisch einmaligen und umwälzenden Situation, werden aufgezeichnet, damit sie nicht in Vergessenheit geraten und letztlich verloren gehen.

Unsere bisherige Erfahrung hat uns gezeigt, wie wichtig die Aufzeichnung solcher Zeugnisse ist, sowohl für die Interviewten — einige teilten uns mit, dass sie zum ersten Mal zu diesem Thema befragt wurden — als auch für die möglichen Zuschauer, die durch die Interviews mit konkreten Erlebnissen konfrontiert werden und dadurch ein lebendiges Bild der Ereignisse zur Wendezeit bekommen können. Akademiker, die die Wende erlebt haben, berichten uns von ihren Erfahrungen und den Änderungen, die sie beobachten konnten.

Nachdem wir in der dritten Staffel MathematikerInnen interviewt haben, die Deutschland weit an akademischen Einrichtungen tätig waren, widmen wir diese vierte Staffel WissenschaftlerInnen, die auf den Gebieten der Wissenschaftstheorie und -geschichte sowie Wissenschaftsjournalismus und Literaturwissenschaft in verschiedenen akademischen Einrichtungen arbeiteten. Ein großer Teil von ihnen war an der Akademie der Wissenschaften angestellt.

Prof. Dr. Sylvie Paycha (Professor for Analysis) and Dr. Elke Rosenberger (Research group Semi-classical Analysis and Asymptotics)

Interview mit Prof. Dr. Annette Vogt

Biodaten:

Annette Vogt, 1952 in Lutherstadt Eisleben geboren, studierte Mathematik und Physik an der Universität Leipzig, wo sie mit dem Diplom ihr Studium abschloss und später zur Mathematikgeschichte promovierte. Von 1975 bis 1991 war sie Mitarbeiterin an der Akademie der Wissenschaften der DDR. Von 1992 bis 1994 arbeitete sie am Forschungsschwerpunkt für Wissenschaftsgeschichte der Förderungsgesellschaft Wissenschaftliche Neuvorhaben in Berlin. Von 1994 bis zum Renteneintritt in 2018 war sie wissenschaftliche Mitarbeiterin des Max-Planck-Instituts für Wissenschaftsgeschichte in Berlin. Ihre Forschungsschwerpunkte sind neben der Mathematikgeschichte die Geschichte jüdischer Wissenschaftler und die Geschichte der Wissenschaftlerinnen in vergleichender Perspektive. Außerdem lehrt sie seit 1997 an der Humboldt-Universität zu Berlin, seit 2014 als Honorar-Professorin. Sie ist Mitglied der International Academy for History of Science.

Das Interview fand am 21. Juli 2020 statt.

Transkript:

Rosenberger: Herzlich willkommen, Frau Professor Annette Vogt aus Berlin. Wir freuen uns sehr, dass Sie sich bereit erklärt haben, das Interview zur Wendezeit und der Zeit davor mit uns zu machen. Vielleicht fangen wir erst einmal damit an, dass Sie von sich erzählen, von Ihrem Leben. Wo und was haben Sie studiert?

Vogt: Ich habe Mathematik studiert. Eigentlich bin ich schon Rentnerin, also das ist schon eine Weile her. Ich habe Anfang der 70er Jahre studiert. Es war damals nicht völlig unüblich, dass ein Mädchen Mathematik studiert, aber es war auch nicht normal. Es gab schon die Klischeefragen wie „Du bist doch ein Mädchen, wie kannst du Mathematik studieren?“ Ich hatte aber Glück, denn mein Vater war Mathematiklehrer und ich bin eine sogenannte Vatertochter. Wenn ich ihm erzählt habe, die anderen würden lästern, dann sagte er „Lass sie reden. Mach was du willst“. Da ich in der DDR aufgewachsen bin, gab es die Mathematik-Olympiaden, an denen ich teilgenommen habe. Ich habe es bis zur Kreisolympiade aber nicht weiter geschafft. Ich habe Mathematik in Leipzig studiert. Mein Diplomvater war Herr Zeidler, der später Gründungsdirektor des Max-Planck Instituts für angewandte Mathematik in Leipzig war. Mathematik hat mir Spaß gemacht, aber natürlich war das erste Studienjahr furchtbar.

Paycha: Warum?

Vogt: Man dachte gut in Mathematik zu sein. Mathematik im Studium ist aber etwas anderes als an der Oberschule. Erst einmal hat man nichts verstanden, war völlig irritiert und dachte man schafft das nie, fällt durch alle Klausuren. Aber es ging dann. Ich habe mein Diplom mit Eins gemacht.

Wenn man den Umstellungsschock überstanden hatte und ein bisschen begabt war, kam man rein und schaffte es. Als wir studierten gab es ein Programm „Großforschungszentren aufbauen“ und es wurden massenhaft Studenten immatrikuliert. Es gab keine Großforschungszentren. Die Mathematiker haben natürlich streng geprüft und wir waren am Schluss nur noch die Hälfte. Wir haben mit über 200 angefangen und waren am Ende weniger als hundert. Natürlich sind die Mathematiker dann auch

kritisiert worden, weil sie so viele durchfallen ließen. Aber ich würde sagen, es war richtig. Das hat aber auch dazu geführt, dass man am Anfang sehr ängstlich und nervös war und dachte, man schafft es nie. Ich hatte keinen Plan B zu der Zeit. Mir haben Analysis sehr viel Spaß und Programmieren überhaupt keinen Spaß gemacht.

Rosenberger: Das war schon Teil der Mathematik?

Vogt: Ja. Ich habe FORTRAN und ALGOL gelernt und fand das furchtbar langweilig. In Leipzig gab und gibt es noch das Sudhoff-Institut für Geschichte der Medizin und Naturwissenschaften. Ich habe natürlich im Internat gewohnt und meine Zimmernachbarin war befreundet mit einem, der an diesem Sudhoff-Institut Geschichte der Mathematik machte. Ich fand das eigentlich viel interessanter als Programmieren und so bin ich nach dem Diplom zur Mathematikgeschichte gekommen. Wenn ich gewusst hätte, dass ich 1989/90 erlebe, dann wäre ich bei Herrn Zeidler geblieben und hätte bei ihm promoviert und wäre in der Mathematik geblieben. Aber gut, es ging auch so gut.

Rosenberger: Haben Sie auch in Leipzig promoviert?

Vogt: Ja, aber gearbeitet habe ich in Berlin an der Akademie der Wissenschaften. Die hatte ein Institut, am Schluss hieß es „Institut für Theorie, Geschichte und Organisation der Wissenschaften“. Die machten einerseits Wissenschaftsphilosophie und andererseits Wissenschaftsgeschichte und Wissenschaftssoziologie und hatten eine kleine Forschungsgruppe „Wissenschaftsgeschichte“. Dort habe ich mich beworben, weil ich damals aus familiären Gründen nach Berlin wollte. Sie waren etwas verwundert, weil es Blindbewerbungen eigentlich nicht gab. Aber ich hatte gute Zensuren, und dann war ich dort die einzige Mathematikhistorikerin. Wir hatten zwei Chemiehistoriker, zwei Physikhistoriker und der Leiter war ein Philosoph. Das war nicht schlecht, denn so habe ich gelernt interdisziplinär zu arbeiten. Ich habe aber in Leipzig promoviert, denn an dem Sudhoff-Institut gab es monatlich ein mathematikhistorisches Seminar. Berlin-Leipzig ist nicht so weit, auch wenn man damals ein bisschen länger mit dem Zug brauchte als heute. Aber es war nicht problematisch, und so habe ich dann an meiner Sektion Mathematik auch promoviert.

Paycha: Worüber?

Vogt: Die Geschichte der Funktionentheorie, konkret: „Theorie komplexer Funktionen“, denn Riemann und Weierstraß haben unabhängig voneinander das Gebiet begründet und ich habe deren Wege verglichen, den Denkstil Riemanns mit dem Denkstil von Weierstraß. In der Wissenschaftsgeschichte haben wir drei Ansätze: einen biographischen, einen theoriegeschichtlichen und einen organisationsgeschichtlichen Ansatz. Bei mir war es reine Theoriegeschichte. Das hat sehr viel Spaß gemacht. Warum bin ich zur Mathematikgeschichte gegangen? Ich habe mich gefragt: will ich Monate, Jahre überlegen, bis ich Lemma 1 bewiesen habe? Und dann Monate, Jahre überlegen, bis ich Lemma 2 bewiesen habe? Und das die ganze Zeit? Mathematikgeschichte hat auch ein bisschen etwas mit Detektivarbeit zu tun: einer Spur nachzugehen, zu schauen, wo kommen welche Ansätze her? Ich gehe leidenschaftlich gern in Archive. Da kann ich sitzen und die Zeit vergessen und habe auch Geduld, was ich sonst wenig habe.

Paycha: Das muss man.

Vogt: Ja, aber mir macht es Spaß. Da die Berufsunsicherheiten in der DDR nicht so groß waren, musste man nicht Sorge haben arbeitslos zu werden, und so hat mir die Mathematikgeschichte mehr Spaß gemacht als Mathematik.

Rosenberger: Also rein aus der Neigung heraus und mit der Sicherheit, dass es laufen wird.

Vogt: Ja. Ich wusste, dass man sein Brot damit verdienen kann. Es war ja alles niedriger. Die Mieten waren niedrig, die Gehälter waren niedrig und die allgemeinen Lebenskosten waren auch niedrig. Das war nicht das Problem, denn natürlich habe ich im Akademieinstitut viel weniger verdient als meine Kommilitonen, die als Mathematikerinnen in die Industrie gegangen sind und sich dann in einem Rechenzentrum gelangweilt haben. Die Freundin, mit der ich das Zimmer zusammen hatte, fing in einem großen Braunkohlenbetrieb im Rechenzentrum an, und hatte höchstens zweieinhalb Tage die Woche wirklich etwas zu tun, musste aber jeden Morgen um 7 Uhr dort sein.

Rosenberger: Und sie war auch Mathematikerin?

Vogt: So habe ich gedacht: soll ich mich langweilen? Hier ist es viel spannender. Ich bekam zwar viel weniger Geld, aber Geld war nicht so wichtig.

Paycha: Der Unterschied war groß zwischen Industrie und Akademie?

Vogt: Ja. In der Akademie waren die Gehälter für Mitarbeiterinnen und Mitarbeiter am Anfang sehr niedrig. Ich hatte zuerst eine Stelle für drei Jahre und wurde danach bewertet. Ich habe keine silbernen Löffel geklaut und mein Chef meinte, ich hätte Potential und dann bekam ich auch schon einen unbefristeten Vertrag.

Paycha: Und das ist der Vorteil gewesen an der Akademie?

Vogt: Es war ein Vorteil. Ich habe das vergleichen können: Mein erstes Leben an der Akademie der Wissenschaften und mein zweites Leben in einem Forschungsinstitut der Max-Planck-Gesellschaft. Es gibt das Gerücht, unbefristete Verträge stören die Kreativität und machen die Leute faul. Meine Erfahrung ist: klar gibt es welche, die nichts mehr machen. Die haben die unbefristete Stelle und gehen in den Garten. Aber das ist eigentlich nur eine geringe Anzahl, und diese unbefristeten Stellen haben nicht nur soziale Vorteile. Jungen Frauen können zum Beispiel ohne groß die Krise zu bekommen sich überlegen, dass sie Berufs- und Familienleben mit Kindern verbinden möchten. Es hat aber auch Vorteile für wissenschaftliche Projekte. Bei vielen wissenschaftlichen Projekten weiß ich nicht, ob die 3 Jahre des DFG-Antrages reichen. Wenn ich Glück habe, bin ich nach anderthalb Jahren fertig. Wenn ich noch mehr Glück habe und ganz viel Material finde, brauche ich vier, fünf oder sechs Jahre. Dann muss ich neue Anträge stellen, nachfinanzieren. Für so etwas sind solche unbefristeten Stellen ein großer Vorteil. Ich glaube, das bundesdeutsche Wissenschaftssystem hat viel weniger unbefristete Verträge als selbst Großbritannien und die USA. Frankreich ist sowieso noch einmal anders. Das ist sozial nicht sehr fair, vor allem für junge Leute. Aber es ist auch nicht wirklich gescheit für die Wissenschaft. Wenn ich mir dann die Industrieforschung anschau: Kein Mensch in der Industrie kommt auf die Idee begabte Leute nach drei oder sechs Jahren rauszuschmeißen, weil die Befristung endet. Das kann sich nur der öffentliche Dienst leisten.

Rosenberger: Genau dann, wenn sie sich gerade eingearbeitet haben.

Vogt: In unserem damaligen Akademieinstitut waren wir achtzig Leute. Davon haben zehn bis zwölf wirklich nie etwas gemacht. Aber bei den anderen hat es funktioniert. Und es gibt ja wissenschaftssoziologische Untersuchungen, in denen Teams danach untersucht wurden, wie der Anteil an befristet und unbefristet und das Altersverhältnis sein muss, damit da etwas Kreatives passiert. Und da denke ich war das System nicht so schlecht wie es dann 1989/90 bis 92 dargestellt wurde, um Begründungen zu finden, damit man alle rausschmeißen kann.

Rosenberger: Dann kommen wir jetzt gleich zu dieser Zeit. Das heißt nach der Promotion sind Sie an der Akademie geblieben bis zur Wende?

Vogt: Ja, als wissenschaftliche Mitarbeiterin. Ich hatte einen wunderbaren Chef, Hubert Laitko. Er war Philosoph und sehr sehr klug. Ein überaus geschätzter und auch international anerkannter Mann, der ein Verständnis für Wissenschaftsgeschichte hatte. Er hatte auch Verständnis dafür, dass es da so eine Mitarbeiterin Frau Vogt gibt, die leidenschaftlich in die Archive rennt, was er als Philosoph nicht so gerne gemacht hat. Ich habe viel von ihm gelernt. Gerade auch was allgemeine Geschichte und Philosophiegeschichte betrifft, und wir sind heute natürlich noch in Kontakt. Er hat sich gefreut, dass ich in der Wissenschaft überlebt habe, und auch über die nächsten Schritte. Ich schicke ihm immer alle meine Publikationen. Er ist ein sehr altmodischer Mann und schreibt dann wunderschöne lange Briefe, was ich gut gemacht habe und was besser geht. Das ist also eine sehr schöne Erfahrung gewesen.

Rosenberger: Noch eine Frage zu den Archiven: War es in der DDR gut möglich an alle Materialien ran zu kommen, die Sie für Ihre Forschung benötigten?

Vogt: Ja und Nein. Das fing mit meiner Promotion an. Karl Weierstraß war zum Glück in Berlin an der Friedrich-Wilhelms-Universität, die heute Humboldt-Universität heißt, und ein Archiv hat. Und er war Mitglied der Preußischen Akademie, die dann die Akademie der Wissenschaften wurde. Aber Riemann war leider in Göttingen. Und als ich meinem Institutsdirektor gesagt habe, dass ich gerne in das Uniarchiv in Göttingen fahren möchte, hat er mich für verrückt erklärt und gesagt das gäbe es nicht. Ich solle mir bitte Helden aussuchen, die ihr Archiv in der DDR hätten. Das war natürlich ein Problem, denn ich war kein sogenannter Reisekader. Es gab ja eine kleine Gruppe von Mitarbeitern, die nach verschiedenen Kriterien bewertet wurden, in den Westen zu reisen und dazu gehörte ich nicht. Ich konnte mir dann ausrechnen: Mit 60 ist man als Frau in der DDR in Rente gegangen, dann hätte ich nach Göttingen in die Archive gekonnt.

Rosenberger: Und die Promotion beenden.

Vogt: Nicht die Promotion beenden, aber mir das anschauen, was ich damals mir hätte anschauen wollen. Das war natürlich eine Restriktion. Ich meinte dann etwas ironisch, ich mache Heimatgeschichte, Geschichte der Mathematik in Berlin. Die war mal weltführend, mit Weierstraß und Co. Ich hatte also ein Forschungsobjekt, das einmal führend in der Welt war. Damals kamen die Studenten aus aller Welt zu Weierstraß und Co und ich hatte das Archiv vor der Tür. Auch eine Restriktion gab es bei internationalen Kongressen. Ich kann mich erinnern, kurz vor dem Ende der DDR gab es den internationalen Wissenschaftshistorikerkongress in Hamburg und München. Der pendelte nach der Hälfte von Hamburg nach München. Es wäre naheliegend gewesen, dass da viele aus der DDR hinfahren. Es wurde uns immer gesagt, die Kosten seien zu hoch und das Geld fehle. Wenn so ein Kongress in Japan oder den USA ist, dann ist das Kostenargument noch einsehbar. Wenn er nebenan ist, weniger. In meinem Falle habe ich das anders gelöst: Ich hatte sehr gute Beziehungen nach Moskau. Dort gibt es immer noch ein großes Institut für die Geschichte der Naturwissenschaften und Technik, mit einer ganzen Abteilung Mathematikgeschichte. Dort waren es zwölf Leute, während ich bei uns in Berlin alleine war. Ich habe es dann geschafft, jedes Jahr zehn Tage bis drei Wochen in Moskau zu sein. Mein Lehrer, Adol'f Pavlovich Jushkevich, war ein weltberühmter Mathematikhistoriker. Er hat die Sarton-Medal bekommen. Er erzählte mir, zu Riemann arbeite noch ein italienischer Kollege und dann gäbe es noch jemanden in der Schweiz. So wusste ich über den Umweg Moskau, was im Rest der Welt in der Mathematikgeschichte passierte. Und Moskau war für mich wichtig, da ich dort bei Mathematikhistorikern eine Ausbildung bekam. Wissenschaftsgeschichte gibt es ja nicht als Studienfach. Man muss also „learning by doing“ machen und da ist es natürlich sehr schön, bei welchen zu lernen, die es wirklich gut können.

Rosenberger: In Leipzig gab es ja auch eine Gruppe zur Geschichte der Mathematik hatten Sie gesagt.

Vogt: Ja, mit Hans Wußing.

Rosenberger: Mit denen haben Sie sowieso zusammengearbeitet?

Vogt: Ja. Ich fuhr einmal im Monat nach Leipzig zu Hans Wußing. Er war auch einer meiner Doktorväter. Und einmal im Jahr fuhr ich nach Moskau. Deshalb konnte ich auch relativ gut russisch, denn so hatte ich ein Motiv es zu lernen und konnte es benutzen. Ich verdanke dem Moskauer Institut intellektuell ganz viel. Insofern bin ich ein bisschen untypisch mit meiner engen Moskau-Beziehung.

Paycha: Haben Sie immer noch Kontakte zu dem Institut oder gibt es das nicht mehr?

Vogt: Das Institut gibt es noch, aber die Gruppe Mathematikgeschichte gibt es nicht mehr. Das hat einerseits zu tun mit dem Ende der Sowjetunion 1992, aber auch schon als ich dort war, waren viele überaltert. Man konnte, und kann das im neuen Russland auch noch, als Wissenschaftler in den Instituten bleiben, das nennt sich dann Konsultant, und sich ein bisschen zu der sehr niedrigen Rente dazu verdienen. Und die meisten, einschließlich Adol'f Pavlovich (Jushkevich), waren Konsultant.

Rosenberger: Damals schon?

Vogt: Ja. Außerdem war er natürlich Professor. Und die jungen Leute, die da waren, sind 92 nach Kanada und in die USA. Das hatte natürlich mit dem Crash unter Jelzin zu tun, wo die Wissenschaftler monatelang kein Geld bekamen. Meine Kollegen haben dann als Mathematik- und Physiklehrer an Privatschulen in Moskau unterrichtet. Dort gingen die Oligarchenkinder hin und die Eltern bezahlten in Dollar. Dann bekam der Lehrer auch ein paar Dollar und konnte in dieser Crash-Zeit leben. Es waren schwere Zeiten. Wenn überhaupt habe ich dann meine Moskauer Kollegen hier in Berlin getroffen.

Rosenberger: Haben Sie denn die Zeit vor der Wende in Moskau miterlebt? Da ist auch schon einiges passiert seit Gorbatschow dran war.

Vogt: Ich habe die Perestroika erlebt. Mit allem Fantastischem und allen ökonomischen Verwerfungen. 87/88 war ich drei Monate dort. Einerseits war das hochspannend: was an Büchern erschien, was im Fernsehen plötzlich lief, was die Kollegen plötzlich erzählten. Aber die ökonomischen Schwierigkeiten sah man im normalen Alltag. Der ökonomische Unterschied zwischen Berlin-Ost und Moskau war in etwa so groß wie der zwischen Berlin West und Berlin Ost. Und Berlin-Ost war aber der Westen, nicht nur geographisch. Sie wussten, dass ich mit dem Zug, wegen der ganzen Winterklamotten für drei Monate, komme. Dann riefen sie an und baten mich dieses und jenes mitzubringen, was ich natürlich auch gemacht habe. Da wusste ich, wie schwierig die ökonomische Lage ist.

Rosenberger: Und die ist dann auch schwieriger geworden mit der Perestroika?

Vogt: Ja. Wenn man einmal im Jahr da ist, sieht man auch die Verschlechterungen, denn das passiert schleichend. Ich war auch im Juni 1990 drüben. Ich flog ab mit DDR-Mark und als ich zurückkam, gab es hier die D-Mark. Meine Kollegen in Moskau verstanden überhaupt nicht, wo die DDR-Mark hin war. Das war mein letzter Aufenthalt. Ich hatte es auch geahnt, da es spezielle Akademiebeziehungen waren. Im Rahmen eines Programms konnte dieses Institut jemanden für x Tage nach Moskau schicken und für y Tage kam jemand aus Moskau hier her. Damals war schon gerüchteweise klar: die Akademieinstitute werden alle geschlossen. An den letzten Tagen bin ich dann durch Moskau gegangen und habe mich verabschiedet.

Rosenberger: Das war 1990?

Vogt: Ja. Da gab es schon den Einigungsvertrag. Und nach Artikel 38 des Einigungsvertrages wurden alle Akademieinstitute zum 31.12.1991 geschlossen. Das stand fest. Es gab ursprünglich die Idee, die Wissenschaftler der Akademieinstitute könnten an die Universitäten, aber das funktionierte natürlich nicht. Einerseits waren die Gebiete nicht richtig kompatibel, andererseits, war es nicht möglich, weil

die Universitäten ihre Leute bereits hatten. Das hätte nur funktioniert, wenn x Stellen mehr geschaffen worden wären. In Frankreich gab es auch einmal die Debatte das CNRS (Anm.: *Centre national de la recherche scientifique*) aufzulösen und alle an die Universitäten zu schicken.

Paycha: Die gibt es Immer noch.

Vogt: In Frankreich war man zum Glück nicht so schnell, und es wird immer noch nur diskutiert. Aber wenn ich die nicht alle auf die Straße setzen will, muss ich an den Universitäten neue Bereiche öffnen. Wie das bei den Naturwissenschaftlern hätte funktionieren sollen, die mit Geräten arbeiten, weiß ich nicht. Ja, und so ein kleines mickriges Institut für Wissenschaftstheorie hatte keine Chance. Wir sind zwar positiv evaluiert worden vom Wissenschaftsrat, aber das nützte auch nichts.

Paycha: Die ganze Gruppe positiv?

Vogt: Ja.

Paycha: Das ist schon mal was.

Vogt: In der Wissenschaftsgeschichte weiter tätig waren von 12 nur 3. Einer wurde Reiseleiter bei Studiosus. Unser Chef, Hubert Laitko, ist in den Vorruhestand gegangen.

Rosenberger: Wie alt war er da?

Vogt: 57. Aber er hat weitergearbeitet und ist bis heute traurig. Dass seine Forschungsgruppe kaputt gemacht wurde, ist eine offene Wunde. Man sagt, Zeit heilt Wunden, aber diese nicht.

Rosenberger: Wie haben Sie das damals empfunden?

Vogt: Das hat der Wissenschaftsrat organisiert. Er hat Teams losgeschickt. Als Erstes mussten wir Berichte darüber schreiben, wie gut wir waren. Vielleicht haben sie die auch gelesen. Dann gab es ein Gespräch und sie haben Fragen gestellt. Ehrlich gesagt kann ich mich nicht erinnern, was sie gefragt haben. Ich kam mir ein bisschen wie bei einem Modelcasting vor und fand das alles ein bisschen schräg. Aber ich nehme Sachen immer mit Humor. Ich fand das alles sehr dubios und abstrus. Damals war mein Plan B: Ich hatte Mathematik studiert und ich konnte russisch, ich wollte mich bei der Deutschen Bank bewerben. Sie hat zwei Weltkriege überlebt, sie würde auch diesen Anschluss überleben und für das Russlandgeschäft wäre ich ideal. Deswegen war ich eigentlich relativ ruhig.

Rosenberger: Haben Sie es versucht?

Vogt: Ich hatte dann Glück und habe eine Stelle in dem Forschungsschwerpunkt Wissenschaftsgeschichte für drei Jahre bekommen. Außerdem hätte ich auch in dieses Wissenschaftlerintegrationsprogramm gehen können. Das war für fünf Jahre, aber nur ein Jahr war sicher. An der Akademie gab es ein paar Kollegen aus der alten Bundesrepublik, die angeboten haben uns zu beraten. Da bin ich hin und er hat mir gesagt, im Westen nähmen sie das was länger geht.

Rosenberger: Wo war der Forschungsschwerpunkt?

Vogt: In Berlin.

Paycha: War das eine gute Wahl?

Vogt: Ja. Den Forschungsschwerpunkt hatte die Max-Planck-Gesellschaft eingerichtet. Sie hatte eine Tochtergesellschaft gegründet „Förderungsgesellschaft wissenschaftliche Neuvorhaben“ und in der gab es sieben Forschungsschwerpunkte. Außerdem hat die Max-Planck-Gesellschaft ein paar Arbeitsgruppen eingerichtet. Unter anderem eine Zahlentheoriegruppe, wo Herr Koch war mit Herrn Bölling und noch ein paar anderen Kollegen. Hier in Potsdam gab es eine Arbeitsgruppe Agrargeschichte. Sie

boten also verschiedene Möglichkeiten für positiv evaluierte Akademieleute, die die Max-Planck-Gesellschaft aber mit Recht nicht sofort aufnehmen wollte. Eine Tochtergesellschaft ist dann etwas sehr Praktisches. Die sieben Forschungsschwerpunkte waren: Wissenschaftsgeschichte und -theorie, Osteuropa, Literaturgeschichte, Sprachwissenschaften und dann hier in Potsdam, Aufklärung und Zeitgeschichte.

Rosenberger: Und die waren alle aus der Akademie hervorgegangen? Die Mitglieder der Forschungsschwerpunkte kamen von der Akademie oder woanders?

Vogt: Mitarbeiter der Akademie konnten sich bewerben. Aber zum Beispiel in der Wissenschaftsgeschichte waren wir 15 im Forschungsschwerpunkt und es waren an die hundert Bewerbungen. So ähnlich war das bei den anderen 7. Einige Institute wurden unter dem Dach Leibniz-Gemeinschaft verstetigt, und unser Forschungsschwerpunkt war der Nucleus für das Max-Planck-Institut für Wissenschaftsgeschichte. Wir sind 5 gewesen, die dann am Max-Planck-Institut genommen wurden. Ich hatte dann als Plan B, weil nach 3 Jahren war es mit der Deutschen Bank zu spät, die hatte ihre Geschäfte schon eröffnet, Taxifahrerin zu werden. Ich fahre gerne Auto, ich kann die Sprachen der Touristen: Englisch, Russisch und inzwischen hatte ich seit 1990 Französisch gelernt. Das wollte ich immer lernen, aber in der DDR wäre es noch eine tote Sprache gewesen, denn ich kam ja nie hin. Aber meine Traumstadt war nicht Bonn sondern Paris, und als klar war, ich kann da jetzt hin, habe ich Französisch gelernt. Erst an der Volkshochschule und dann am Institut français. Deswegen: Taxifahrerin.

Rosenberger: Aber hat nicht geklappt.

Paycha: Sie waren zu allem bereit.

Vogt: Nein, aber ich glaube ein Plan B ist psychologisch nicht schlecht.

Rosenberger: Ja, damit man nicht verzweifelt.

Vogt: Ich hatte mein Arbeitszimmer an dem Forschungsschwerpunkt zusammen mit einer Kollegin, die aus dem Institut für Philosophie kam. Und sie hat immer gebarmt: Was machen wir nach in drei, in zwei Jahren?

Paycha: Was ist aus ihr geworden?

Vogt: Sie hatte eine Stelle in der Humboldt-Forschungsstelle an der Akademie der Wissenschaften.

Aber zu fragen: Was wird mit uns? Das ist nicht meine Lebensart. Zum Glück, würde ich sagen, denn da wird man verrückt oder depressiv. Also wollte ich einen Plan B haben. Ich habe auch einen Taxifahrer gefragt wie viele Dioptrien man haben darf, denn der hatte auch eine Brille. Als ich dann eine unbefristete Stelle am Max-Planck-Institut bekam nach drei Jahren, habe ich meinen Mann angerufen und nur gesagt „Einstweilen muss ich nicht Taxi fahren“. Das war meine Art damit umzugehen. Meine Eltern waren viel ängstlicher und nervöser und haben mir natürlich gesagt ich könne immer zu ihnen kommen, sie würden mich durchfüttern.

Rosenberger: Falls es mit dem Taxi fahren auch nicht klappt.

Vogt: Genau. Das waren schon schwierige Zeiten. Ich war auch nicht mehr so jung. Es gab einen Spruch und er stimmt auch: Bei der Wende musste man das richtige Alter haben. Und ich war eigentlich schon zu alt mit 38 für eine Wissenschaftlerlaufbahn an einer Universität. Aber ich war immer noch jung genug es zu versuchen, während die anderen mit 50 und aufwärts es sehr sehr schwer hatten. Es gab für zwei Jahre die Möglichkeit mit 57 in den Vorruhestand zu gehen, das half vielen. Für die jungen Leute, die gerade das Studium beendet hatten, war es natürlich viel günstiger.

Rosenberger: Weil die sowieso gesucht hätten?

Vogt: Ja, und natürlich, weil sie mehr Möglichkeiten hatten. Selbst wenn ich die Idee gehabt hätte in der 11. Klasse ein Jahr nach Australien zu gehen wie unser Nachbarskind, wäre das nicht möglich gewesen. Das gab's in der ganzen DDR nicht und auch nicht im Comecon, also im RGW (Anm.: Council of Mutual ECONomic Assistance, Rat für Gegenseitige Wirtschaftshilfe). Der RGW war gedacht als Gegenstück zur EU oder zu damals der EWG (Anm.: europäische Wirtschaftsgemeinschaft), aber dieser Zusammenhalt hat nicht wirklich funktioniert.

Paycha: Und die Stelle hatten sie für drei Jahre?

Vogt: Der Forschungsschwerpunkt war für drei Jahre und die Stelle am MPI anfangs auch.

Rosenberger: Ab welchem Jahr haben Sie dann eine feste Stelle gehabt?

Vogt: Ab 1998.

Rosenberger: Das war also eine lange Zeit.

Vogt: Ja! Das waren 8 spannende Jahre. Es war wirklich schwierig.

Paycha: Für beide. Für Sie und für Ihren Mann auch?

Vogt: Ja. Aber wir hatten Glück, denn wir hatten keine Kinder. Wir haben es im Freundeskreis gesehen, dass es mit Kindern noch viel schwieriger war. Hätte man mir gesagt, ich könne nach München oder Hamburg, hätte ich nicht überlegen müssen was mit der Schule oder der Kita wird. Nur zwei Erwachsene zu sein machte es dann nochmal leichter, weil wir zwangsläufig offener waren. Meine Eltern waren zur Wende Rentner, da gab es auch keine gruseligen Geschichten. Sie haben mir auch gesagt, ich solle machen was wichtig ist. Ich kam sowieso nur einmal im Vierteljahr zu Besuch, da hätte ich auch von irgendwo einfliegen können. Ich war die Lieblingstochter - ich bin die einzige - das machte es auch noch einfach.

Rosenberger: Wie haben Ihre Eltern die Wende empfunden?

Vogt: Für meine Eltern war es eine Katastrophe. Sie sind aus freien Stücken in der DDR geblieben. Bis 61 hätten sie gehen können, aber im Gegenteil. Mein Vater hatte im Fernstudium die Qualifikation zum Oberschulmathematiklehrer gemacht. Er hatte seine Prüfung gemacht, da standen zwei Herren vor der Tür und dann machten sie ihm das Angebot, Gymnasiallehrer in der alten Bundesrepublik zu werden. Die hatten auch schon eine Stelle für meine Mutter als Lehrerin und eine Schule für mich. Er hat mir die Geschichte immer erzählt, um mir zu erklären, warum die Mauer gebaut wurde: Damit die Leute nicht in der DDR ausgebildet werden und in der Bundesrepublik dann die Stellen haben. Er hat mir auch erzählt, dass er nicht der einzige in dem Jahrgang war, sondern viele gefragt wurden und einige das Angebot auch angenommen haben, er aber bewusst nicht. Er hat sich auch für die DDR engagiert. Emotional war es für meine Eltern eine Katastrophe, weil hinzukam, dass sie beide Lehrer waren. Das Volksbildungswesen der DDR war nicht schlecht, aber es wurde verkürzt zu „Frau Honecker ist Volksbildungsministerin“, also ist das alles Schrott. Das haben sie natürlich persönlich genommen. Ich habe ihnen immer gesagt, sie sollen den Fernseher ausmachen und sich das nicht anhören, denn sie fühlten natürlich ihr gesamtes Leben entwertet.

Paycha: Und ihre Identität.

Rosenberger: Alles was sie geleistet haben.

Vogt: Ja. Mein Vater hat immer zur Selbstberuhigung gesagt, er hätte den Kindern rechnen beigebracht.

Rosenberger: Was hat Ihre Mutter unterrichtet?

Vogt: Sie war Unterstufenlehrerin und damit eigentlich noch wichtiger. Sie hat den Kindern lesen und schreiben beigebracht. Ich habe immer versucht sie zu trösten, aber sie haben natürlich das Gefühl gehabt, dass sie und ihr Leben abgewertet wurden. Mein Vater hat mich auch gefragt, ob ich ihm vorwerfe, dass sie nicht abgehauen sind. Wenn sie 1960 in die Bundesrepublik gegangen wären, hätte ich natürlich keine Wende Probleme gehabt. Ich habe ihn dann getröstet, dass ich russisch könne und dass sonst das Leben langweilig gewesen wäre.

Paycha: Kein Plan B mit Taxen.

Vogt: Genau. Es ist alles gut wie es ist. Aber ich fand es schlimm, dass die Medien so einen Druck auf die alten Leute ausgeübt haben, dass meine Eltern das Gefühl hatten, sie müssen ihr Leben bei ihrer Tochter rechtfertigen.

Paycha: Und finanziell, wie ging es ihnen?

Vogt: Meine Eltern waren natürlich Profiteure der Einheit. Sie waren Rentner und bekamen plötzlich D-Mark. Die Renten waren einigermaßen ordentlich gemacht worden. Ich habe sie dann überredet sich die Welt anzuschauen. Ich habe ihnen gesagt, sie bräuchten kein Geld sparen, ich sei viel zu jung. Wenn ich arbeitslos würde, müsste das Geld, das sie sparen, für mich mit verbraucht werden, sie sollen es ausgeben. Wenn ich dann arbeitslos wäre, würden wir schon sehen was dann passiert. Das haben sie dann auch gemacht und sind viel rumgereist und haben Europa besucht. Weil sie Lehrer waren, haben sie die Reisen vor- und nachbereitet und sich Bücher gekauft und ich war froh, dass sie etwas zu tun hatten.

Rosenberger: Also haben sie schon auch profitiert.

Vogt: Ja. Aber meine Mutter hat bis zu ihrem Tod dieses neue Land nicht geliebt, um es freundlich zu sagen. Sie war sehr froh, dass ihre Tochter es irgendwie geschafft hat und eine Stelle hatte, aber sie war nie glücklich.

Rosenberger: Also sie haben nie wirklich ihren Frieden gemacht.

Vogt: Nein. Mein Vater hat es glaube ich verdrängt und meine Mutter hat gelitten. Sie hat es nie wirklich verkraftet.

Paycha: War das in ihrem Freundeskreis auch so?

Vogt: Ja. Das war in der ganzen Generation so. Es gab ja noch viel mehr Kummer: Die Kinder waren arbeitslos. In meiner Schulklasse waren alle Jungs sofort erst einmal arbeitslos, weil sie in der Industrieforschung waren und die Industrie war geschlossen. Insofern hatte der Freundeskreis meiner Eltern noch viel mehr Probleme. Mit mir hatten sie es noch gut: ich hockte in Berlin und nahm das mit Humor. Das war für die Aufbaugeneration sehr schwer. Denn was in der DDR nicht funktionierte, lag nicht an ihnen. Aber sie fühlten sich davon angegriffen.

Rosenberger: Wurden sie ja auch.

Vogt: Ja. Das war sehr sehr hart für die Generation. Meine Abiturklasse, wir sind unüblich, wir treffen uns alle zwei Jahre.

Paycha: Das ist schön.

Vogt: Wir haben uns früher alle fünf Jahre getroffen, dann starben die ersten weg. Dann hieß es, wer weiß ob wir in fünf Jahren noch leben, wir treffen uns in zwei. Bei den Treffen konnte man sehen: das erste Treffen war euphorisch. Ich war eher pro DDR und stand in der Schmutzecke.

Rosenberger: Wann war das erste Treffen?

Vogt: Das war 91, 20 Jahre Abitur. Die anderen schwärmten von dem neuen Leben. Eine Freundin und ich saßen zu zweit in der Schmutzecke und sagten uns, wenn die uns hier persönlich angreifen gehen wir einfach. Aber sie haben gar nicht mit uns geredet und nur geschwärmt. 5 Jahre später war der Lack ab und die Probleme begannen. In den letzten Jahren werde ich umarmt und mir werden die Vorzüge der DDR erklärt und ich werde agitiert wie gut dieses und jenes war. Wenn ich das 91 gesagt hätte, hätten sie mich gehauen. Zum Beispiel die Vorzüge des Gesundheitswesens, dass man beim Zahnarzt zum Beispiel inzwischen viel Geld braucht. Ich habe meinen Zahnarzt 1990 gefragt, ob er mir nicht alle Zähne rausnehmen kann und mir ein Gebiss machen kann, weil ich wüsste, dass es im Westen teuer sei. Er meinte meine Zähne seien viel zu gut.

Paycha: Das könnten wir als Titel für unsere Filmreihe nehmen „Doktor, reißen Sie mir alle Zähne raus.“

Vogt: Ich bin Mathematikerin, und das war pragmatisch. 1990 wäre das alles noch umsonst gewesen.

Rosenberger: Insofern war die Entscheidung zur Geschichte der Mathematik zu wechseln doch nicht so schlecht, denn die Leute an den Forschungsinstituten hatten noch mehr Schwierigkeiten.

Vogt: Ja und nein. Es gibt inzwischen ein paar Untersuchungen von Peer Pasternack von der Uni Halle. Er hat mehrere Bücher geschrieben über die Wende und darüber was aus den WissenschaftlerInnen der DDR geworden ist. Wohin die Leute aus der Industrieforschung sind, ist sicher wenig erforscht. Bei Jenapharm ist es möglich, dass sie in den alten Bundesländern in Pharmabetrieben sind. Aber das ist schwierig raus zu bekommen und inzwischen ist es zu spät. Man hätte vor zehn Jahren eine Zeitzeugensuche machen müssen.

Rosenberger: Und ihre Freundin, die im Rechenzentrum gearbeitet hat, was hat die dann gemacht?

Vogt: Sie ist Lehrerin geworden. Das hat mein Vater mir auch immer gesagt. Die neuen Mathelehrpläne seien so schlecht ich könne immer noch als Nachhilfelehrerin arbeiten.

Rosenberger: Wenn Taxifahren nichts wird.

Vogt: Ja, und ich denke als Mathelehrerin hätten sie mich wahrscheinlich auch noch genommen. Da würde man mich wahrscheinlich jetzt noch nehmen, denn es gibt nicht genug Mathelehrer. Es half natürlich, dass ich etwas Anständiges studiert hatte.

Paycha: Sie sprechen von zwei Leben. Können Sie sagen, ob Sie einiges bedauern von Früher? Etwas das Sie mit der Wende verloren haben, nicht nur beruflich, sondern auch persönlich?

Vogt: Ich bin nicht der Typ, der bedauert. Egal ob ich Fehler gemacht habe.

Rosenberger: Nicht im Sinne von Fehlern, sondern im Sinne von was durch die Wende verloren gegangen sei.

Vogt: Was nun wirklich schade war, war wie dieser Vereinigungsprozess ablief. Denn das hätte nicht so dumm laufen müssen, wie es gelaufen ist, als purer Anschluss. Davor gab es viele Diskussionen, wie man es anders machen könnte. Aber, das muss man fairerweise sagen, die DDR-Bürger haben sich im März bei der Wahl zur Volkskammer mehrheitlich für den schnellen Anschluss entschieden. Und wenn ich mich für den schnellen Anschluss entscheide, dann passiert, was passieren musste. Die armen alten Bundesbürger sind noch viel weniger gefragt worden. Denen ist die DDR übergestülpt worden und die

ganzen Zonendödel kamen plötzlich an und die hat auch keiner gefragt. Und durch die Schnelligkeit und diesen komischen Herrn Krause, der die DDR in den Verhandlungen vertrat, und der inzwischen ein paar Mal wegen Unfähigkeit im Knast saß, muss man sich nicht wundern über das, was da rauskommt.

Rosenberger: Ich weiß auch gar nicht wie die Leute dazu kamen.

Vogt: Wie die Jungfrau zum Kind, würde meine Großmutter sagen. Insofern waren dann ein paar Sachen einfach sehr unglücklich, denn bestimmte Dinge, die in der DDR gut gewesen waren, hätte man einbringen können.

Paycha: Zum Beispiel?

Vogt: Die Kita-Betreuung, oder einen Teil des Gesundheitswesens. Meine Nachbarin ist Ärztin. Sie ist 90, aber sie hat noch ein gutes Gedächtnis. Als die Corona-Pandemie begann und überall fehlten Masken und Schutzkleidung, meinte sie, sie verstünde das nicht. Zu DDR Zeiten gab es in jedem Krankenhaus einen Vorrat an Schutzkleidung und Masken. Zumal die nicht schlecht wurden, die musste man nicht nach einigen Monaten wechseln, die konnten liegen. Es gibt sicher noch mehr Sachen. Ich weiß durch meinen Vater als Mathelehrer, dass der Mathematikunterricht in der DDR qualitativ viel besser war als an den meisten Gymnasien in der alten Bundesrepublik. Die Finnen, die in der PISA-Studie so gut dastehen, haben den Mathematikunterricht der DDR übernommen. Oder die Vereinbarkeit von Beruf und Kinder. Natürlich war eine Mutter in der DDR keine Rabenmutter, wenn sie arbeiten ging. Dass ich keine Kinder habe, ist nicht gewollt, es hat sich nicht ergeben, denn ich wollte immer zwei. 1990 war ich froh, dass es nicht geklappt hatte. Dann wäre es noch schwieriger gewesen.

Rosenberger: Es wäre belastender gewesen.

Vogt: Ja. Aber es war nie ein Problem berufstätig zu sein und Kinder zu haben. Bei der Kita-Betreuung sieht man im Prinzip die alte Grenze. In den neuen Ländern einschließlich Ost-Berlin funktioniert es, in den alten Ländern funktioniert es weniger.

Rosenberger: Ich glaube ein ganz wichtiger Punkt ist das Gefühl des Vertrauens, dass es funktioniert. Was Sie auch beschrieben haben. Keine Existenzangst zu haben.

Vogt: Oder die Kita-Erzieherinnen waren ausgebildet. Es gab ein Fachstudium für sie. Jetzt wird gesagt, man müsse die Kita-Erzieher ausbilden. Es gibt eine ganze Reihe von Sachen, die weg sind. Fairerweise muss man sagen, das ist nicht die Schuld der Westdeutschen, sondern die Ostdeutschen haben lauter Blödsinn erzählt. Sie sagten, es sei Alles Mist und alles schlecht. Es gab dann auch Karikaturen, in denen ein 20-Jähriger sagt er habe 40 Jahre Unterdrückung erlebt. So war natürlich wenig zu retten. Denn wenn man gesagt hat, das ist doch gut, wurde sofort gesagt, nein, das geht gar nicht.

Rosenberger: Das war diese Euphorie, die Sie vorhin beschrieben haben. Das nur noch nach vorne geschaut wurde.

Vogt: Ja, und dass die guten Elemente auch als so selbstverständlich wahrgenommen wurden, dass keiner es für möglich gehalten hat, dass sich da etwas ändert.

Rosenberger: Vielleicht war es den Leuten auch gar nicht bewusst, dass das was gut war im Westen nicht vorhanden war. Sie haben im Westen auch nicht gleich gesehen was dort nicht gut lief.

Vogt: Ja.

Paycha: Das waren auch keine materiellen Sachen. Das war eher ein Gefühl.

Vogt: Ja. Das kam auch durch den Nachteil, dass in der DDR kein normaler Mensch in den Westen reisen durfte. Die Omas durften. Aber die erzählten natürlich die Geschichten unter besonderen Bedingungen. Als meine Großmutter in Düsseldorf war, ging die Tante bei der sie war, mit ihr zum Amt. Dann konnte sie kostenlos die öffentlichen Verkehrsmittel benutzen. Dann kam sie natürlich nicht zurück und hat gesagt, der Fahrschein koste dort zwei D-Mark und hier 20 Pfennig. Diese Lebenswelten sind nie transportiert worden. Die anderen waren entweder Reisekader oder konnten nicht reisen. Das Reiseproblem war so groß, weil die DDR-Bürger einen Haufen Geld übrig hatten und es nicht ausgeben konnten. Reisen war natürlich der Traum. Dazu kommt, dass das Gros, bis auf die aus Dresden, wo es technisch nicht möglich war, jeden Abend zwanzig Uhr ausgereist ist. Sie schaltete eben Westfernsehen an und nicht Ostfernsehen.

Rosenberger: Denken Sie, wenn die Leute hätten ausreisen dürfen hätten sie das kritischer gesehen?

Vogt: Ja. Ich denke schon, weil dann der Lebensalltag bekannt gewesen wäre. Ich denke, dass das Reiseproblem einer der Knackpunkte gewesen ist vor allem für die jungen Leute. Das hat sie so gegen die DDR aufgebracht, dass es ihnen egal war. Die wollten nicht mit 25 noch 40 Jahre warten, bis sie Rentner sind.

Rosenberger: Sie haben nur die Einschränkungen gesehen, aber das ist vielleicht auch normal.

Vogt: Ja, natürlich. Ich denke es ist generell so gewesen, wie es auch bei Firmen ist: Drei Generationen bauen sie auf, und dann besteht die Gefahr des Niedergangs. Die Buddenbrooks zu Beispiel hatten genau drei Generationen bis zum Niedergang. Das kennt man aber offenbar auch aus solchen sozialen Versuchen. Es hält bei der idealistischen Gründergeneration, aber wenn die Enkel den Laden übernehmen sollen, fragen sie, warum sie das gut finden sollen. Ich denke das spielt auch eine Rolle, jenseits von dem was weltpolitisch eine Rolle spielte. Unabhängig davon gab es eine Erschöpfung der Gründergeneration, die nicht vermitteln konnte, warum das weiter gemacht werden sollte. Insofern, bestimmte Dinge sind schade. Auch die Gleichberechtigung, die viele DDR-Frauen für so selbstverständlich gehalten hatten, dass sie sich überhaupt nicht vorstellen konnten dass das kippen kann. In unserem Akademie-Institut waren die Männer die ersten, die wieder Stellen bekamen. Forschungsgruppen haben sich organisiert, ohne die Frauen die früher drin waren. Für die Frauen war plötzlich kein Platz mehr.

Paycha: Sie meinen, die Frauen haben mehr beruflich an den Folgen der Wende gelitten?

Vogt: Die wurden mehr rausgekickt. Es gibt für die Humboldt-Universität eine Untersuchung, die die damalige Frauenbeauftragte Frau Kriszio (Dr. Marianne Kriszio) gemacht hat. Die Frauen waren meistens im Mittelbau. Zu DDR-Zeiten gab es wenige Professorinnen. Das Gros war Mittelbau: unbefristete Dozentinnen und Oberassistentinnen. Die Gehaltsunterschiede zu DDR-Zeiten zwischen Dozentinnen und Professorinnen waren minimal. Also machten sie nicht so viele miese und hatten eher den Vorteil, dass sie viel weniger Sitzungen mit machen mussten, so dass sie das Übersehen werden nicht so empfunden haben. Als es dann hieß, die Universitäten müssten so werden wie im Westen, waren die alle weg, und es waren meistens Frauen. Das hatte natürlich mit der Vorgeschichte zu tun: Die Gleichberechtigung ging bis zu dieser gläsernen Decke, wie es sie heute auch noch gibt, aber es gab nicht entweder C4 oder Hartz 4, sondern es gab diese gut dotierten Mittelbaustellen.

Rosenberger: Aber das heißt die Gleichberechtigung, war auch in der DDR nicht ganz da.

Vogt: Ja, sie reichte nur bis zu einer mittleren Position. Ich habe mehrere Frauen damals gefragt, als ich ein Projekt über Wissenschaftlerinnen machte, ob sie sich diskriminiert gefühlt haben. Angeblich nein. Man muss damit vorsichtig sein, denn ich habe keine richtige, mit Daten gestützte, Untersuchung gemacht. Aber es scheint doch so zu sein, dass viele das nicht weiter vermisst haben, weil sie akzeptiert

waren und Familie und Uni-Leben vereinbaren konnten. Deswegen sind die an den Unis noch mehr betroffen gewesen. Inzwischen hatten einige Universitäten Jubiläen. Da sind dann einige Studien über die Wendezeit gemacht worden, deshalb weiß man es in Zahlen. Die Akademieinstitute hatten den Vorteil: Alle waren weg.

Rosenberger: Das ist dann gerecht?

Vogt: Ja, in gewisser Weise. Die Kosmosforschung blieb als Lieblingsobjekt, sie hatten ihre Sonderkonditionen. Das Mathematik-Institut wurde gerettet, das ist das Weierstraß-Institut, hatte auch Sonderkonditionen. Aber im Großen und Ganzen traf es alle gleich. Und es galt: rette sich wer kann.

Rosenberger: Das heißt, die Zahl der Professuren an der HU wurde nicht verringert, die mussten sich „nur“ neu bewerben, aber im Mittelbau wurde massiv gekürzt.

Vogt: Es dauerte länger. Es gab Klagen. Außerdem wurde jedem der neuen fünf Länder ein Patenland in den alten Bundesländern zugeordnet. Dann wurde die Struktur dem Patenland angepasst. Am Kompliziertesten war es natürlich in Berlin, denn Berlin ist kein neues Land. Mecklenburg und Schleswig-Holstein wurden gepaart und ich glaube Thüringen und Bayern. Für Sachsen weiß ich es nicht mehr. Aber Berlin hatte das Problem, dass die FU-Professoren mit Recht Angst hatten, die FU würde jetzt zu gemacht, weil es die HU gibt. Und dann hat der Senat alle drei Berliner Unis ausgetrickst, denn der TU hat er erzählt sie müssten sparen zu Gunsten der HU und die HU für die FU und so weiter. Es dauerte ewig, bis sie begriffen haben, dass sie sich am besten gegen den Senat verbünden und sich nicht aufdividieren lassen. Für Berlin wurden auch einige Sachen im Gesetz vergessen. Am Anfang gab es einen kalten Krieg zwischen HU und FU. Den habe ich selbst als Lehrbeauftragte mitbekommen. Ich habe Seminare angeboten, das Studenten aus der FU besuchten. Sie haben mir erzählt, sie möchten mein Seminar besuchen, aber ich brauche ihnen keinen Schein geben, denn der würde sowieso nicht anerkannt.

Paycha: Krass.

Vogt: 90er Jahre. Es haben sich dann FU und HU um die Nobelpreise gestritten, weil das Shanghai Ranking darauf basierte. Dazu gab es im Tagesspiegel in Fortsetzungen das Pro und Contra. Ich dachte immer, dass sei wie Kabarett.

Rosenberger: Aber es wurden natürlich auch tatsächlich Sachen eingespart.

Vogt: Ja, die Anzahl der Professoren wurde reduziert. Dadurch dass die Fakultäten wieder gegründet wurden, wurden die Professuren einfach zugeteilt. Auch die FU musste massiv sparen. Der sind unglaublich viele Professoren weggenommen wurden.

Rosenberger: Ja, da sind ganze Institute eingespart worden.

Vogt: Ja, ich sage sowieso immer: Am meisten verloren haben die Einwohner des alten Westberlins.

Rosenberger: Materiell meinen Sie?

Vogt: Ja. Die haben ihre Berlin-Zulage verloren. Sie hatten plötzlich billige Konkurrenz aus dem Osten, die um Jobs konkurrierte und bereit war, es für weniger Lohn zu machen. Die Einwohner des alten Berlin-West haben mehr verloren als gewonnen. Sie können jetzt in Brandenburg in die Wälder fahren, wenn nicht gerade Corona ist und der Schlagbaum kommt.

Rosenberger: Es ist schon schön in Brandenburg in die Wälder zu fahren.

Vogt: Es wird immer vergessen, dass es auch Verlierer im alten Berlin-West gab.

Rosenberger: Auch sonst wahrscheinlich.

Vogt: Ich glaube Heidelberg oder München hatten nicht so viele Folgeschäden. Aber wer auch verloren hat, ist natürlich das Zonenrandgebiet. Das sieht man, wenn man dort lang fährt. Es ist auf beiden Seiten sehr traurig. Berlin hatte dann natürlich auch das Problem, dass es von allem zu viel gab. Es war natürlich auch schade, dass die Senatsverwaltungen seit 1990 damit nie positiv umgegangen sind. Bis heute nicht. Anstatt es als Gewinn zu betrachten, dass es einen Tierpark und einen Zoo gibt, drei Opernhäuser, drei Flugplätze, werden zwei zu gemacht. Zum Schluss können wir überhaupt nicht mehr fliegen. Wenn man in Berlin lebt, sieht das alles noch einmal etwas trauriger aus.

Rosenberger: Im Westen von Berlin wurden viele Theater zu gemacht nach der Wende.

Vogt: Das wird immer vergessen, erst recht von Ostdeutschen. Sie jammern rum, was sie alles verloren haben. Vielleicht bin ich verwestlicht.

Rosenberger: Ich denke, man kann schon beide Seiten sehen.

Vogt: Wenn wir Klassentreffen haben gelte ich wohl inzwischen als verwestlicht, weil ich dann sage, sie sollen nicht meckern und an die armen Westberliner denken. Sie fragen mich dann, was das für eine Auffassung sei. Wahrscheinlich bin ich etwas verwestlicht, weil ich die Chance hatte, durch mein Max-Planck-Institut, welche aus dem Westen kennen zu lernen. Dann tauscht man sich aus. Es gab immer die Losung, man solle sich seine Geschichten erzählen. Das ist auch vernünftig und man erfährt dann, was gut und was Mist war. Insofern hatte ich Glück, dass mein Institut ein sehr internationales Institut ist. Wenn überhaupt fanden meine amerikanischen Kollegen das „great“, dass ich aus dem Osten bin. Das erleichterte es aber seinen Weg zu machen.

Rosenberger: Weil Sie dann das Gefühl hatten wertgeschätzt zu werden?

Vogt: Ja. Wir hatten dann auch westdeutsch-sozialisierte und ostdeutsch-sozialisierte Menschen und unsere amerikanischen Kollegen haben gesagt, wir seien alle deutsch und sie sehen keinen Unterschied.

Paycha: Von den Vereinigten Staaten aus sicher.

Vogt: Das hilft beiden Seiten.

Rosenberger: Ja, weil man sich dann nicht so auf die Unterschiede konzentriert.

Vogt: Auch, dass ich Russisch kann. Das ist für manche-sehr verdächtig. Denen muss ich erklären, dass ich es nicht beim KGB gelernt habe sondern in der Akademie. Für andere ist es nur „great“, dass ich eine andere Sprache kann. Insofern bin ich sehr froh gewesen, dass ich das Glück hatte, so eine Stelle mit französischen, britischen und US-amerikanischen Kollegen zusammen zu haben und ein bisschen anders auf die Welt schauen konnte. Oder von meinen französischen Kollegen zu lernen, wie das am CNRS ist, wo ich dann gesagt habe, dass es Mist sei. Die DDR hätte sich mit Frankreich vereinen sollen. Das Wissenschaftssystem war viel ähnlicher! Es hätte viel weniger Anpassungs- und Transferprobleme gegeben.

Paycha: Ich weiß, nicht, ob Macron das gerne hören wird.

Vogt: Das weiß ich nicht. Mitterand war noch in die DDR gekommen. Vielleicht hätte man sich besser Frankreich anschließen sollen, das System ist ähnlicher. Auch der Zentralismus!

Rosenberger: Aber dann wäre jetzt alles in Paris. Das wäre auch etwas umständlich.

Paycha: Stimmt!

Vogt: Das wäre noch eine Variante gewesen.

Rosenberger: Ja, aber es gab leider keinen Stimmzettel, welchem Land sich angeschlossen werden soll.

Vogt: Ja, ich fürchte nur wenige Ostdeutsche hätten sich für Frankreich entschieden. Aber meine Traumstadt war immer Paris, und das war auch das erste, was ich besucht habe.

Rosenberger: Wann waren Sie da das erste Mal?

Vogt: Gleich Juli 1990. Wenn ich einmal Rentnerin wäre, dann wollte ich dahin! Jetzt musste ich nicht einmal mehr Rentnerin sein. Ich war noch 38 Jahre alt.

Rosenberger: Und war es wie in Ihren Träumen?

Vogt: Ja. 1990, ja. Inzwischen hat sich leider vieles verändert. Seit die Franzosen so streng sind mit diesen Rauchverboten, ist der ganze Charme der Cafés weg.

Paycha: Und besondere jetzt mit Corona.

Vogt: Ja, Corona ist natürlich auch nochmal schrecklich. Insofern hatte ich auch paar Mal Glück. Deshalb kann ich nicht wirklich jammern, davon abgesehen, dass ich auch nicht wirklich der Typ zum Jammern bin.

Paycha: Genau! Alles positiv sehen! Das hilft sehr.

Vogt: Ja, aber da kann ich nichts dafür. Es hilft auch, dass ich alles nicht so ernst nehme, auch die Angriffe auf die DDR-Sozialisierung.

Paycha: Ich glaube die Persönlichkeit hatte auch eine Bedeutung für das Überleben der Wende.

Vogt: Das kann sein. Ich bin auch nie in Sack und Asche herumgelaufen, sondern habe gedacht: Ihr müsst mich so nehmen wie ich bin. Roman Herzog hat einmal eine Rede gehalten als damaliger Bundespräsident. Ich stand im Stau und hörte Radio als kam: „die Ostdeutschen sind ein Gewinn für unser Land“. Da habe ich gesagt: „Recht hast du!“ Wenn es dann so komische Debatten gab, habe ich immer gesagt: „Vergesst nicht, die Ostdeutschen sind ein Gewinn für dieses Land!“ Das hilft natürlich.

Rosenberger: Wann war das? 93?

Vogt: Wann war Roman Herzog Bundespräsident? Er hat zu irgendeinem Anlass diese Rede gehalten. Das war als dann auch im Westen nach der Vereinigungseuphorie der große Katzenjammer kam.

Rosenberger: Als plötzlich alles nicht so leicht war wie gedacht.

Vogt: „Jetzt haben wir die Zonendödel auf dem Hals, um Gottes Willen!“

Rosenberger: Und von der anderen Seite gab es die Treuhand und alle Betriebe müssen schließen.

Vogt: In dem Kontext muss er dann so eine aufbauende Rede gehalten haben, in der er betont hat, dass die Ostdeutschen nicht alles nur Dödel sind. Aber ich habe das nie persönlich genommen. Natürlich finde ich es einen absoluten Skandal, dass immer noch die Löhne unterschiedlich sind, dass für dieselbe Arbeit in Ostdeutschland der Lohn niedriger ist als in der alten Bundesrepublik und dass die Renten nach dreißig Jahren immer noch niedriger sind. Nun könnte ich natürlich jeden Tag zu Hause sitzen und darüber wütend sein, aber das bringt nichts als mehr graue Haare und schlechte Laune. Aber deshalb kann mir auch keiner mit diesen Jubelgeschichten kommen.

Paycha: Das ist inzwischen vorbei.

Rosenberger: Aber letztendlich würden Sie sagen, das war gut so oder ein Gewinn?

Vogt: Ich würde sagen, die Deutschen und die Europäer hatten mehr Glück als Verstand, dass in der Nacht des 9. November zum Mauerfall, keiner der Militärs durchdrehte. Das war so gefährlich, und es war eigentlich ein Wunder. De Maizière, der letzte Ministerpräsident der DDR, hat gesagt: es müssen alle Schutzengel, die verfügbar waren, über dieses Gebiet geflogen sein. Insofern hatten wir alle Glück, dass es friedlich abging. Wir hatten alle Glück, dass weder die hochgerüstete DDR-Armee, noch die Sowjetarmee durchdrehte.

Rosenberger: Schon bei den Demonstrationen vorher und dann auch an der Grenze.

Vogt: Insofern war es Glück. Aus dieser Glückssituation hat die altbundesdeutsche Seite mehr gemacht als die Ostdeutschen, aber da sind die Ostdeutschen auch selbst dran schuld.

Rosenberger: Wie haben Sie denn direkt den 9. November erlebt?

Vogt: Das kann ich Ihnen sagen! Wo man am 9. November war, ist unvergesslich und wo man 9/11 war ist unvergesslich. Zu DDR Zeiten habe ich die Nachrichtensendung „Aktuelle Kamera“ nicht geschaut, weil das war derart „Hofberichterstattung“, dass ich es unzumutbar fand. Aber während der sogenannten Wende war die plötzlich spannend. Ein Kollege von mir war im Ausland und dem hatte ich einen Brief geschrieben mit den Neuigkeiten- Wir schauen freiwillig die „Aktuelle Kamera“. Das sagt alles. Dann habe ich Schabowski und seinen berühmten Ausspruch gehört und mir gedacht: Was soll das nun wieder heißen? Dann habe ich meine Mathematikgeschichtsvorlesung vorbereitet und den Fernseher ausgemacht. Ich glaube ich hatte eine Klassikschallplatte aufgelegt und bastelte an meiner Vorlesung hier in Potsdam, an der Pädagogische Hochschule. Die fing immer im September an, es war November, also muss es eine Vorlesung über das 18. Jahrhundert gewesen sein. Das habe ich bis in die Nacht gemacht und früh habe ich Frühstückfernsehen auf Sat.1 geschaut und habe mich gefragt, was das ist. Als ich dann nach Potsdam zur Vorlesung musste, habe ich mich noch gefragt, ob die Studenten noch da sind- Denn es war zu sehen, wie alle rüber gingen.

Paycha: Ich glaube alle haben sich diese Frage gestellt.

Vogt: In der S-Bahn, mein Trabi war kaputt, also musste ich auch noch mit Öffentlichen fahren, erzählten die Meisten von ihrer tollen Nacht auf dem Ku-Damm. Sie waren alle los, als es ging, aber waren am Morgen wieder brav auf dem Weg zur Arbeit. Und ich war heilfroh, dass ich wenigstens früh im Fernsehen gesehen hatte, was los war, ich hätte sonst gar nicht gewusst wovon die reden. Als ich zu dem Hörsaal kam, waren meine Studenten noch da. Dann habe ich angefangen, Mathematik-Geschichte des 18. Jahrhunderts und sie wurden immer unruhiger. Ich habe dann gefragt, was denn los sei. Und sie sagten, an einem Tag wie heute könne ich nicht einfach die Vorlesung weiter machen. Ich habe sie gefragt, was sie denn hätten und die Studenten haben mich gebeten, ihnen die Welt zu erklären, was ich nicht konnte. Das einzige, was mir einfiel, war sie zu warnen, dass es jetzt in Berlin-Ost solche Verhältnisse geben würde wie vor dem 13. August. Die mit Geld kommen und kaufen das, was im Osten billig ist. Und dann wird es Schwarzmarktpreise geben. Dann waren sie alle der Meinung, sie müssten jetzt den Westen anschauen. Aber wenigstens sind sie da gewesen.

Paycha: Das habe ich von anderen auch gehört.

Vogt: Das war mein 9. November. Dann bin ich nach Hause gefahren und dachte, shit, das sieht nicht gut aus für diese kleine DDR. Mein Vater hatte mir die Mauer nie erklärt als antifaschistischer Schutzwall, sondern immer aus ökonomischen Gründen, wegen des Gefälles. Ich dachte dann, das Gefälle gibt es aber immer noch, denn gelöst hat die Mauer nichts. Jetzt ist wieder die gleiche Situation wie vor dem 13. August 1961. Insofern habe ich relativ früh gedacht: Das war's.

Rosenberger: Mit der DDR?

Vogt: Ja.

Rosenberger: Also Sie hatten nicht Hoffnung, dass es eine neue DDR geben würde?

Vogt: Nein. Ich habe dann von November bis März getrauert um diese kleine DDR. Dann waren die Märzwahlen und die Mehrheit entschied sich für den schnellen Anschluss und das war es. Von da an habe ich bundesdeutsche Gesetze gelernt. Was steht mir zu, wenn ich arbeitslos bin? Wie funktioniert dieses komische Krankheitswesen? Gesundheitskassen und all das. Was passiert mit meiner Autoversicherung? Es gab Stimmen die forderten, DDR-Bürger sollen ihren Führerschein noch einmal machen. Da habe ich gesagt, wer mit einem Trabant fahren kann, kann jedes Westauto fahren. In der Tat war das Ding relativ leicht und wenn der Wind von der Seite kam, musste man Gegensteuern. Das war viel schwieriger als diese Westkarren.

Paycha: Sie waren zu allem bereit.

Vogt: Ja! Ich habe auch meinen Trabant immer noch gefahren. Am Anfang wurde ich angeschaut wie die Blöde, weil ich immer noch diese Kiste fuhr. Dann kippte die Stimmung. Die ersten Rostautos, die die Dödel in der Euphorie gekauft hatten, waren kaputt. Da wurde ich an der Tankstelle verschwörerisch angeschaut und es wurde gemurmelt, ich sei noch eine, die an den Ostprodukten festhält. Aber ich habe das Ding einfach so lange gefahren wie er hielt.

Rosenberger: Und wie lange hat er gehalten?

Vogt: Bis 94.

Paycha: Nicht schlecht.

Vogt: Ja. Da bin ich Ost-sozialisiert. Ich schmeiße nur weg, was wirklich kaputt ist. Jetzt ist es nachhaltig und ich bin auf dem neuen Trend, bin öko.

Paycha: Ja, ich wollte sagen, jetzt ist es modisch.

Rosenberger: Aber Sie waren schon immer auf dem Trend.

Vogt: Ja. Das ist wie mit meiner Frisur: Alle zwanzig Jahre ist die topp modern. Dazwischen nicht. Ich werfe nur weg, was wirklich nicht mehr funktioniert, da bin ich im Nachhaltigkeitstrend. Ich bin ost-sozialisiert. Auch etwas der Ost-Sozialisierung: Vorräte anlegen. Jeder DDR-Haushalt hatte Vorräte.

Rosenberger: So brauchten Sie jetzt in Corona-Zeiten keine Panikkäufe zu machen.

Vogt: Genau. Zu meiner Nachbarin habe ich auch einmal gesagt: Frau Nachbarin, Sie sind doch auch ost-sozialisiert. Sie haben doch auch den Keller voll. Nun jammern Sie nicht. Es gibt so ein paar Sachen, z.B. hatte ich in meinem Schreibtisch immer Briefumschläge parat. Wer abends um 7 noch einen Brief eintüten wollte, als die Poststelle schon zu war, wusste, dass Annette bestimmt irgendetwas in ihrem Schreibtisch hatte. Das war nicht hamstern. Man hatte eben nicht nur den einen Briefumschlag, den man heute braucht, man hatte fünf. Das sind Ostprägungen, die man nicht mehr rausbekommt.

Rosenberger: Muss man auch nicht.

Vogt: Genau.

Rosenberger: Wann waren Sie das erste Mal in Westberlin?

Vogt: Im Dezember. Und das auch nur, weil ich in diesem Dezember meinen üblichen Moskau-Besuch hatte. Ich bin nämlich immer am Jahresende gefahren, da bekam ich die Tage, die von dem

Austauschkontingent noch übrig waren. Ich war die Verrückte, die auch im Dezember fährt, wenn das Wetter nun wirklich scheußlich ist.

Rosenberger: Mit warmem Mantel.

Vogt: Ich wusste, wenn ich nächste Woche nach Moskau komme, würden meine Kollegen wissen wollen, wie es in diesem Westberlin ist. Also musste ich da einmal hin. Sie hätten mit nicht geglaubt, dass ich nicht drüben war. Am Anfang bin ich nicht hin, weil ich dachte, die machen die Mauer wieder zu.

Rosenberger: Und dann kommen Sie nicht mehr zurück.

Vogt: Das war nicht meine Angst. Aber ich habe gedacht, vielleicht gefällt es mir da und ich finde das schön und dann machen sie die Mauer wieder zu. Deshalb wollte ich es mir gar nicht anschauen. Außerdem gab es lange Schlangen am Anfang, das ist auch nicht mein Ding. Aber in der folgenden Woche musste ich was erzählen, also bin ich bei mir im Wedding rüber. Am Schönsten fand ich die italienischen und griechischen Restaurants. Geschämt habe ich mich für die Ostdeutschen, die vor den Supermärkten standen und wo sich die Einheimischen beklagten, sie könnten abends nicht einmal mehr ihre Einkäufe machen, wenn sie von der Arbeit kommen, weil dauernd diese Dödel anstehen. Ich dachte mir, ein Glück, dass man mir nicht ansieht, dass ich aus dem Osten komme.

Rosenberger: Dann konnten Sie etwas erzählen in Moskau.

Vogt: Ja, dann war ich im KaDeWe, mein Nachbar hatte mich mitgenommen. Er war Rentner und war da schon öfters und meinte er zeige mir das KaDeWe. Unvergesslich war die Brillenabteilung. Ich schaute mit meiner Ostbrille und sah eine, die kostete 500 D-Mark. Und ich sagte zu meinem Nachbarn, das sähe man doch nicht. Der Verkäufer hat mich mit einem strengen Blick angeschaut und sagte: „Das sieht man, meine Dame. Das sieht man.“ Und schaute als wolle er sagen: „Und dass du eine billige hast, das sehe ich!“

Rosenberger: Wer das sehen will, der sieht das.

Paycha: Das war die erste Lektion.

Vogt: Natürlich haben meine Kollegen in Moskau nicht verstanden, was da passiert.

Paycha: Das war eine andere Welt.

Vogt: Um diese Zeit war ein Kollege aus Moskau in unserem Akademieinstitut. Ich ging mit ihm in Berlin die Schönhauser Allee entlang, da waren normale Läden. Und er blieb wie vom Donner gerührt vor so einem Laden stehen, das vergesse ich nie, weil ich es so traurig fand, und dreht sich zu mir um und sagt: Ihr habt doch alles. Warum macht ihr Perestroika? Ich habe ihm geantwortet: weil die Ostdeutschen nicht auf dieses Geschäft schauen, sondern ein paar Kilometer weiter und es so haben wollen wie dort.

Rosenberger: Alles bunter.

Vogt: Vielleicht hatte ich deshalb nie so ein euphorisches Gefühl, weil ich durch meine Kollegen diesen anderen Blick mit hatte. Die DDR-Bürger haben nicht nach dem Osten geschaut, sondern nach dem Westen. Dass es innerhalb des sogenannten sozialistischen Lagers mit Ausnahme der tschechoslowakischen Republik, die ähnlich gut und human war, in allen anderen Ländern viel schlechter war, auch ökonomisch, haben sie nicht gesehen. Insbesondere auch in der Sowjetunion.

Rosenberger: Sie haben das anders eingeordnet.

Vogt: Für mich war das nicht so wichtig. Ich brauchte keine Brille für 500 D-Mark. In Moskau hatten sie gar keine Brille. Ihnen habe ich Gläser mitgebracht. Insofern bin ich da sehr untypisch. Ich war auch keinen Tag arbeitslos. Mein Mann sagt immer, ich hätte im Lotto gewonnen und es war auch wirklich Glück. Klar, man durfte nicht blöd sein, aber es war Glück zur richtigen Zeit am richtigen Ort zu sein. Für diese Auswahlkommission war ich nicht zu alt, nicht zu jung, ich hatte kein Ideologiefach. Ich hatte etwas Anständiges studiert.

Rosenberger: Sehr spannend, vielen Dank für dieses Interview. Zu Corona-Zeiten ist es umso komplizierter. Deswegen haben wir uns hier auch so verteilt gesetzt. Mit Sylvie Paycha aus dem Off.

Paycha: Sehr spannend. Vielen Dank.

Vogt: Ja, die Corona-Zeiten sind schon schlimm. So eingemauert wie zu Corona-Zeiten war ich nur am Ende der DDR.

Paycha: Das ist ein sehr interessanter Vergleich.

Vogt: Als die Tschechen und Polen die Grenze zumachten, habe ich zu meinem Mann gesagt, das sei wie am Ende der DDR. Nach dem Westen konnte ich sowieso nicht, aber nach dem Osten konnte man nun auch nicht mehr.

Paycha: Aber heute konnten wir uns treffen. Das ist schon ein Luxus gewesen.

Rosenberger: Ja!

Vogt: Genau.

Paycha: Danke.

Vogt: Wenn Ihnen noch Fragen einfallen, können wir die zwar nicht aufnehmen, aber dann schicken Sie mir die.

Rosenberger: Dann mailen wir uns.

Paycha: Danke. Sicherlich tauchen noch Fragen auf.

Rosenberger: Bestimmt. Das ist immer so im Nachhinein.

Paycha: Danke.

Unbekannt: Danke. Das war ja sehr herzerfrischend.

Interview mit Prof. Dr. Sonja Brentjes

Biodaten:

Sonja Brentjes, geboren 1951, studierte ab 1969 an der TU Dresden Mathematik und beendete ihr Studium 1973 mit dem Diplom. Im Anschluss promovierte sie in Mathematikgeschichte an der Universität Leipzig bei Hans Wußing zur Geschichte der linearen Optimierung. Sie fügte ein Studium der Nahostwissenschaften an der Universität Halle-Wittenberg an, das sie 1982 mit dem Diplom abschloss. Danach forschte sie über arabische Mathematikgeschichte und habilitierte 1989 an der Universität Leipzig zu Zahlentheorie in arabischen und persischen Handschriften im 9.-13. Jahrhundert. Sonja Brentjes arbeitete von 1976 bis Ende 1996 am Karl-Sudhoff-Institut für Medizin- und Wissenschaftsgeschichte in Leipzig, unterbrochen von längeren Forschungsaufenthalten in Frankreich, USA und München. Danach ging sie an das Max-Planck-Institut für Wissenschaftsgeschichte in Berlin, Universitäten in der BRD, Großbritannien/Pakistan und Spanien und kehrte 2012 an das MPIWG zurück, wo sie bis zu ihrem Ruhestand forschte.

Das Interview fand am 22. Juli 2020 statt.

Transkript:

Paycha: Guten Tag, Frau Brentjes. Ich bin Sylvie Paycha und das ist Dr. Elke Rosenberger.

Brentjes: Hallo.

Rosenberger: Hallo.

Paycha: Wir werden das Interview zusammen führen, wenn es Ihnen Recht ist, einfach spontan. Das macht es lebendiger, auch für Sie. Vielen Dank, dass Sie bereit sind, das mitzumachen. Ich hoffe, es wird Ihnen auch Spaß machen, wie es meistens der Fall ist. Sie haben an einer technischen Universität studiert. Können Sie uns ein bisschen über Ihr Studium erzählen und ein paar Stichwörter zu Ihrer beruflichen Laufbahn geben. Dann können wir immer noch weitere Fragen stellen.

Brentjes: Ich bin 1969 mit dem Abitur in Berlin aus der Schule gekommen, und da meine Eltern mein Stipendium finanzierten, war klar, dass ich bestimmte Dinge nicht studieren sollte.

Rosenberger: Von Seiten Ihrer Eltern?

Brentjes: Ja. Die Bereiche, in denen meine Eltern tätig waren, sollte ich nicht machen. Ich sollte was Handfestes machen.

Rosenberger: Was machten Ihre Eltern denn?

Brentjes: Mein Vater war Orientarchäologe und meine Mutter Arabistin und dann Journalistin.

Paycha: Aber dann haben Sie doch etwas in dieser Richtung gemacht.

Brentjes: Ja. Über eine lange Kurve. Im Prinzip waren Medizin, alle technischen Fächer und alle naturwissenschaftlichen Fächer offen, da war kein Problem. Aber bei allen anderen, bestand der Wunsch, dass ich es nicht täte.

Paycha: Das ist ungewöhnlich. Oft erwarten die Eltern, dass die Kinder etwas Ähnliches machen.

Brentjes: Das kann ich nicht sagen. Meine wollten es nicht. Ich habe mich dann im Wesentlichen um Mathematik als die eine Option und Physik als die andere beworben. Ob ich noch was anderes aufgeschrieben habe, weiß ich heute nicht mehr. Ich war dann während des Studiums ganz froh, dass ich Mathematik bekommen habe und nicht Physik. Ich habe in Dresden studiert, weil ich nicht zu Hause bleiben wollte. Also ich wollte nicht an der Humboldt-Universität studieren, sondern woanders hingehen, und die TU schien mir die beste Alternative zu sein. Es war gerade kurz nach der Hochschulreform, das heißt, das Studium war umstrukturiert und verkürzt worden. Ich habe vier Jahre studiert, zwei Jahre im Grundstudium. Da waren wir alle zusammen und sehr viele Studenten, im Vergleich zu den früheren Jahren. Wir waren circa 180 immatrikulierte Studentinnen und Studenten, das war sehr viel in der Mathematik. Danach habe ich das Fachstudium gemacht. Es gab unterschiedliche Bereiche in der Sektion Mathematik in Dresden, und man musste sich dann um einen dieser Bereiche bewerben. Bei mir war es die numerische Mathematik.

Rosenberger: Das gesamte Hauptstudium war schon spezialisiert?

Brentjes: Nein. Wir haben zwei Jahre Grundstudium gemacht. Den Begriff Hauptstudium gab es nicht. Ich bin mir auch nicht ganz sicher, was Hauptstudium bedeutet.

Rosenberger: Das war die zweite Hälfte, nach dem Vordiplom.

Brentjes: Das ist das was wir Grundstudium und Fachstudium genannt haben. Das Vordiplom war abgeschafft. Es gab natürlich schriftliche und mündliche Prüfungen und dergleichen jedes Semester. Nun, 180 Studenten in einen Fachbereich zu entlassen, das hätte die Kollegen überfordert. Sie mussten also auf die drei Fachbereiche Wahrscheinlichkeitstheorie, mathematische Kybernetik und numerische Mathematik gelenkt werden.

Rosenberger: Was war genau der Inhalt der Reform? Warum waren es so viele Studenten? Was war da der Grund?

Brentjes: Es war Teil der Hochschulreform, dass die Studentenzahl erhöht werden sollte, um mehr Mathematiker in die Industrie entlassen zu können. Das hatte mit langjährigen politischen Diskussionen zu tun. Man brauchte in der Planung mehr Wissenschaftler und insbesondere Mathematiker. Auf der anderen Seite sind die Universitäten mit unterschiedlichen Fachbereichen spezialisiert worden. So kam ein Teil der Studenten aus der Gegend um Dresden herum und ein Teil hatte Interesse an den Fachbereichen, die dort unterrichtet worden sind, während andere nach Berlin oder Greifswald gegangen sind, die spezifischen Teile der Geometrie oder Zahlentheorie studieren wollten. Das wäre in Dresden gar nicht möglich gewesen. Und es gab wie gesagt den politischen Willen die Studentenzahlen zu erhöhen.

Paycha: Haben Sie gerne Mathematik studiert, oder war das wegen des Drucks Ihrer Eltern und nicht Ihr Ding?

Brentjes: Das ist eine gute Frage. Ich denke schon, dass ich eigentlich ganz gerne studiert habe. Dresden war nicht schlecht. Das war in gewissem Sinne Freiheit. Ich habe auch Freunde gehabt. Wir haben viel zusammen gemacht, und so schwer ist mir das auch nicht gefallen, mit Ausnahme von Gruppentheorie und solchen Sachen. Da bin ich total auf die Nase gefallen. Aber alles andere fand ich schon nicht so unflott.

Paycha: Das ist nicht ohne. Die Mathematik hat den Ruf schwer zu sein.

Brentjes: Arbeiten musste man schon. Ich habe im Grundstudium sehr häufig mit einer Studienkollegin abends bei ihr im Zimmer gestrebt. Ohne Arbeit war das nicht zu wollen. Und Dreien oder Vieren wollte ich auch nicht haben. Also habe ich gearbeitet.

Paycha: Aber es hat sich gelohnt.

Brentjes: Ja. Meine Zensuren waren nicht die schlechtesten. Bis auf Gruppentheorie.

Paycha: Sie haben über Programmierung promoviert?

Brentjes: Das ist ein Missverständnis. Ich habe spätestens im dritten Studienjahr festgestellt, dass ich erstens früh um 6 nicht aufstehen möchte, also das ich nicht in die Industrie gehen möchte, und zweitens keine - damals gab es die Fields-Medaille noch nicht - nobelpreisäquivalente Auszeichnung kriegen würde. Also habe ich Mathematik verlassen.

Paycha: Es gibt keinen Nobelpreis in der Mathematik!

Brentjes: Ich weiß. Das war ein Spaß. Deswegen habe ich ja gesagt, dass es die Fields-Medaille noch nicht gab. Aber selbst, wenn es sie gegeben hätte, hätte ich sie nicht bekommen.

Paycha: Und außerdem war sie nur für Männer.

Brentjes: Ja. Bis auf die letzten Jahre. Dann war die Frage, was ich denn alternativ machen könnte? Und die einzige Antwort hieß: Forschungsstudium, was vom Staat finanziert wurde. Darum musste man sich natürlich auch bewerben. Ich musste schauen, wo kann man sich bewerben kann. In dieser Hinsicht hatte die DDR ziemlich klare Regeln, um es nett zu sagen. Ich hätte nicht einfach in Geschichte promovieren können, oder in irgendeinem anderen Fach. Ich musste etwas machen, was mit meinem Studium zusammenhing. Die einzige Alternative war Mathematikgeschichte zu machen, also habe ich gesagt: "Her damit!" und bin nach Leipzig gegangen.

Rosenberger: Das heißt Sie haben das Mathematikstudium in Leipzig beendet, oder haben Sie es gar nicht beendet?

Brentjes: Nein, wie kommen Sie darauf? Selbstverständlich habe ich mein Mathematikstudium beendet!

Rosenberger: Dann habe ich das falsch verstanden.

Paycha: Ich auch.

Brentjes: Sie kennen die DDR-Strukturen nicht. Selbstverständlich habe ich meinen Diplommathematiker gemacht, selbstverständlich auch die Fachprüfungen gemacht. Ohne das konnten Sie auch nicht ins Forschungsstudium gehen.

Paycha: Und was heißt Forschungsstudium?

Brentjes: Das war eine vom Staat ausgeschriebene Möglichkeit zu promovieren, um die man sich bewerben musste. Der Staat hat das dann mit einem Stipendium finanziert. Man konnte natürlich noch eine Aspirantur machen, oder eben nebenbei. Das waren die drei Varianten. Aber das Forschungsstudium hatte den Vorzug, dass man keine Lehrverpflichtungen hatte. Man war nicht wie bei der Aspirantur ein vollangestellter Mitarbeiter. Das war der Vorzug der Aspirantur, sie haben Gehälter gekriegt, wir haben das Stipendium bekommen, und der Unterschied war für DDR-Verhältnisse durchaus sichtbar, rund 500 DDR-Mark. Das war schon eine Menge Geld.

Paycha: Das kann ich mir vorstellen.

Brentjes: Aber dafür musste man “nur” promovieren. Man hatte drei Jahre Zeit, und in diesen drei Jahren musste die Doktorarbeit geschrieben werden.

Paycha: Drei Jahre sind kurz.

Brentjes: Ja.

Paycha: Haben Sie sich ein Thema ausgesucht?

Brentjes: Ich habe etwas zur Geschichte der linearen Optimierung gemacht.

Paycha: Haben Sie das Thema mit einem Betreuer oder einer Betreuerin gefunden, oder sind Sie bereits mit dem Thema zu jemanden gegangen?

Brentjes: Ich musste eine Einrichtung finden, in der überhaupt Mathematikgeschichte existierte und die das Promotionsrecht hatten und davon gab es so gut wie keine. In der alten Bundesrepublik war es in jener Zeit auch nicht viel besser. Es gab eigentlich nur Leipzig. Berlin wurde erst später neu gegründet. Die anderen Kollegen haben keine Mathematikgeschichte gemacht. In Rostock zum Beispiel, oder in Dresden, haben sie Technikgeschichte oder Geologiegeschichte gemacht. Da hätte ich nicht promovieren können. 1973 gab es wirklich nur Leipzig. Also habe ich an Herrn Professor Wußing geschrieben und er hat mich zu einem Vorstellungsgespräch eingeladen. Ich habe meine Unterlagen eingereicht, die dann durch eine Kommission gegangen sind. Eine Einzelperson konnte das nicht entscheiden. Ich habe das dann mit anderen Leuten zusammen bekommen und war also nicht die einzige Forschungsstudentin in der Mathematikgeschichte, die dort angefangen hat. Ich bin natürlich nicht mit einem Thema gekommen. Auf meine Antwort “Ich möchte Arabisch lernen” auf die Frage, ob ich einen Wunsch hätte, hat der Wußing gesagt: “Warte einmal ab, jetzt mach erst einmal eine Dissertation.” Dann hat er mit uns allen dasselbe gesagt “Hier habt ihr einen Stapel Bücher in der Bibliothek. Lest darin jetzt mal ein bisschen herum, ein paar Monate, und dann erzählt ihr mir, was ihr machen wollt.”

Paycha: So sind Sie auf dieses Thema gekommen.

Brentjes: Genau, weil das eines der Themen in meinem Fachstudium war, in dem ich Vorlesungen und Seminare hatte.

Paycha: Und hatte ihr Betreuer mit dem Thema auch etwas zu tun?

Brentjes: Herr Wußing war für Mathematikgeschichte zuständig. Alle, die bei uns Mathematikgeschichte gemacht haben, waren ihm zugeordnet. Aber die Freiheit, durch die Gegend zu springen und zu tun was wir wollten, war schon erklecklich.

Rosenberger: Und wie groß war die Gruppe da, in Leipzig?

Brentjes: Da gibt es eine Geschichte dazu. Das Institut ist 1906 von Karl Sudhoff gegründet worden, der als Medizinhistoriker gearbeitet hat. Deswegen waren wir auch am Fachbereich Medizin, und nicht bei den Mathematikern. 1952 kam dann Georg Harig dazu, der damals glaube ich Staatssekretär war. Er hatte schon vorher Interesse an der Naturwissenschaftsgeschichte, und wollte das Institut erweitern, was über die Jahre auch gelungen ist. Und in der ersten Hälfte der 60er Jahre ist dann Herr Wußing dorthin berufen worden. Es gab die beiden Abteilungen Medizingeschichte und Naturwissenschafts- und Mathematikgeschichte. Und bevor ich '73 kam, waren in der Naturwissenschafts- und Mathematikgeschichte vier Kolleginnen. Eine Dozentin für

Chemiegeschichte, ein Physikhistoriker, der dann Dozent wurde und ein Biologiehistoriker. Und wir waren 1973 drei neue Leute, die kamen, die alle Mathematikgeschichte machten.

Paycha: Wie war die Stimmung?

Brentjes: Das hing vom Tag ab.

Paycha: Also war sie nicht immer gut?

Brentjes: Ist bei Ihnen jeder Tag gut? Die Stimmung war normal. Es war eine normale akademische Einrichtung, mit Spannungen unterschiedlichster Art, von akademischen Fragen zu politischen Fragen, zu persönlichen Fragen. Aber ich muss ehrlich sagen, nach dem, was ich in den letzten 30 Jahren an akademischen Institutionen über die Welt erlebt habe, waren wir eher ganz locker.

Paycha: Ich habe durch diese Interviews oft gehört, dass die Stimmung in einer Gruppe oft sehr angenehm, sehr solidarisch war. Die Leute haben gerne zusammengearbeitet und sich auch außerhalb der Arbeit getroffen. Deshalb fragte ich.

Brentjes: Ich kenne Kollegen, die heute etwas anderes erzählen. Ich bin pragmatisch, realistisch. Natürlich gab es Leute, die sich gemocht haben. Und es gab selbstverständlich auch Leute, die sich überhaupt nicht gemocht haben. Wir haben tatsächlich auch ernste Konflikte miteinander gehabt, was mich damals schon genervt hat. Es ist nie einfach, wenn man sich streitet und natürlich sind die politischen Rahmenbedingungen nicht einfach gewesen. Ich bin sicher keine Person, die sagt, dass sie oppressiv gewesen seien. Man hat die Regeln gekannt, man konnte sich entscheiden, was man mit den Regeln machte. Innerhalb der Regeln gab es eine ganze Menge von Freiheitsgraden. Wie die ausgenutzt worden sind, hing immer von den persönlichen Standpunkten der einzelnen Leute ab. Es wurde gefährlich, wenn man alle Regeln immer wieder gebrochen hat. Daran will ich auch gar nichts beschönigen. Aber man konnte eine ganze Reihe von Regeln brechen, bevor es gefährlich wurde.

Paycha: Konnten Sie ins Ausland reisen, für die Wissenschaft?

Brentjes: Ja und Nein. Ich bin in Ungarn gewesen, ich bin für ein Vierteljahr in Moskau und Leningrad gewesen. Ich wollte dann entweder nach Usbekistan oder Tadschikistan um Persisch und Arabisch zu lernen, aber das ist mir verboten worden. Nicht von meinem eigenen Chef, der das unterstützt hat. Ich bin nicht in das sogenannte "westliche Ausland" gefahren, bis '88.

Paycha: Ganz kurz vor der Wende.

Rosenberger: Ihr Interesse Persisch und Arabisch zu lernen war auch im Rahmen der Mathematikgeschichte?

Brentjes: Ja. Ich habe sofort nach meiner Dissertation die Zusage von meinem Chef, Hans Wußing, eingefordert, dass ich jetzt endlich Arabisch machen könne. Das hatte auch etwas damit zu tun, dass ich für die Dissertation Dinge machen musste, die in der DDR nicht so gerne gesehen waren. Es stellte sich die Frage, ob ich das weiter machen sollte, oder lieber etwas anderes tue.

Paycha: Zum Beispiel was?

Brentjes: Was man nicht gern gesehen hat? Bürgerliche Ökonomie. Aber ohne Wirtschaftswissenschaftsgeschichte kann man Geschichte linearer Optimierung nicht machen. Dafür brauchte man dann ab einem bestimmten Grad Zugang zu Literatur, die Genehmigungen benötigte, was immer wieder zu Spannungen führte. Wenn man, wie Herr Schieler an der Akademie, Wirtschaftswissenschaften gemacht hat, war das die eine Sache. Wenn man aber wie ich, gerade promoviert, dieselben Rechte haben wollte, war das nicht so einfach. Es wäre gegangen, aber nicht

ohne mögliche Konflikte zu verursachen und Hans war weniger konfliktfreudig als ich. Für mich war das gut, dadurch habe ich dann die Genehmigung bekommen Arabisch zu machen.

Paycha: Ich verstehe den Zusammenhang zwischen der Genehmigung Arabisch zu lernen und dem Hindernis an Literatur zur Geschichte der Wirtschaft zu kommen nicht richtig. Was ist da der Zusammenhang?

Brentjes: Die Frage war, was mache ich nach meiner Dissertation? In welche Richtung gehe ich mit der Forschung? Der Vorzug von Hans Wußing war immer, dass er uns die Entscheidung, so er denn konnte, überlassen hat. Fast jeder – manchmal gab es auch Spannungen - konnte machen, was sie oder er gerne wollte. Ich hätte an Optimierung weiterarbeiten können. Dazu hätte ich substantiell mehr Ausbildung, mehr Literatur zu Themen haben müssen, die in der DDR nicht unterrichtet wurden, und die ab einer bestimmten Literaturklasse oder Themenklasse eine Sondergenehmigung brauchten. Das war eben immer zumindest potentiell mit der Möglichkeit verbunden mit jemanden in ein Streitgespräch zu kommen. Aber bei Arabisch hat das niemanden interessiert, es hat niemanden heiß gemacht, wenn ich arabische Mathematik im Mittelalter machen wollte, das war also kein Thema.

Rosenberger: War die Quellenlage auch kein Problem?

Brentjes: Natürlich war die Quellenlage immer ein Problem. Ich konnte eigentlich nur Sachen machen, zu denen ich in der DDR-Bibliotheken hatte - in Gotha und zum Teil in Berlin. Tatsächlich war die Berliner Staatsbibliothek zwischen West und Ost geteilt und es gab Verträge, wonach die Handschriften, die jetzt am Potsdamer Platz sind, auch Unter den Linden gelesen werden konnten. Also gab es schon eine ganze Menge von Material. Die andere Alternative war in die sozialistischen Länder zu gehen, und dort die Handschriftenbibliotheken anzuschauen. Es waren vielleicht nicht immer die interessantesten, aber Handschriften gab es genug.

Paycha: Hatten Sie schon durch Ihre Eltern eine vage Vorstellung oder Vorkenntnisse der Sprache?

Brentjes: Nein überhaupt nicht. Aber die Geschichte des Nahen Osten war ein normales Unterhaltungsthema bei uns zu Hause.

Paycha: Und dann waren Sie erleichtert, dass Sie...

Brentjes: ...genau, das machen konnte was ich wollte.

Paycha: Und Sie haben das nicht bereut?

Brentjes: Nein, keineswegs.

Rosenberger: Das heißt, Sie haben dann einerseits mit arabischer Mathematik im Mittelalter befasst und andererseits selbst Arabisch gelernt.

Brentjes: Sonst kann man das nicht machen.

Rosenberger: Ist die Schrift wie im modernen Arabisch?

Brentjes: Ja. Das Alphabet ist immer noch dasselbe.

Paycha: Und wie haben Sie das konkret gemacht? Haben Sie einen Lehrer, eine Lehrerin gefunden?

Brentjes: Da kommen wieder die Regeln der DDR ins Spiel. Zweimal studieren war nicht möglich. Ich hatte nach meinem Forschungsstudium eine Assistenz bekommen und damit einen Arbeitsvertrag. Fünf Tage die Woche nicht anwesend zu sein ging natürlich nicht.

Paycha: War das in Leipzig?

Brentjes: Ja. Ich habe im Prinzip bis '96 in Leipzig gearbeitet. Praktisch habe ich allerdings nur bis '91 in Leipzig gearbeitet. Die einzige Möglichkeit, die es gab, und die ich als angehende Wissenschaftshistorikerin ganz nett fand, war sich auf das preußische Hochschulgesetz von 1906 zu berufen. Dementsprechend durfte man Gasthörer sein und das hat die DDR übernommen. Hans unterstützte mich, aber wir brauchten eine Genehmigung von der - modern gesprochen – Personalstelle und die hat gesagt: „Das geht nicht, Sie können hier nicht einfach nicht arbeiten und irgendwo zu Gast sein.“ Als ich fragte, wie es dann geht, antwortete man mir, dass ich versuchen könnte, mit der Uni, wo ich das machen wollte, einen Vertrag zu machen. Das habe ich dann gemacht.

Paycha: Welche Uni war das?

Brentjes: Das war die Martin-Luther-Universität in Halle, da die klassisches Arabisch unterrichtet haben und es nah genug bei Leipzig waren, so dass ich das hin und zurück am Tag schaffen konnte. Leipzig hatte vor allem modernes Arabisch unterrichtet, woran ich wenig Interesse hatte. Ich musste lernen klassische Texte zu lesen.

Paycha: Gleichzeitig zu studieren und zu arbeiten war sicher nicht so einfach. Es ist ein schwieriges Fach.

Brentjes: Das war gar nicht so kompliziert. Ich habe einen Vertrag bekommen, der enthielt, dass ich zweieinhalb Tage die Woche freigestellt werde.

Rosenberger: Den Vertrag hat die Uni Leipzig...

Brentjes: ...akzeptiert. Ich habe den Vertrag mit Halle gemacht, dass ich dort einen Sonderstatus bekomme, in dem ich das Diplom machen konnte, und ich musste nicht alle Vorlesungen und Seminare mitmachen. Und Leipzig hat gesagt, das ist in Ordnung, dafür bekam ich einen Qualifizierungsvertrag.

Rosenberger: Was war ein Qualifizierungsvertrag? Hieß das, dass Sie weniger lehren mussten?

Brentjes: Lehren mussten wir in unserem Fach sowieso sehr wenig, denn es gab immer nur eine Vorlesung für die Mathematikstudenten, die Herr Wußing als Professor gehalten hat. Wir haben höchstens Aushilfe gemacht, mehr gab es nicht. Die Physiker und die anderen haben ebenfalls ihre Vorlesung gehabt, aber pro Fach gab es immer nur diese eine, doppelstündige Vorlesung in der Woche. Es hieß einfach, dass ich zweieinhalb Tage die Woche nicht im Institut sein musste, und dementsprechend weniger Artikel zu schreiben hatte.

Paycha: Wie lange hat dieser Status gedauert?

Brentjes: Vier Jahre.

Paycha: Und dann hatten Sie ein weiteres Diplom. Das war nützlich?

Brentjes: Ja.

Paycha: Wie hat es Ihnen danach geholfen?

Brentjes: Das Diplom an sich nicht, weil mich nie jemand danach gefragt hat, aber natürlich hat die Grundausbildung, die ich da gemacht habe, mir geholfen. Ohne diese vier Jahre in Halle hätte ich nicht das Minimum an klassischem Arabisch und Persisch gelernt, das ich brauche. Ich brauche eigentlich mehr, aber das ist dann eine andere Geschichte.

Paycha: Hat das Ihnen Spaß gemacht? War es Ihren Erwartungen entsprechend?

Brentjes: Ich glaube ich hatte gar keine Erwartungen. Ich wollte einfach nur, so schnell es nur ging die Grundlagen lernen, um dann mit Handschriften arbeiten zu können. Ich musste auch ein bisschen

modernes Arabisch lernen, Zeitung lesen und dergleichen. Das mochte ich nicht so sehr. Klassische Texte sind nicht einfach. Ich habe mehrere Prüfungen gemacht, in denen ich immer zwischen Eins und Vier hin- und hergeschleudert bin, weil die die Sprachen anders strukturiert sind, als die indoeuropäischen, die ich kenne. Bei der Fülle der alternativen Möglichkeiten kann man einen Text richtig oder falsch übersetzen und dann alle Varianten dazwischen. Fortuna war mir immer hold und hat mir immer eine Vier beschert. Aber das machte nichts. Wir haben gekämpft mit diesen Sprachen und manche haben es besser geschafft und andere weniger gut. In diesem Fall gehörte ich zu den letzteren.

Paycha: Und lieben Sie diese beiden Sprachen? Persisch und Arabisch?

Brentjes: Das wäre zu viel gesagt. Ich liebe gar keine Sprache. Nicht einmal die eigene. Ich ärgere mich eher über mich selbst, dass ich nicht noch mehr Zeit in sie investiert habe, weil ich immer sehr viele Anstrengungen machen muss, um die Texte, mit denen ich arbeite, wirklich zu verstehen. Ich bin nicht einmal auf dem Niveau, wo ich sagen würde, ich verstehe Französisch. Ich lese Französisch viel flüssiger, aber nicht perfekt, als ich eine von den beiden anderen Sprachen lese.

Paycha: Haben Sie öfter mit diesen Sprachen zu tun?

Brentjes: Immer.

Paycha: Ich sehe in Projekten an denen Sie beteiligt sind, dass diese Sprachen vorkommen.

Brentjes: Ja. Ich kämpfe immer noch, mit heraushängender Zunge, um meine Texte zu verstehen.

Rosenberger: Waren Sie denn mal in einem dieser Länder? In Persien oder in einem der arabischsprachigen?

Brentjes: Ja. Nach 1990 war ich in einer Reihe arabischer Länder. Ich war auch mehrfach im Iran, in Pakistan, in Indien.

Rosenberger: Vorher ging das nicht?

Brentjes: Ich habe es nicht versucht. Zum Ersten, weil die Arbeitsbedingungen das nicht hergaben. Ich gehörte nicht in einen Bereich, wie zum Beispiel meine Mutter, wo Arabisch das Normale war. Ich gehörte auch nicht zu der Sektion Nah-Ost-Wissenschaften an der Leipziger Uni, wo das auch das Normale war. Ich war ein Mauerblümchen, dem man so etwas nicht angedeihen lassen musste. Ich habe es nicht versucht, und das ist auch nicht das Problem. Als ich nach '90 wenigstens mein Arabisch intensiv zu verbessern versucht habe, habe ich eine falsche Entscheidung getroffen. Ich bin in der Bundesrepublik gewesen zur Intensivausbildung. Ich hätte in den Nahen Osten gehen sollen, was wäre besser gewesen, obwohl die Ausbildung in Bochum toll war. Aber ein Jahr im Nahen Osten wäre besser gewesen. Stattdessen habe ich mich entschlossen nach Amerika zu gehen.

Paycha: Aber das war für Ihre Karriere vielleicht auch nicht schlecht.

Brentjes: Ja, genau das war die Entscheidung. Was ist besser für meine Karriere? Für die Karriere war es nicht schlecht, aber für meine Arbeit wäre das andere besser gewesen.

Paycha: Man bräuchte zwei Leben.

Brentjes: Ja.

Paycha: Das ist schon ehrgeizig. Arabisch, Persisch, Mathematik ist auch eine Sprache und dazu dann Geschichte der Mathematik. Das sind schon viele Sachen, die Sie fast gleichzeitig erledigen wollten.

Brentjes: Was ich liebe, ist meine Arbeit. Ich liebe die Sachen, die ich mache. Das breite Spektrum, das in der Wissenschaftsgeschichte möglich ist, gefällt mir. Ich tanze wie ein Schmetterling von der einen Blume zur anderen und mache viele unterschiedliche Dinge, viele unterschiedliche Ebenen, viele unterschiedliche Themen, viele unterschiedliche Zeiten, was Spaß macht.

Paycha: Man sieht an Ihrer Webseite, dass Sie ein breites Spektrum von Forschungsinteressen haben. Vielleicht erzählen Sie uns später ein bisschen von Ihren aktuellen Projekten. Aber zuerst: Nach Halle, was ist dann passiert?

Brentjes: Das war '82. Dann hatte ich erst einmal weiter meine Assistenz. Ich hatte '77 promoviert, also noch bevor ich Arabisch gemacht habe. Dann hat mich der liebe Hans zur Habilitation ermutigt. Ich hatte aber keine Lust, wollte mal meine Ruhe haben. Ich ging von einem Studium in die Promotion, von da ins nächste Studium. Dann habe ich vier Jahre erst einmal versucht, die Füße auf den Grund der arabischen Mathematikgeschichte zu bekommen. Ich verstand nichts und es gab auch niemand, der mir etwas erzählen konnte. Ich habe dann angefangen an alle "großen" Kollegen in der Welt zu schreiben und gefragt, was sie mir zur Habilitation empfehlen konnten. Dann habe ich angefangen mir Literatur zu besorgen, was in der DDR immer nicht so einfach war. Das heißt, ich habe gebettelt. Es dauerte eine Weile, ehe ich dann einigermaßen verstanden habe, was der Forschungsstand ist und wer sich womit beschäftigte, wo die Probleme lagen. Im Unterschied zu heute, gab es damals sehr wenig Literatur. Es gab im Wesentlichen den Band von Juschkewitsch zur Mathematik im Mittelalter, der '60 auf Russisch und '64 auf Deutsch erschienen war, was schon ganz schön war. Und dann gab es konkrete Artikel zu konkreten Themen, sehr technische Texte, die über mathematische Probleme oder über astronomische Probleme gingen. Als ich anfing, gab es nicht wie heute - nicht das er mir besonders gefällt, aber es ist ein gutes Buch - die drei Bände, die Rashed vor knapp vierzig Jahren herausgegeben hat zur Wissenschaftsgeschichte im Islam. Also waren die Einstiegsbedingungen deutlich andere als die heute. Daher kam das Gefühl ich bräuchte erst einmal Zeit, um ein kleines bisschen über meinen Tellerrand schauen zu können. '88 meinte Hans, ich hätte genug herumgetrödel.

Paycha: Er war hartnäckig. Das ist gut, oder?

Brentjes: Aus der Retrospektive, ja. Das war sehr gut. Wäre er es nicht gewesen, dann hätte ich mich '89 glaube ich noch immer nicht habilitiert, was sehr schlecht gewesen wäre. Dafür hätte ich dann wirklich teuer bezahlt. An der Stelle kommen wieder die DDR-Regeln ins Spiel. Ich habe vergessen wann diese speziellen Regeln kamen, es gab eine Regel, wie lang eine Habilitationsschrift sein durfte. Ich musste solche Qualifikationsarbeiten immer noch im Fachbereich Mathematik und Physik machen, denn man durfte nicht ohne Diplom in ein anderes Fachgebiet. Ich hätte bei den Arabisten habilitieren können, aber dann hätte ich dort erst promovieren müssen. Das sind die kleinen bürokratischen Richtlinien, die man einhalten musste. Es ging also nur bei Mathematik/Physik, und da besagte die Regel das es nicht mehr als 150 Seiten sein dürfen. Wenn Sie historische Arbeiten heute kennen, dann wissen Sie, dass 150 Seiten eine echte Zumutung sind, weil Sie mit Originalquellen arbeiten. Ich habe dann den Antrag gestellt einen Anhangsband zu den Originalquellen zu machen, aber auch der durfte nicht mehr als 25 Seiten lang sein. Dann habe ich meine Empörung gezeigt, was ich oft in solchen Situationen mache- "Ihr spinnt ja wohl!" habe ich gesagt! Ich habe mich hingesetzt und innerhalb von sieben Monaten 150 Seiten plus 25 Seiten Anhang zu Papier gebracht und das eingereicht.

Paycha: Waren Sie damit zufrieden, oder war das ein echter Kompromiss?

Brentjes: Sie hören ja, wie ich drüber rede: mit Spott. Diese Arbeit hat mich schon angestrengt. Es ist nicht so, dass ich mich nicht bemühen musste, aber ich habe das nie für voll genommen. Ich dachte "Wenn ihr solche Bedingungen habt, die ich nicht erfüllen kann, dann müsst ihr nehmen, was ihr kriegen könnt."

Paycha: Und heutzutage, wie sehen Sie die Arbeit?

Brentjes: Ich habe sie nie publiziert, obwohl ich es damals wollte. Denn dann hätte ich sehr viel mehr Arbeit hineinstecken müssen. Ich bin dann '91 weggegangen und habe in der BNF [*Bibliothèque nationale de France*] ein kleines Stück Text gefunden, bei dem ich dann auf und nieder gehoppst bin. Das war ein Text, den ich gerne herausgeben wollte. Das, was ich bisher gemacht hatte, interessierte mich nicht mehr. Ich wollte dann Euklids Elemente und deren arabischen Übersetzungen machen. Und das neue Thema habe ich dann noch sehr lange bearbeitet und bearbeite es heute immer noch. Deswegen hat es sich nicht mehr gelohnt in meine Habilitation zu investieren. Sie hat sich nur als Titel gelohnt.

Rosenberger: Was war das Thema der Habilitation?

Brentjes: Zahlentheorie in arabischen und persischen Handschriften zwischen, ich weiß es nicht mehr genau, sagen wir dem 9. und 13. Jahrhundert anhand eines konkreten Textes. Das war klassisch in unserem Fach. Man nahm eine Handschrift, die man herausgab, übersetzte und kommentierte. Das war die Grundstruktur von Qualifikationsarbeiten in der Mathematikgeschichte und Astronomiegeschichte. Ich bin davon ein bisschen abgewichen und habe versucht einen großen Überblick zu machen. Heute ist das anders, aber damals war das die Struktur der wissenschaftlichen Qualifikationen.

Paycha: Haben Sie im Nachhinein festgestellt, dass sich schon jemand anderes mit diesem Text beschäftigt hatte?

Brentjes: Nein.

Paycha: Es hätte passieren können, es sind so wenige...

Brentjes: Ja, natürlich. Aber es gibt noch etwas richtig Wichtiges was ich aus der Habilitation mitgenommen habe. Die Einsicht nämlich, dass es wichtig ist - wie soll ich das jetzt höflich sagen - unbedeutende Leute zu studieren. Das heißt nicht nur Nobelpreisträger und die ganz Großen, sondern ganz normale Menschen. Normale Leute, die Mathematik unterrichtet haben. Es ist wichtig den Unterricht zu studieren und sich Institutionen anzuschauen. Ich habe den Text nur bekommen, weil er in Berlin vorhanden war, in Westberlin, und ich ihn in die DDR hinüber bekommen konnte. Es war sehr wichtig für mich diesen Text zu nehmen.

Paycha: Materielle Bedingungen.

Brentjes: Genau. Er hat mir eine grundlegende Ausrichtung in meiner wissenschaftlichen Karriere gegeben, denn dieser Mensch war Lehrer. Damals und auch noch lange danach hat man geglaubt, dass es keinen Mathematikunterricht an religiösen Schulen gegeben hatte. Gerade erst habe ich ein Buch dazu veröffentlicht. Es war während der letzten dreißig Jahre eines meiner Hauptforschungsthemen zu zeigen, dass das einfach nicht stimmt.

Paycha: Dann hat die Habilitation doch Ihre Forschung geprägt. Sehr tief sogar.

Brentjes: Ja, das ist richtig.

Paycha: Interessant.

Brentjes: Ich habe Glück gehabt. Das war in diesem Sinne ein historisch und auch historiographisch wichtiger Text, auch wenn er eigentlich nur von einem drittklassigen Mathematiker geschrieben worden ist. Deswegen bin ich auch inzwischen dafür, dass man sich jeden anschauen soll.

Paycha: Und wann sind Sie fertig geworden?

Brentjes: Mit der Habilitation? Das war im Frühjahr '89 glaube ich.

Paycha: Also kurz vor der Wende. Wie ist das mit der Wende passiert?

Brentjes: Ich weiß nicht. Das sind solche langen Geschichten. Ich war und bin eine dezidierte DDR-Bürgerin, und das hat mir natürlich überhaupt nicht gefallen. Aber natürlich hat mir die DDR auch überhaupt nicht gefallen. Zwischen Reform und Untergang, hätte ich aber die Reform bevorzugt. Insofern waren das anstrengende Zeiten. Das war eine der wenigen Phasen meines Lebens, während der ich wieder 60 Kilo wog, was ich mit 17 zuletzt geschafft hatte. Zwischendurch war ich bei anderen Größen gelandet. Ich habe sehr viel Politik in dieser Zeit gemacht und sehr wenig Wissenschaft. '91 war ich dann so erschöpft von den ganzen Sachen, dass ein Kollege in Paris mir empfohlen hat, mich für ein spezifisches Halbjahres-Forschungsstipendium „für uns arme Mäuse“, zu bewerben. Dann habe ich Kind und Kegel und die Koffer gepackt und bin ein halbes Jahr nach Paris gegangen. Danach habe ich mich gleich auf ein Rockefeller Fellowship beworben und bin sofort danach in die USA gegangen. Als ich zurückgekommen bin, habe ich mich um ein Krupp-Stipendium beworben und bin nach München gegangen. Ich wollte Leipzig einfach nicht mehr sehen. Sie haben versucht mich zu entlassen und haben es am Ende auch geschafft. Es gab alle möglichen Aufregungen, um es neutral zu sagen, die ich nur in wenigen Fällen nachvollziehen konnte. Das hat mich alles total genervt: die Zerstörung des Instituts, die Unehrlichkeit der Leute, der Versuch sich Dinge unter den Nagel zu reißen, die ihnen eigentlich nicht gehörten. Dies alles, anstatt tatsächlich die Universität zu modernisieren, um eine 08/15 Kopie der alten Bundesrepublik zu machen, Leute en gros zu entlassen, die für nichts etwas konnten. Das hat mir nicht gefallen. '93 bin ich aus München wiedergekommen. Dann habe ich mich in Princeton beworben, meine Koffer gepackt und bin anderthalb Jahre nach Princeton gegangen. Danach bin ich entlassen worden.

Paycha: Wo sind Sie entlassen worden?

Brentjes: In Leipzig. Ich bin von '91 bis Sommer '95 mit Forschungsstipendien weg gewesen. Ich habe in dieser Zeit dann noch für die EU kandidiert, das hat dann nicht geklappt und ich habe dann mit der Politik Schluss gemacht. Ich wollte keine richtige Politik mehr machen, sondern wieder Wissenschaft. Die Damen und Herren in Leipzig waren einfach sauer.

Paycha: Was für eine Stelle war das in Leipzig?

Brentjes: Eine normale Assistenz.

Paycha: Die gleiche wie '76?

Brentjes: Ja.

Paycha: Haben Sie erwartet, dass die Sie nach Ihren Reisen entlassen würden?

Brentjes: Ja, das war klar. Jemand mit meiner politischen Ausrichtung und meiner öffentlich klargemachten politischen Ausrichtung... In der Zeit war ich Sprecherin des Mittelbaus geworden. Es war völlig klar, dass sie mich entlassen würden, daran bestand kein Zweifel. Hinzu kam natürlich, dass das Personal massiv reduziert worden ist. Und dann im Dezember eines dieser Jahre '92 oder '90 - ich habe vergessen, wann das genau war, und was der technische Ausdruck für diese Entscheidung der Kultusministerkonferenz war - gab' es in allen neuen Staaten der Bundesrepublik eine einheitlich durchgeführte große Entlassungswelle. Die Entlassungswelle war am Ende des Jahres, da es nach den Einigungsverträgen nur bis dann möglich war Leute in diesen großen Mengen zu entlassen. Da haben die Studenten gestreikt und ein Teil des Mittelbaus hat mitgemacht. Wir sind nach Dresden gefahren und haben dort im Parlament gegen die Entlassungswelle und dergleichen protestiert. Es war völlig klar, dass sie mich entlassen würden. Ich war auf der einen Seite nicht groß genug. Den Chef der SED

und PDS haben sie nicht entlassen. Mich haben sie für das gleiche, was er gemacht hat, entlassen, denn ich habe mich geweigert deren Selbstbezeichnungen auszufüllen. Es gab noch keine Gesetze, aber sie wollten, dass jeder ein Pamphlet unterschreibt, in das er schreibt, wie er sich wann und wie politisch engagiert hat. Auf dieser Grundlage haben sie die Leute dann entlassen. Ich habe mich geweigert, weil es dafür kein Gesetz gab. Ich habe gesagt, es wäre illegal, sie wollten doch demokratische, rechtsstaatliche Verhältnisse. „Gebt mir ein Gesetz und dann fülle ich das Dokument aus, aber ohne ein Gesetz mache ich das nicht“ habe ich damals gesagt. Von mir wollten sie eine persönliche Erklärung zu meiner Involvierung mit der Stasi haben. Das Resultat dessen war, so hat mir das Ministerium gesagt, dass meine Involvierung mit der Stasi irrelevant war, dass sie mich dafür nicht entlassen würden, aber dafür, dass ich nicht gesetzeskonform bin.

Rosenberger: Welches Gesetz war das jetzt genau?

Brentjes: Keines. Es existierte nicht. Gesetz zur Säuberung des Staatsapparates, um es mit der Terminologie von '33 zu sagen. Es gab sicher eine Terminologie für '90, aber ich habe sie vergessen.

Rosenberger: Es gab wahrscheinlich eine Verordnung oder dergleichen.

Brentjes: Ich weiß nicht mal, ob es eine Verordnung gab. Man gründete diese Kommission zur Überprüfung der politischen Verwicklungen mit der DDR, dem Staatsapparat und allem. Ich habe mich auch wahnsinnig über meine Kollegen geärgert. Sie haben mich gefragt, ob ich mich mit meinen Kollegen vertragen habe. Mit einigen habe ich danach nie wieder geredet. Als ich aus Frankreich zurückkam, wurde ich mit dieser unsäglichen Kommission konfrontiert. Dort wurden alle Leute hingezerrt und vorverurteilt, noch ehe sie den Mund aufmachen konnten. Eine Studentin hat mir erzählt, etwas so Schlimmes hätte sie noch nie erlebt. Als ich ins Institut zurückkam, sagte mir eine Kollegin "Hör zu Sonja, ich habe dich da nicht angezeigt, du warst immer so kritisch." Ich habe mich umgedreht, bin gegangen und habe mit dieser Frau nie wieder geredet. Dieses Denunziantentum, das damals aufkam, und die Leute, die glaubten, sie hätten dazu irgendein Recht, und ich müsse mich darüber freuen...

Paycha: Das war auf persönlicher Ebene sehr hart.

Brentjes: Das war eine persönliche Beleidigung. Genauso schön war, wie mir eine führende Soziologin der Bundesrepublik in Princeton damals sagte, ich wäre doch keine typische Ostdeutsche. Wie bitte? Alle Ostdeutschen sind Idioten, oder was? Danke schön. In diesem Sinne waren diese Jahre schwierig.

Paycha: Das kann ich mir vorstellen. Wurden Sie danach entlassen und was haben sie dann gemacht?

Brentjes: Ich habe das gemacht, woraus diese Gesellschaft besteht und was sie der anderen übel genommen hat, ich habe Netzwerke benutzt. Ich habe Beziehungen benutzt, also genau das was jeder andere in der DDR auch gemacht hat. Das hieß nur "Vitamin B" statt Netzwerk. Ich habe an Kollegen geschrieben und ihnen mitgeteilt, dass ich meinen Job verloren hatte und Geld verdienen musste. Das hieß dann Max-Planck.

Paycha: Max-Planck in Berlin.

Brentjes: Genau.

Paycha: Und das war dann wahrscheinlich ein schönes Abenteuer.

Brentjes: Es war wie immer komplex und vielseitig. Ich habe Verträge von der Länge von einem Monat bis zu einem Jahr gehabt. Daran musste ich mich auch erst einmal gewöhnen. Und dann habe ich gelernt, dass meine lieben westdeutschen Kollegen meinten, das sei alles nicht so tragisch, denn es ginge ja immer irgendwie weiter. Das war die Ironie dabei. Aber ich verdanke Lorraine Daston, die mich

für diese Kurzzeitverträge genommen hat, mein berufliches Überleben. Ich verdanke ihr darüber hinaus die Bekanntschaft mit einer ganzen Reihe von Dingen, die in der DDR nicht bekannt waren. Mit anderen wissenschaftlichen Ansätzen, mit anderen Typen von Argumenten, mit anderen Analysemethoden. Das war schon sehr interessant, und hat mich auch sehr deutlich geprägt, obwohl ich nicht voll auf diese Positionen übergegangen bin. Aber ich habe sehr viele interessante Dinge gelernt.

Paycha: Und sind Sie dann in eine Forschungsgruppe eingetreten?

Brentjes: Das Institut ist in Abteilungen aufgegliedert. Es ist erst '94 gegründet worden und es gab drei Abteilungen. In die zur Physikgeschichte hätte ich nicht so richtig hineingepasst. In die von Lorraine Daston, die historiographisch anders aufgestellt war, und epistemologische Geschichte machte, also Begriffsgeschichte, da ging es schon besser. Auch in die Lebenswissenschaften, die Rheinberger machte, hätte ich nicht reingepasst. Innerhalb von Lorraines Gruppe hatte jeder sein eigenes Forschungsprojekt, wie der Forschungsbetrieb in den Geisteswissenschaften heute immer aussieht. Ich weiß nicht, wie das in der Mathematik heute aussieht. Inzwischen arbeiten auch manchmal zwei, drei Leute zusammen. Zwanzig Jahre nach der Gründung gibt es auch größere Gruppen, aber damals nicht. Damals gab es Abteilungen und in denen hatte jeder sein eigenes Forschungsprojekt.

Paycha: Wie lange sind Sie am Max-Planck-Institut geblieben?

Brentjes: Bis '99. Dann habe ich ein DFG-Projekt bekommen und bin nach Frankfurt gegangen.

Paycha: Und in Frankfurt, war das dann auch eine kurzfristige Stelle?

Brentjes: Das war ein dreijähriges DFG Projekt.

Paycha: Haben Sie danach eine gewisse Sicherheit bekommen?

Brentjes: Das ist eine gute Frage. Eigentlich erst 2012, als ich wieder ins Max-Planck-Institut gekommen bin. Davor bin ich immer für drei, vier Jahre irgendwo gewesen.

Paycha: Das ist schon eine lange Zeit.

Brentjes: Ja.

Paycha: Aber Sie haben diese Zeit gut überlebt.

Brentjes: Überlebt habe ich sie. Ich sitze ja hier.

Rosenberger: Und wie kamen Sie auf Frankfurt?

Brentjes: In Frankfurt war damals das einzige Institut, in dem arabische, persische und türkische Wissenschaftsgeschichte gemacht worden ist.

Paycha: Was war das Thema des DFG Projektes?

Brentjes: Es kommt noch etwas anderes dazu. Ich habe zwischendurch in Göttingen jemanden vertreten. Ich habe mich auf die Professur beworben, die damals ausgeschrieben wurde. Kollegen haben mir dann gesagt, dass in der Kommission gesagt worden sei, jemand, der bei einem freiwilligen Vortrag nur drei Studenten anzieht, könne keine Professur bekommen. Wer Arabisch mache, sei viel zu eng. So habe ich mir überlegt, wenn tausend Jahre arabische Wissenschaftsgeschichte zu eng sind, dann sollte ich lieber etwas anderes machen. Da ich mit Arabisch keinen Job bekommen konnte, während andere Leute 50 Jahre viktorianisches Großbritannien ihr ganzes Leben lang machten, dann sollte ich mich lieber mit früher Neuzeit in Europa beschäftigen. Das Projekt war zu Reisenden aus Europa zu den Osmanen und Safawiden im 16. und 17. Jahrhundert.

Rosenberger: Und hatte das dann noch den Bezug zur Mathematik?

Brentjes: Nur indirekt. Das war jetzt ganz bewusst ein klar historisches Thema. Aber es ging natürlich immer wieder um die Frage: Was machen in der Frühen Neuzeit diese Leute im Nahen Osten? Machen sie dort noch Wissenschaft oder sind die tot? Denn das war die Historiographie. Wenn Sie heute in populäre Texte schauen, dann sehen Sie, dass die Wissenschaften im Islam bis 1200 ganz toll waren und danach verschwunden seien. Wir haben bis Anfang '99 tatsächlich seriös geglaubt, dass die Beziehungen zwischen dem Nahen Osten und dem christlichen Europa in den Wissenschaften im Mittelalter intensiv waren, aber davon nach 1300 nichts mehr existierte und jeder seine eigenen Wege ging. Ich war total überrascht in dem Projekt zu sehen, dass das alles nicht stimmte. Die Europäer, Franzosen, Briten, Engländer, Deutschen, Italiener und so weiter, haben alle im 16. Jahrhundert ganze Kamelladungen von wissenschaftlichen Handschriften aus dem Nahen Osten nach Europa transportiert. Zum einen, weil es schick war, aber zum anderen auch, weil sie wissen wollten, was darin stand, und weil sie noch immer glaubten, dass man Wissenschaft aus dem Nahen Osten bekommen konnte.

Rosenberger: Können Sie sagen, wie es dazu kam, dass geglaubt wurde, dass es das nicht gab? War das ein bewusst gesetzter Mythos?

Brentjes: Vereinfacht gesagt liegt das am 19. Jahrhundert, als die Mathematik- und Astronomiegeschichte anfangen sich zu verbreitern. Im 18. Jahrhundert gab es auch etwas, aber nicht ganz so institutionalisiert. Es kamen dann mehr Leute und ein Kulturkampf fing an, der sich darum drehte: hat außer den Griechen und "uns" überhaupt jemand Wissenschaft gemacht? Selbstverständlich wusste man, dass im Mittelalter diese Araber irgendwie wichtig waren. Das ist nicht dementiert worden und war Grundbestand des Wissens. Es kamen dann andere Leute, die meinten, die Inder oder die Chinesen seien viel besser gewesen. Franzosen, Deutsche und Italiener haben sich dann "akademisch" darum geprügelt, wer denn nun der Beste war. Man hat dann ein paar Handschriften angesehen und entschieden, nach 1200 ist das alles kalter Kaffee was die da machen. Ein Franzose hielt 1885 an der Sorbonne eine wichtige Rede, in der er sagte, nach Ibn-Rushd, 1189, sei die Philosophie tot und es gebe danach keine Wissenschaften mehr. Das war das Mantra, das wir alle geglaubt haben. Nicht ganz so voller Spott, nicht ganz so primitiv. Aber im Wesentlichen ja.

Paycha: Ich habe den Eindruck, dadurch dass Sie von Außerhalb kamen, haben Sie oft feste Vorstellungen in Frage gestellt. Vielleicht weil Sie das Thema von einem anderen Blickpunkt betrachtet haben und deshalb nicht sofort an die festgelegten Theorien glaubten und Sie in Frage stellten? Stimmt das, oder vertue ich mich?

Brentjes: Ich würde mich nicht gerne selbst belobigen. Zu einem komme ich natürlich aus einem Haushalt mit starker historischer Vorprägung und einer deutlichen pro-nahöstlichen Position. Das ist schon etwas anderes als die Mehrheit meiner Kollegen, die aus einer pro-griechischen Position kommen. Mein Vater hat immer gesagt "Griechen? Pfui Spinne." Ich bin zu sehr Mathematikhistoriker, um sowas zu behaupten. Aber die Position war schon klar pro-nahöstlich, pro-orientalisch. Das schloss alles ein bis nach Japan. Das war schon ein wichtiger Unterschied. Ich war nicht so negativ. Ich habe Kollegen in meinem Fachbereich gehabt, die ich wirklich schätze, die trotz der guten Forschung, die sie gemacht haben, auf "diese Muslime" herabgeschaut haben. Sie hatten zwei Seelen in ihrer Brust, eine Verachtung und eine Wertschätzung. Ich habe mich also entschieden, den ganzen ideologischen Rummel nicht mehr mitzumachen. Es interessiert mich nicht mehr, wer die meisten Pünktchen nach Hause trug, wer die meisten Bienchen bekam, wer der Bessere war. Ich will wissen, was die historisch gemacht haben und mich nicht mehr streiten, wer der größte Mathematiker war. Das können andere Leute machen, das muss ich nicht machen. Ich arbeite mit absoluter Begeisterung über drittklassige Mathematiker. Mich interessiert die Geschichte und das habe ich einmal in einem Artikel geschrieben.

Ich will endlich wissen, wo die Wissenschaften in diesen Gesellschaften waren. Ich will wissen, was diese Leute gemacht haben und nicht, ob sie zwei und zwei zusammenzählen konnten, eine algebraische Gleichung gelöst haben, oder wie ein berühmter Kollege in Paris immer nachweisen wollte, schon mit Ringen und Idealzahlen gearbeitet haben, oder algebraische Geometrie machten. Ich fand diese elenden Streitereien, wer der beste, größte und nie da gewesene kulturelle Leistungsträger ist, total nervig. Ich will wissen, was die damals gemacht haben und wer daran partizipiert hat. Worüber haben die sich gestritten? Ich bin Historikerin und nicht eine Kämpferin für die Überlegenheit irgendeiner Nation heute. Ich streite mich über die Vergangenheit und das hat mir geholfen. Wir haben wirklich vierzig, fünfzig Jahre in meinem Fachgebiet dafür gekämpft, dass dieses negative Vorurteil über die Muslime in den Wissenschaften aufgehoben wird. Und das haben meinen älteren Kollegen auch sehr gut getan. Was sie dabei vergessen haben ist, dass man sich auch mal um diese Gesellschaften kümmern muss.

Paycha: Sie haben gerade gesagt, dass sie sich als Historikerin betrachten. Oder sind Sie auch Linguistin, Mathematikerin, eine Übersetzerin von dem einen Gebiet in das andere?

Brentjes: Normalerweise, wenn ich gefragt werde, sage ich, ich bin Wissenschafts-historikerin, denn ich bin keine vollblütige Historikerin. Ich habe mit einem Historikerkollegen, mit dem ich ein Buch schreibe, über ein Forschungsprojekt diskutiert, in dem es um Übersetzungen geht. Als ich ihm erzählte, was wir machen und wo unsere Probleme liegen, hat er gesagt: "Das ist ja alles ganz spannend, aber bitte wo ist das und das und das und das?" worauf ich antwortete "Keine Ahnung. Das untersuchen wir nicht. Das interessiert uns auch nicht." Da sagte er: "Dann seid ihr keine Historiker", was ich so bis dato nicht gedacht hatte. Offenkundig gibt es größere Unterschiede zwischen der Selbstidentifikation von Historikern und Wissenschaftshistorikern. Ich bin unter keinen Umständen eine Linguistin, ich arbeite mit Sprachen als Hilfsmittel. Übersetzungen? Klar übersetze ich Texte und Bilder. Aber was ich vor allem gemacht habe in den letzten Jahren, war Wissenschaftsgeschichte für Historiker zu übersetzen. Ich schreibe nicht mehr für Mathematiker, sondern in erster Linie für Geisteswissenschaftler. Freunde von mir haben mir erzählt, dass sie das was wir schrieben nicht verstünden und deshalb nicht lesen würden was ich nicht für schlimm halte. Ich sitze zwischen den Stühlen. Ich schreibe nicht mehr so wie meine Kollegen, aber auch nicht so wie Historiker. Ich schreibe mehr für Leute, die nicht einmal mittelalterliche Mathematik verstehen und das auch nicht wollen, aber die schon wissen möchten, wo Mathematik im Mittelalter bei den Muslimen war.

Paycha: Insofern würde ich Sie schon als Übersetzerin sehen, also im wörtlichen Sinne des Wortes "übersetzen". In Französisch, ich denke Sie können ein bisschen Französisch, "passeur".

Brentjes: Ja, natürlich. Deswegen mache ich viel Historiographie. Nicht nur Geschichte.

Ich streite jetzt schon seit längerem, was sind gute Methoden für uns? Was sind gute Fragen für uns? Und was sollten wir nicht tun?

Paycha: Ich hätte eine Frage zu Ihrer Identität als Wissenschaftlerin und Ihrer Identität als Weltbürgerin. Wie empfinden Sie sich heutzutage, wenn man Sie fragt? Sind Sie eine deutsche Bürgerin?

Brentjes: Ich habe nach wie vor keinen Personalausweis, und ich werde auch keinen im meinem Leben erwerben. Ich habe nur einen EU-Pass.

Rosenberger: Fühlen Sie sich als Weltenbürgerin?

Brentjes: Nein. Ich bin schon in Europa groß geworden. Ich fühle mich zwar nicht super wohl hier, aber ich bin keine Asiatin. Ich bin auch keine Amerikanerin, unter gar keinen Umständen. Also Nein, ich bin keine Weltenbürgerin. Aber natürlich bin ich durch meine Eltern kosmopolitisch und multikulturell

aufgewachsen. In unserem Haus haben ständig Leute anderer Herkunft zu Abend gegessen. Natürlich viele Araber, ein paar Perser, ein paar Türken, aber auch Wessis., Franzosen, Engländer und Amerikaner. Als ich 6 Jahre alt war, bin ich mit zwei Jordaniern in den Kindergarten gegangen und wir haben gemeinsam evangelische Kirchen mit Kastanien beschossen. Das verbindet. Ich bin nicht auf dem Dorf, sondern in einem akademischen Haushalt groß geworden. Da wurde nicht über germanische Archäologie geforscht, sondern eben über nahöstliche Archäologie. Das macht schon Unterschiede. Und ich habe in sechs oder sieben Ländern gearbeitet. Aber sowohl meine Zeit in England als auch in Spanien war alles andere als einfach. Es war ganz klar, dass ich da nicht hingehöre.

Rosenberger: Das heißt Sie waren nach 2000 mit verschiedenen Forschungsprojekten in England und Spanien?

Brentjes: Ich hatte eine Professur an einer pakistanischen Uni mit Dépendance in London und bin danach in einem andalusischen Exzellenzcluster in Sevilla gewesen, ehe ich 2012 wiedergekommen bin.

Paycha: Haben Ihre Eltern noch Ihre wissenschaftliche Wende erlebt, als Sie dann doch zurück zu Arabisch und persisch gekommen sind.

Brentjes: Ja, natürlich.

Paycha: Und was haben Sie dazu gesagt?

Brentjes: Mit den Schultern gezuckt und gesagt "Du kannst machen was du willst." Ich habe keine Ahnung, was Sie richtig gesagt haben, weil wir eine ganze Zeit lang zerstritten waren.

Aber ich nehme schon an, dass Sie das irgendwann geschätzt haben.

Paycha: Eine sehr bunte und erfolgreiche Mischung, die Sie aus Ihren persönlichen Wünschen und den Wünschen Ihrer Eltern gemacht haben. Das ist ein sehr schöner, gelungener Kompromiss.

Brentjes: Ich beklage mich nicht. Es hätte in jedem anderen Fachgebiet andere Probleme gegeben. Ich bin froh, dass ich in der Wissenschaftsgeschichte gelandet bin, denn das ist etwas, das ich kann. Ich wäre nie eine gute Mathematikerin geworden.

Paycha: Das wissen Sie nicht, das denken Sie.

Brentjes: Doch, das wusste ich im dritten Studienjahr. So viel kann ich schon abschätzen. Wir hatten super Studenten bei uns, Leute die auch wirklich führende Mathematiker geworden sind. Und daher konnte ich das natürlich schon vergleichen. Zwischen denen und mir lagen intellektuell, in der Mathematik gesehen, Welten. Ich ging dann doch lieber woanders hin. Ich quäle mich doch nicht mein ganzes Leben drittklassig zu sein. Ich arbeite vielleicht über drittklassige Mathematiker. Aber selber möchte ich keiner sein.

Paycha: Und vielleicht haben sich diese drittklassigen Mathematiker nicht als solche empfunden.

Brentjes: Die haben sich gar nicht als Mathematiker empfunden.

Rosenberger: Das waren Leute die Mathematik angewandt oder unterrichtet haben?

Brentjes: Also dazu müsste ich zum einen sagen, dass es keine Mathematiker gab. Das ist ein ziemlich wandelbarer Begriff. In der Antike sind Mathematiker Astrologen. In meinem Bereich ist das Wort für Mathematiker auf die Person bezogen gar nicht erforscht. Ich weiß das jetzt nur zufällig. Irgendwann im 15., 16. Jahrhundert tauchen Namen in der Literatur auf, die als Teil ihres Namens diese Bezeichnung tragen. Dazu müssten Sie etwas über Namensstrukturen wissen. Leute im islamischen

Bereich haben oft zusätzliche Namen zur Identifikation gehabt und die konnten Berufe bezeichnen. Sie mussten nicht immer, aber konnten. Es gab für Astrologen einen Beinamen, der schon im 8. Jahrhundert vorkam. Es gab auch einen für Leute, bei denen wir nie genau wissen, was die gemacht haben. Sie hießen Rechner und waren eine lange Zeit Hilfskräfte für Astrologen. Sie haben Parameter und Bahnen berechnet. Später im 12., 13. Jahrhundert gibt es Leute, die einen nicht übersetzbare Namen hatten. Sie sind für eine Disziplin, bei der es darum geht, bestimmte Zeiten, die für Religionsausübung wichtig sind, zu bestimmen. Man kann sie berechnen, man kann sie geometrisch-konstruktiv bestimmen, man kann sie abschätzen. Das wird ein spezifischer Berufszweig. Aber Mathematiker als solches kommt in den institutionellen Kontexten bis ins 19. Jahrhundert gar nicht vor. Es kommen nur diese Einzelleute vor, die sich ab und zu mit diesen Namen dann in der Literatur präsentieren. Die meisten, die wir kennen, sind Leute, die in anderen Bereichen, meist astronomischen und astrologischen Bereichen, arbeiten und Mathematik machten, oder die an Höfen sind, wo sie neben ganz anderen Dingen auch viele mathematische Texte schrieben. Das heißt die Leute, die Mathematik machen, sind Leute, die über Theorie und Praxis schreiben können. Es ist ein anderes Berufsbild als wir es kennen. Deswegen ist es schwierig, die Frage kurz zu beantworten. Ich nehme an, dieser Mensch, der dafür zuständig ist, dass ich angefangen habe über Unterricht zu arbeiten, war in allererster Linie ein Professor für religiöses Recht. Dafür hat man die Anstellung und das Gehalt in der Schule bekommen. Da viele dieser Sachen im islamischen Kontext eben sehr offen sind, konnte man auch Gott und die Welt und andere Dinge unterrichten und der gute Mann unterrichtet dann eben vor allem, unterschiedliche mathematische Themen und Medizin. Es ist eben vor allem eine Buchkultur: man schreibt Texte.

Rosenberger: Also ging es nicht so sehr um die Anwendung, wie bei Ingenieuren?

Brentjes: Die haben sie auch, aber von denen haben wir leider furchtbar wenige Texte, sie hatten keine Schriftkultur, was wir sehr bedauern. Wir wissen punktuell etwas über führende Architekten. Es gibt beeindruckende architektonische Denkmäler mit tollen technischen Lösungen und alle Kunsthistoriker stöhnen immer, dass sie nicht wissen, wie sie das hinbekommen haben, weil sie darüber einfach nichts hinterlassen haben. Ab und zu taucht dann auch mal ein Architekt auf, von dem man weiß, dass er diesen und jenen Text gelesen hat und dann extrapoliert man ein bisschen. Das ist in Europa auch nicht so viel anders. Es fängt nur früher an, dass diese Leute auch schreiben.

Paycha: Eine Frage vielleicht noch. Was ist heute ihr Lieblingsforschungsthema unter den vielen, mit denen Sie sich gerade beschäftigen?

Brentjes: Das letzte, das ich mir ausgedacht habe und das nennt sich „Visualisierung des Himmels“.

Paycha: Das habe ich gesehen. Was ist das?

Brentjes: Spaß! Irgendwann als ich alt genug war, da war ich vielleicht über 60, habe ich mir überlegt, dass mich jetzt nichts mehr interessiert, es sei denn es macht mir Spaß. Also mache ich nur noch Forschung, aus der ich einen Lustgewinn ziehe, nicht nur einen Karrieregewinn. Karriere war wichtig in meinem ganzen Leben, das war immer so ein Druck, anders überlebt man das nicht. Aber jetzt ist mir Karriere egal. Es kann mir auch egal sein, denn ich brauche keine mehr. Aber was ich haben kann ist Spaß an der Freude. Ich war bei einer der vielen Veranstaltungen am Max-Planck und es trug jemand vor. Der Name klang teilweise indisch, aber den Vornamen kann ich linguistisch überhaupt nicht einordnen. Ich weiß nicht, woher er kommt. Er hat einen Vortrag gemacht über das 11., 12. Jahrhundert, über Gräber in Nordost-China von einer nicht-chinesischen Gruppe, die damals herrschte. Er zeigte schnell die Decken und bei einer bin ich aufgesprungen und fragte, ob ich sie noch einmal sehen könne. Und was glauben Sie was da an dieser Decke in Nordost-China im 11.,12. Jahrhundert war? Die Tierkreiszeichen, die wir alle kennen. „Unsere“ mesopotamisch-griechisch-römischen

Tierkreiszeichen. Davon hatte ich keine Ahnung und ich habe mir gedacht "Wie kommt denn das?" Ich habe meine Chefin gefragt, ob wir nicht ein Projekt dazu machen wollen, wie diese Zeichen dahin kommen und was sie da sollten. Da sagte sie "Wir wissen schon lange, dass die da sind, aber warum nicht. Es ist ganz nett über Bilder und Objekte zu arbeiten." Seitdem sammeln wir wie die Eichhörnchen Bilder von allen möglichen visuellen Darstellungen irgendwelcher Dinge, die mit dem Himmel zu tun haben. Und das ist super spannend.

Ich hasse diese amerikanische Redewendung "Ich habe so viel gelernt von Ihrem Vortrag!", aber ich muss sagen, ich habe in diesem Projekt so viel von Dingen gelernt, die ich nie gewusst habe! Letztes Jahr bin ich durch Frankreich gehoppst, von einer Kathedrale in die nächste, von einem Museum ins nächste und davor in Spanien. Ich wollte eigentlich dieses Jahr nach Italien. Das geht nun nicht. Ich schaue überall wo Tierkreiszeichen, astronomische Uhren, Monate vor? Es ist wahnsinnig spannend.

Paycha: Ein sehr breites Thema.

Brentjes: Aber super toll. Es gibt sehr große Unterschiede zwischen den Kulturen, aber auch viele Gemeinsamkeiten. Und das bringt mich dann wieder zu meiner Historiographie zurück, das heißt der Versuch eurasische Geschichte zu machen. Das werden wir wahrscheinlich nicht schaffen, weil es zu groß ist. Wir haben jetzt eine internationale Gruppe, mit Leuten, die über den alten Orient arbeiten, die Griechen, die Römer arbeiten, die wie ich über den Islam arbeiten, die über Indien, China, Japan arbeiten. Das ist richtig toll!

Paycha: Frau Brentjes, meinen Sie wir hätten Ihnen eine Frage stellen sollen, die wir nicht gestellt haben? Fehlt eine Frage?

Brentjes: Ich würde erst einmal gerne wissen: Was wollen Sie eigentlich rausbekommen? Und ist mein Interview nicht eigentlich total außerhalb Ihres Rahmens?

Rosenberger: Wir haben kein direktes Ziel. Wir wollen einfach Erinnerungen sammeln an diese Zeiten, die sonst langsam in Vergessenheit geraten. Wir wollen Menschen erzählen hören, die wirklich Sachen erlebt haben, damit das in Erinnerung bleibt. Es ist nicht so, dass wir etwas rausbekommen wollen, oder ein Ziel haben in diesem Sinne. Das Ziel ist es Erinnerungen zu bewahren. Oder, Sylvie?

Paycha: Ja, lebhaftere Erinnerungen. Nicht nur das was man liest, sondern direkt was man hört. Erwartungen haben wir nicht. Ich lerne bei jedem Interview, jedes Interview läuft ganz anders und wir lassen uns von Ihnen führen. Es ist nicht so, dass wir zielgerichtet interviewen. Nur um diese Erinnerungen zu sammeln, bevor sie verschwinden. Ich finde es wichtig, weil man Zeitzeugen selten befragt, und es macht uns auch Spaß.

Rosenberger: Ich habe noch eine letzte Frage. Wie haben Sie denn direkt den 9. November erlebt?

Brentjes: Gar nicht. Dazu muss ich noch einmal zwei Sätze sagen. Aufgrund familiärer Probleme habe ich die letzten drei Jahre der DDR in unterschiedlichen Formen von Psychotherapie zu gebracht. Das habe ich zum Teil auch genossen, trotz der echt schwierigen Situationen, die es bei solchen Sachen gibt. Es war eine Gruppentherapie und ich habe das mindestens drei Jahre lang als Hobby gemacht. Ich bin dahin gegangen, weil ich faszinierend fand, was da passierte, und weil es gut für mich war. Im Sommer '89 habe ich festgestellt, dass ich mir das Hobby nicht mehr leisten konnte, dass ich mich um mein Land kümmern musste. Ich habe mich ein paar Wochen gefragt, ob ich zum Neuen Forum gehen sollte, oder lasse ich das sein? Ich habe geschaut, was es so gab. Und dann war es zu spät, ich habe zu lange gewartet, weil ich mich nicht entscheiden konnte, in welche Gruppe ich gehen wollte. Und dann war der 7. Oktober. Ich wusste schon länger, dass das alles zusammenbricht. Ich habe das mit meinen Studenten in der Parteigruppe diskutiert. Es war nicht so, dass mich das überrascht hätte. Aber dann war klar, dass es wirklich zusammenbricht. Damals wollte ich die Reformen vergessen und versuchen

Widerstand zu leisten. Ich bin Ende Oktober in den offenen Widerstand gegangen gegen das, was da lief. Ich habe kein Fernsehen mehr geschaut. Ich habe mich verweigert. Ich habe nur noch darüber geredet, was wir tun können, damit der Fall nicht so stark wird. Wie können wir Strukturen aufbauen, damit es beim Zusammenbruch alles nicht ganz so furchtbar wird? Es war klar, dass das furchtbar werden würde. Nicht wie furchtbar, aber dass es furchtbar werden würde war klar. Wenn die Wessis sagen, dass sie das nicht gewusst haben und furchtbar überrascht waren, dann kann ich nur sagen: "Tut mir leid liebe Freunde, dann habt ihr irgendwo geschlafen dann habt ihr Politik nicht verstanden." So habe ich das nicht mitbekommen und habe mich geweigert. Ich war stinkend sauer über die Frechheit uns hundert Westmark anzubieten und dann wie die Schafe rüberzutrampern und ins KaDeWe zu gehen und irgendwelche drittklassigen Sachen zu kaufen. Das war eine Form meiner Ablehnung dessen was passierte. Ich habe es abgelehnt, mir diese Dinge anschauen und anzutun. Ich war beleidigt, verdammt noch mal! Ich bin immer noch beleidigt! Ich finde das eine unverschämte Frechheit, was diese Wessis der DDR angetan haben. Was nicht heißt, dass ich nicht meine, die DDR hätte nicht zusammenbrechen sollen. Das ist eine andere Frage. Aber diese Arroganz, diese Unverschämtheit, die ja immer noch da ist.

Rosenberger: Zunächst einmal ging doch die Revolution von der DDR aus. Im Oktober gab es in Leipzig große Demonstrationen und vorher auch schon in Berlin.

Brentjes: Ja, das sage ich doch. Es ist kein Thema, dass ich nicht gesehen habe, was die DDR alles nicht kann. Wo sie überall falsch ist. '88 oder im Frühjahr '89 habe ich zu Hause angerufen und meine Eltern beschimpft und ihnen gesagt: "Ich trete aus der SED aus." Meine Mutter sagte: "Du bist eine Verräterin", da habe ich das Telefon fallen lassen. Wir haben bei jeder Parteiversammlung darüber diskutiert, was zu machen ist. Was dieser Unfug soll in der DDR-Politik, was diese alten Männer machen. Wenn irgendjemand behauptet, sie haben das nicht gewusst, dann haben sie geschlafen und ihre Rosen gepflanzt. Wir haben 5 Jahre lang diskutiert, seit '85, erbittert.

Rosenberger: Seit die Perestroika begann?

Brentjes: Natürlich! Dann wurden die Dinge heftiger, aber wir haben immer diskutiert! Herrgott, ich habe in meinem Studium ein Stalinseminar gemacht. Wir haben immer diskutiert.

Paycha: Aber Sie waren politisch aktiv. Die meisten Kolleginnen und Kollegen, die wir interviewen, waren nicht so politisch aktiv. Insofern waren sie eher überrascht.

Brentjes: Ich glaube die machen selektive Erinnerung.

Rosenberger: Das kann natürlich sein.

Brentjes: Wirklich. Ich habe das mit mehreren Kollegen durch. Die erzählen ihr Leben neu und werden zu Opfern. Sie vergessen die Komplexität des DDR-Lebens und reduzieren es auf wenige negative Momente. Sie erzählen mir dann hinterher, sie hätten nicht gewusst, was die Bundesrepublik ist. "Ihr habt alle kein Westfernsehen gesehen? Erzählt mir nichts!" Selbst meine Eltern haben systematisch Westfernsehen geschaut. Jeder der konnte, hat systematisch Westfernsehen geschaut. Nicht zu wissen, was das für eine Lebenswelt ist auf der anderen Seite, das ist einfach nicht wahr. Wie furchtbar es wird, das hat keiner gewusst. Aber dass das kein Zuckerschlecken wird und dass wir nicht die geliebten Brüder und Schwestern sind... Das ist einfach Unfug! Ich weiß was die Leute mir auf dem Karl-Marx-Platz in Leipzig erzählt haben. Ich habe sie gefragt. Sie haben mir erzählt, sie haben ein Recht auf die D-Mark, weil sie Deutsche sind. Sie haben mir erzählt, was wollen die ganzen Ausländer hier? Wir sind die richtigen, die dazugehören. Der Nationalismus, die Gier, der Neid, das Unglück nicht reich zu sein, das spielte alles eine Rolle dabei. Es waren natürlich Leute da, die sauer und zutiefst erbittert über die DDR waren. Ich habe damit kein Problem, das verstehe ich. Aber dass alle wahnsinnig tolle

Revolutionäre waren und das Beste wollten für jeden und sich selber, das ist einfach Unfug. Sehen Sie sich an, was aus den Leuten am Runden Tisch geworden ist. Um zu wissen, welche Leute nicht an der Reform der DDR interessiert waren, sondern am Anschluss an die Bundesrepublik, das war sehr leicht zu verstehen. Deswegen habe ich auch relativ lange gewartet. Ich wusste nicht so richtig, mit wem ich mich zusammensetzen soll. Damals dachte ich nicht daran das Schlimmste zu verhindern, sondern die DDR endlich vernünftig zu machen, irgendetwas zu machen, damit der Unfug aufhörte, der da politisch lief. Es war aber wahnsinnig schwer herauszufinden, wem man da über den Weg trauen konnte.

Rosenberger: Von heute aus betrachtet habe ich den Eindruck, dass viele der Gruppen an der Reform der DDR interessiert waren.

Brentjes: Das ist die offizielle Erzählung. Von den Leuten, die daran nicht interessiert waren, redet bis heute niemand. Es gab natürlich genug Leute, die an der Reform der DDR interessiert waren. Es war ein echtes Dilemma, eine politische Katastrophe, was da lief. Ansonsten hätte ich meinen Eltern nicht erzählt, dass ich aus der SED austrete, dass ich das satt habe. Es war schon klar, dass das politisch vor den Baum geht. Man macht keine Politik in dem man den Leuten erzählt, ihr dürft dieses nicht, und ihr dürft jenes nicht. So motiviert man niemanden. Aber es war immer klar, dass das nicht naiv war und dass da auch Leute dabei waren, die die DDR auf allen möglichen Ebenen loswerden wollten. So wie heute klar ist, dass in der Kleinstadt wo ich wohne ein guter Teil der Bevölkerung an Demokratie nicht interessiert ist und denen völlig egal ist, ob sie mit Nazis zusammen gehen oder nicht. Sie wollen das nicht hören und nicht sehen und nur ihre eigenen Vorteile haben. Der Unterschied ist kein großer, er liegt nur in der Wortwahl und der politischen Thematik. Entschuldigung, wenn ich sauer geworden bin.

Paycha: Da reden wir auch über die Tiefe Natur des Menschen.

Brentjes: Ich habe etwas dagegen, wenn man die Dinge so vereinfacht. Im Prinzip ist das in meiner Wissenschaft dasselbe. Wenn man die Dinge vereinfacht, versteht man fast nichts.

Paycha: Es ist ein sehr komplexes und spannendes Thema. Wir sollten jetzt ein zweites Interview anfangen.

Brentjes: Nein. Ich bin dankbar, denn ich weiß von dem Zeug, das meine Tochter liest, wie schwer es ist Leute zu finden, die sich halbwegs distanzieren mit der Frage beschäftigen können, die nicht schon mit 103 Vorurteilen kommen, nicht schon eine fertige Erzählung im Kopf zu haben, sondern auch bereit sind, nochmal einen Schritt zurückzugehen. Es ist schon anstrengend zu sehen, was die Historikerkollegen der Moderne aus der DDR-Geschichte machen. Und es geht mir wirklich nicht darum, die in irgendeiner Form zu glorifizieren. Das ist mein Standardgebet zu meiner Tochter. Und das ist so was von unfair was da läuft. Das Interview mit Ihnen schätze ich gerade.

Paycha: Danke schön! Und wir schätzen Ihre Bereitschaft das Interview überhaupt gemacht zu haben. Ich fühle mich nicht geeignet für so ein Interview, weil ich keine Soziologin bin, keine Historikerin bin.

Brentjes: Ich mache eigentlich immer wieder Sachen, für die ich eigentlich nicht qualifiziert bin.

Paycha: So lernt man.

Rosenberger: Sie haben vermutlich Recht. Irgendwelche Historiker würden uns vermutlich auch als naiv bezeichnen. Aber diese Interviews, die Sie damals gemacht haben, das finde ich sehr interessant. Es stimmt natürlich, dass das was jetzt erzählt wird nach 30 Jahren eine andere Subjektivität ist, als was sie damals war. Das ist ganz normal, wir sind ja nur Menschen.

Paycha: Es wäre sehr interessant, den Vergleich zu setzen, wenn das überhaupt möglich ist. Die Interviews sind, das wissen Sie, auf einer Website des mathematischen Instituts der Uni Potsdam. Wir sind noch nicht soweit, dass die letzten schon zur Verfügung stehen, aber es kommt.

Brentjes: Vielen Dank!

Paycha: Also herzlichen Dank und ich hoffe es hat Ihnen Spaß gemacht, auch wenn Sie die letzten Minuten bereuen, wir nicht.

Brentjes: Nein. Wissen Sie, es ist nur schwierig, so etwas öffentlich zu machen. Ich meine, ich habe in den letzten dreißig Jahren vielmehr als in der DDR aufgepasst, was ich öffentlich sage.

Rosenberger: Tatsächlich?

Brentjes: Das können Sie doch nicht ernst meinen?

Rosenberger: Ich habe die DDR nicht in diesem Sinne erlebt.

Brentjes: Nein, ich habe auch schon in der DDR aufgepasst, was ich sage. Aber da hat es mir zum Teil, trotz der Anstrengungen, Spaß gemacht die Regeln zu brechen. Weil ich schon abschätzen konnte, wie weit ich gehen kann, ohne irgendwelche essentiellen Risiken in Kauf zu nehmen. Hier weiß ich das nicht. Hier sind die Risiken möglicherweise kleiner, weil die politischen Dinge anders ablaufen, aber die berufliche Kreditabilität hängt sehr davon ab, wie Sie wahrgenommen werden. Und sobald man über die Akademieabwicklung redet, ist es verdammt schwierig, da passe ich unwahrscheinlich auf. Bei Ihnen habe ich weniger aufgepasst, aber ansonsten passe ich unwahrscheinlich auf, wie und in welcher Form ich mich dazu äußere.

Rosenberger: Schauen sie einfach und hören sie es sich noch einmal an. Wir können auch einige Passagen herausnehmen.

Paycha: Aber ich hoffe, dass wenig verschwindet, weil viel sehr Interessantes dabei war, und ich glaube nicht, dass Sie daran leiden würden.

Brentjes: Heute nicht mehr, aber es ist trotzdem nicht einfach. Ich weiß nicht was Leute hinter meinem Rücken sagen. Ich denke sie wissen schon, wo ich politisch steh, aber Vorsicht ist die Mutter der Porzellankiste.

Alle: Tschüss!

Interview mit Prof. Dr. Brigitte Sändig

Biodaten:

Brigitte Sändig wurde in Dresden geboren. Sie studierte Romanistik, Germanistik und Pädagogik in Leipzig und war nach einem Dolmetscher-Einsatz in Algerien und der Promotion von 1973 bis 1990 wissenschaftliche Mitarbeiterin am Zentralinstitut für Literaturgeschichte der Akademie der Wissenschaften in Berlin. Ihre Forschung widmete sie der Französischen Literatur des 19. und 20. Jahrhunderts, und 1990 hat sie sich zum Thema "Albert Camus und algerische Kolonialgeschichte" habilitiert. Von 1994 bis 1997 vertrat Brigitte Sändig Lehrstühle in Trier und Osnabrück; nach einer Gast-Professur in Penn-State (USA) wurde sie 1997 Professorin für Romanische Literatur/Französisch an die Universität Potsdam. Seit Oktober 2009 ist sie im Ruhestand.

Das Interview fand am 17. September 2020 statt.

Transkript:

Paycha: Guten Tag Frau Sändig.

Sändig: Guten Tag.

Paycha: Wir leben in komischen Umständen und ich freue mich wirklich sehr, dass Sie es geschafft haben bis Potsdam zu kommen, trotz der vielen Hindernisse: Unfall, Corona, alles was wir und Sie besonders gerade erleben. Vielen, vielen Dank.

Sändig: Es ist mir ein Vergnügen.

Paycha: Das freut mich. Wir kennen uns nicht, aber ich habe ein wenig den Eindruck Sie durch Ihr Buch kennen gelernt zu haben. Vielleicht werden Sie auch etwas dazu erzählen, wie Sie dazu gekommen sind ein Buch zu schreiben.

Sändig: Ja.

Paycha: Wir sind in hier Potsdam, an der Uni Potsdam. Sie kennen sich hier aus. Können Sie uns zu Beginn sagen von wann bis wann Sie hier gearbeitet haben und wie Ihre Erfahrungen an der Uni Potsdam waren?

Sändig: Für mich war die Fahrt heute hier ins Uni-Gelände hinein ein Wiedersehens-Erlebnis, das mich gerührt hat. Denn die zwölfeinhalb Jahre, die ich an der Uni Potsdam lehren und arbeiten durfte, sind für mich auch eine wichtige und im Wesentlichen gute Zeit gewesen.

Paycha: Welche Jahre waren das?

Sändig: Ich bin im März 1997 hier eingestellt worden und habe bis Ende des Sommersemester 2009 hier gearbeitet. Wie ich hierhergekommen bin ist eine längere Geschichte. Ich habe mir auch einige der Interviews, die Sie bereits geführt haben, angeschaut. Das waren Kollegen, die hier an der Hochschule gearbeitet haben und die Wende und alle tiefgreifenden Veränderungen hier mitgemacht haben. Das ist bei mir nicht der Fall gewesen. Soll ich schon ein bisschen weiter ausholen?

Paycha: Ja.

Sändig: Ich habe 1973 nach Abschluss meines Studiums und eines einjährigen Auslandsaufenthaltes in Algerien an der Akademie der Wissenschaften angefangen zu arbeiten. Das war ein glücklicher Umstand, bei allen Schwierigkeiten. Dort bin ich geblieben und dachte es sei auf Lebenszeit, bis 1989 die Wende kam. Das war dann eine sehr bewegte und auch ungute und unruhige Zeit, weil keiner wusste, wie es denn weiter geht, nachdem wir an eine Lebensstellung geglaubt hatten. Dann kam diese leidige Evaluierung, die auch über uns hinweg gegangen ist. Das war sicher von viel gutem Willen getragen, aber letzten Endes ist diese Akademie mit 24.000 Mitarbeitern eben nur in einem großen Kraftakt evaluiert worden. Jens Reich hat einmal ausgerechnet, dass pro Wissenschaftler der Akademie eine halbe Minute Zeit war. Das hat sich natürlich sehr ungleich verteilt.

Paycha: Wie lange hat diese Evaluierung gedauert?

Sändig: Die Evaluation, die ich miterlebt habe, dauerte eine Stunde. Das war der der gesamte Bereich und wir waren vielleicht 25 bis 30 Mitarbeiter. Ich bin kaum zu Wort gekommen, aber es lagen auch Papiere und Unterlagen vor. Das war wohl den Zeitumständen geschuldet, muss ich mit allen Vorbehalten sagen. Die Zeit blieb unruhig. Eigentlich hätte ich schon immer gerne an einer Uni gearbeitet, denn das Zusammensein und der Austausch mit Menschen ist für mich eine sehr wichtige Sache. Aber in DDR-Zeiten waren gerade die Universitäten in den gesellschaftswissenschaftlichen Fächern ideologische Transmissionsriemen. Da war es günstiger und weniger konfliktträchtig an der Akademie der Wissenschaften zu arbeiten.

Paycha: Sie durften nicht lehren?

Sändig: Einige Institute hatten auch die Möglichkeit zu lehren. In der Romanistik gab es wohl ein gespanntes Verhältnis zu der Berliner Uni. Demzufolge war Lehre bei uns nicht inbegriffen. Ich habe geschrieben. Darüber, was ich geschrieben habe, kann ich vielleicht auch noch etwas ausführlicher erzählen.

Paycha: Vielleicht könnten Sie kurz sagen was Ihr Forschungsthema ist, weil die Zuschauer das nicht wissen.

Sändig: Natürlich. Ich wurde eingestellt als wissenschaftliche Mitarbeiterin für die französische Literatur des zwanzigsten Jahrhunderts, also Moderne. Ich habe mein Forschungsfeld dann noch bis zum 19. und 18. Jahrhundert ausgeweitet. Gearbeitet, geschrieben und auch viel mit Verlagen zusammengearbeitet habe ich über die großen französischen Autoren des zwanzigsten Jahrhunderts. Sie waren in der DDR, weil da ein anderer Kanon der Bewertung bestand, kaum bekannt oder sogar mit einem gewissen politischen Stigma beladen. Auf diesem Gebiet habe ich mich voran gearbeitet, auch in Zusammenarbeit mit Verlagslektoren. Da habe ich viel Entgegenkommen gefühlt auf der unteren Ebene. Das war eine fruchtbare und sinnvolle Arbeit, denn die Bücher wurden gekauft und gelesen. Dicke Bücher. Von André Gide, Henri de Montherlant, Chateaubriand, Benjamin Constant und meinem Vorzugsautor Camus. Ich könnte noch viele andere Namen nennen.

Paycha: Das ist ihr Lieblingsautor, glaube ich.

Sändig: Ja. So wäre ich gerne fortgefahren, aber das wurde dann alles sehr in Frage gestellt. Erst sollte das Akademieinstitut, wie andere Institute auch, ganz und ohne weitere Vorkehrungen aufgelöst werden. Dann wurde eine Galgenfrist bis 1991 eingeräumt. In dieser Zeit fand dann die Evaluierung statt, was schon eine gehobener Form des Umgangs gewesen ist. Die naturwissenschaftlichen Institute blieben, soweit ich weiß, weitgehend unbeschadet oder gingen in die Max-Planck-Gesellschaft über. Da gab es andere Formen des Übergangs. Bei den gesellschaftswissenschaftlichen Instituten, das war der Ausdruck zur DDR-Zeit, heute nennt man es geisteswissenschaftlich, war es prekärer.

Paycha: Das war der Ausdruck. Das wusste ich nicht.

Sändig: Zum Beispiel ist das Geschichtsinstitut wohl zur Gänze abgewickelt worden. In meinem Institut wurden erhaltenswerte Teile ausgemacht. Jeder wollte natürlich zu den erhaltenswerten Teilen gehören, so auch ich, und ich wurde auch erst einmal dem erhaltenswerten Teil zugeschlagen. Ich war dort aber nicht froh.

Paycha: Sie hätten dableiben können.

Sändig: Nein, ich hätte da auch nicht auf Dauer bleiben können. Ich wurde erst mit einem ziemlich arbeitsintensiven organisatorischen Gebiet betraut. Ich wurde zum Koordinator ernannt. Da ich auf dem Gebiet keine Erfahrung hatte, wurde meine Energie so weggeschluckt, dass ich kaum noch auf andere Gedanken kam. Dann kam dazu, dass der immer theoretischere Umgang mit Literatur, der dort gepflegt und auch favorisiert wurde, nicht meinen Intentionen entsprach. Das ist nicht das, was ich kann, und eigentlich auch nicht das, was ich möchte. Demzufolge habe ich mich innerlich schon losgelöst und nach Lehraufträgen gesucht, die ich auch bekommen habe. Erst in Leipzig, wo ich studiert habe, und dann hier an der Uni Potsdam, dank der Gründungsprofessorin für die Romanistik, Helene Harth. Und das habe ich mit Freuden gemacht, aber es war natürlich nur ein erster Versuch. Dann habe ich durch glückliche Umstände und dadurch, dass Helene Harth meinen Namen genannt hat, zwei Vertretungsprofessuren in Trier und Osnabrück bekommen. Das war für mich eine ungeheuer glückliche Zeit.

Paycha: Das ist schön.

Sändig: Ja, ich lernte vieles kennen, dem ich sehr positiv geöffnet war und fand das auch bestätigt.

Paycha: Obwohl das anstrengend war. Sie mussten dahin reisen, oder?

Sändig: Ja, ich bin wöchentlich gereist. Nach Trier im Nachtzug. Das war ganz elegant.

Paycha: Damals gab es noch Nachtzüge.

Sändig: Ja, gerade neu eingerichtet. Das war aber nur ein halbes Jahr. Danach anderthalb Jahre in Osnabrück. Das ist eine Zugfahrt von vier Stunden, da konnte man lesen und sich wieder sammeln. Das habe ich nicht als Strapaze empfunden. Vor allem war das die Möglichkeit mich wirklich ganz dem Unterrichten und Tagungen zu widmen. Ich hatte kaum organisatorischen Aufwand zu tragen.

Paycha: Das ist schön.

Sändig: Ja. Das ist mit die glücklichste Zeit meines Universitätslebens gewesen. Dann hatte ich die Chance ein Semester in den USA zu verbringen, aber in der Germanistik, weil ich die ostdeutsche Literatur vertrat. Ich habe dort Germanistik-Studenten unterrichten, dort leben und mich dort umschauchen können. Das war in einer kleinen Universitätsstadt, Penn State. Als ich zurückkam, wurde ich dann an der Uni Potsdam nach langen Berufungsverhandlungen eingestellt. Das war ein ziemlich glatter Weg.

Paycha: Das war dann eine Erleichterung.

Sändig: Das klingt alles so schön war aber auch mit sehr viel Ängstigungen und Selbstzweifeln verbunden. Ich hatte nicht das Wissen um die Karrierestufen, die man im Westen durchlief. Mich haben gutwillige Kollegen darauf aufmerksam gemacht und ich habe mich in dieser Zeit habilitiert.

Paycha: Ja, das ist wichtig.

Sändig: Dass es ohne nicht ging, wurde mir von einem Philosophie-Professor in Bonn, den ich durch die Camus-Gesellschaft kannte, gesagt. Die Habilitation habe ich dann auch getan. Es gab die absurde Situation, dass ich als Romanistik-Studentin und in der Romanistik Arbeitende kein romanisches Land, außer Rumänien, bis zur Wende je sehen durfte. Deswegen waren meine Sprachkenntnisse natürlich auch schlechter als die westlicher Kollegen, die jeden Sommer-Urlaub irgendwohin fuhren. Das hat sich mittlerweile etwas verbessert, aber war damals natürlich auch ein Handicap.

Paycha: Sicherlich. Das kann ich mir vorstellen. Ihre Forschungsthemen waren anders in der DDR als danach. Französische Literatur war in Deutschland schon bekannt. In der DDR waren Sie eine Vermittlerin. Aber diese Rolle haben Sie danach nicht mehr gehabt. Wie war das inhaltlich für Sie?

Sändig: Eine gemeinsame Bekannte von uns hat eine Dissertation geschrieben über die Rezeption von französischer Literatur in der DDR. Da war ich für sie natürlich eine Fundgrube. Und sie hat gesagt: der Kanon der Auswahl der großen Autoren ist in der DDR ein ganz anderer als in der Bundesrepublik. Es wurden in der DDR die Autoren, die ein, für die DDR, einwandfreies politisches Bekenntnis vorlegten, hoch favorisiert, zum Beispiel Aragon. Autoren, die ich ins Gespräch und zur Publikation bringen wollte, waren schlechter angesehen. Man musste kämpfen und argumentieren, aber man traf eigentlich doch auf den Willen, den Horizont zu erweitern. Und das habe ich ganz besonders in meiner Akademiezeit, auch von denen, die das Sagen hatten, erlebt. Ich habe zum Beispiel einmal einen Artikel geschrieben für den „Sonntag“. Das ist die Zeitschrift, die jetzt „Freitag“ heißt. In dem Artikel ging es um die französische Literatur des zwanzigsten Jahrhunderts. Ich habe da Namen genannt, die unüblich waren. Mir ist dann zu Ohren gekommen, dass die Professorin der Universität bei meinem Professor angerufen und gesagt habe, ich hätte etwas veröffentlicht, das absolut nicht dem allgemeinen Auswahlverfahren entspräche. Dieser Professor hat sich zwar dann auch bei mir gemeldet und mir gesagt, dass das so nicht ginge. Aber damit hat er es bewenden lassen. Die Sache war gedruckt, und ich musste mich nicht weiter entschuldigen oder rechtfertigen. Eigentlich musste ich auch alles, was ich in der Akademie veröffentlichte, zur Durchsicht vorlegen.

Paycha: Zur Zensur.

Sändig: Ja. Ich habe versucht das Wort zu umgehen. Das hatte ich mit dem Artikel auch nicht gemacht. Ich hätte es machen müssen, aber das war kein offener Akt der Konfrontation, ich habe es einfach vergessen. Mir wurden von der anderen Seite deswegen auch keine Vorhaltungen gemacht.

Paycha: Waren das verdächtige Autoren?

Sändig: Ja, das waren Bernanos, Camus, Gide, Montherlant. In Ihren Ohren klingt das ganz normal, aber das war in der DDR ein heißes Eisen. Gide hatte das Buch geschrieben: „Zurück aus Sowjetrusland“. Das war antikommunistisch. Camus war ein erklärter Antikommunist. Das hätte eigentlich nicht unkommentiert in einer Zeitschrift der DDR stehen dürfen. Nichtsdestotrotz bin ich in dieser Zeit gerade bei den renommierten Zeitschriften „Sinn und Form“ und „Weimarer Beiträge“ eigentlich alles, was ich geschrieben habe, losgeworden, weil die Freude daran etwas anderes zu präsentieren auch bei den Lektoren vorhanden war. Das vermisse heute. Heute kommt man nicht mehr so rein in die Publikationen.

Paycha: Das ist eine andere Frage. Als Sie dann im vereinigten Deutschland arbeiteten war die Rezeption Ihrer Arbeit anders.

Sändig: Natürlich.

Paycha: Wie war das für Sie?

Sändig: Ich hatte es schon angedeutet, die Aufforderungen von der anderen Seite sind viel weniger geworden. Aber das hängt vielleicht auch mit meinem vorgerückten Alter zusammen. Nach der Wende wurde ich als die Camus-Spezialistin aus dem Osten anerkannt. Ich war dann erst einmal mit dem Thema „Die Rezeption von Camus in der DDR“ auf Französisch und Deutsch ziemlich gefragt. Ich war in die internationale Camus-Gesellschaft schon zu DDR-Zeiten aufgenommen worden. Ich konnte keine Mitgliedsbeiträge zahlen, aber mir wurden trotzdem die Publikationen zugeschickt. Das verdanke ich der damaligen Leiterin der Camus-Gesellschaft, Jaqueline Lévi-Valensi, die nicht mehr lebt. Es gab eine große Offenheit mir gegenüber und meine erste Begegnung mit diesen Damen war wirklich etwas Triumphales.

Paycha: Können Sie das erzählen?

Sändig: Das war während meines ersten Paris-Aufenthaltes im Juni 1990. Da hatte ich noch kein taugliches Geld und wurde also am Bahnhof von einem Boten der Universität Saint-Denis abgeholt, der mir Francs zusteckte von denen ich drei Wochen leben konnte. Die Uni hatte mir auch eine Wohnung vermittelt. Alles sehr bescheiden. Für mich war Paris eine mythische Größe. Die Stadt, um die sich mein Denken rankte und die ich nie gesehen hatte. Und bei der Gelegenheit habe ich einen der Camus-Leute angerufen. Wir trafen uns dann in Saint-Germain in einem hübschen kleinen Café. Ich bin hingegangen und wurde mit Freuden begrüßt. Im November war dann eine Tagung der Camus-Gesellschaft in Straßburg, bei der ich zum ersten Mal die mir bisher nur aus Veröffentlichungen bekannten Namen als Personen kennenlernen konnte. Sogar eine Jugendgefährtin von Camus war da dabei, eine sehr alte Dame. Dort hat mir der Bonner Professor, der Camus in Deutschland vertrat, gesagt: Nächstes Jahr, also 1991, sei der 40.Jahrestag des Erscheinens von „Der Mensch in der Revolte“, „L’homme révolté“. Dazu sollte eine Tagung in Berlin stattfinden, und das sollte eine Frau aus der DDR machen, also ich. Mit dem Professor bin ich heute noch in Kontakt. Er ist jetzt sehr alt. Ich bin dann zurückgekehrt aus Straßburg und auf die Evangelische Akademie hier in Berlin zugegangen. Ich kannte einen der Referenten gut. Er war dann auch Feuer und Flamme. So kam es im darauffolgenden Jahr zu einer, das beschreibe ich auch in meinem Buch, internationalen Tagung mit ungeheurem Publikumszulauf. Es kamen alle deutsch sprechenden Camus-Leute aus Belgien, Frankreich und vor allem aus Deutschland. Die Tagung wurde getragen von der Evangelischen Akademie, dem Centre Culturel Français und von meinem Institut. Eine Dreierheit, die es bisher noch nie gegeben hatte. Das war für mich eine große Freude.

Paycha: Das ist auch eine Anerkennung und ein wichtiger Schritt für Sie gewesen.

Sändig: Ja, natürlich! Es gab schon sehr freudige und bestätigende Erlebnisse. Aber wie gesagt, der Kanon war ein anderer, und mit meinen Autoren, wenn ich mich nicht tief hineingearbeitet und einen Spezialisten-Status errungen hatte, konnte ich auf dem gesamtdeutschen Buchmarkt kaum noch einen Blumentopf gewinnen. Ich habe dann, das hing mit meinem Algerien-Aufenthalt zusammen, viel über maghrebische Autoren gearbeitet. Hie und da konnte ich das mit anbringen. Ich habe auch selbst Tagungen organisiert, meist zusammen mit einer Freundin, einer Slawistin von der Viadrina. Da konnte ich meine Themen weiter entwickeln. Über Bernanos habe ich viel gemacht.

Paycha: Auch vor der Wende?

Sändig: Ich habe vor der Wende angefangen über Bernanos zu arbeiten.

Paycha: Und wie wurde Bernanos in der DDR rezipiert?

Sändig: Über die Rezeption von Bernanos habe ich auch einmal geschrieben und gesprochen. Der katholische Sankt Benno Verlag wollte dann etwas von ihm veröffentlichen, aber dann kam die Wende dazwischen. Man kannte ihn, aber man wusste seine politische Haltung nicht recht einzuordnen. Insofern war er eine Unperson.

Paycha: Sie haben sich viel mit Unpersonen beschäftigt. Das ist interessant.

Sändig: Ja. Es gibt auch ein Lexikon der französischen Literatur, das in der DDR Mitte der 70er Jahre erschienen ist, herausgegeben von Manfred Naumann. Das war der für mich maßgebliche Professor, der mir manchmal einen Wink gegeben hat, ob er mich gewähren lässt. Daran habe ich eifrig mitgearbeitet, zu all den Autoren, die ich gut kannte. Da hat mir ein Kollege gesagt, ich nähme mir immer die schweren Brocken vor.

Paycha: Dieser Wechsel von der DDR zum vereinigten Deutschland mit diesem Thema ist auch ein interessanter Sprung. Denn hier spielt das Thema eine Rolle. In der Mathematik oder in den Naturwissenschaften ändert sich die Annäherung zum Thema nicht. Aber hier schon.

Sändig: Enorm, ja. Und da muss ich auch wirklich sagen: abgesehen von den Evaluierungsbe-
klemmungen, sind mir die Kollegen, die mir thematisch nahestanden, immer freundlich und fördernd
entgegengekommen. Also in erster Linie die von der Camus-Gesellschaft. Eine Bernanos-Gesellschaft
wollte sich immer wieder gründen, aber das hat sich dann nicht ergeben.

Paycha: Sie haben es geschafft Ihre Karriere weiter zu entwickeln. Kennen Sie Leute, die damals an der
Akademie mit Ihnen zusammen waren, die das nicht mehr geschafft haben?

Sändig: Ja, sicher.

Paycha: Viele?

Sändig: Ich möchte nicht sagen, das ist die Ausnahme, aber es ist wenigen geglückt es in dieser Weise
zu tun.

Paycha: Und was haben sie dann gemacht?

Sändig: Sie sind in andere Berufe gegangen. Eine enge Freundin von mir hat bei Arte gearbeitet, als
Dolmetscherin und Übersetzerin. Dann gab es noch andere Neugründungen. Es gab meinen
Schwerpunkt „Literaturforschung“, die Max-Planck-Gesellschaft hätte sich gehütet das schon Zentrum
zu nennen. Das hatte diesen sehr theoretischen Touch. Es gab auch noch einen Schwerpunkt
„Aufklärung“, der wurde von einem Kollegen von mir aus der Akademie geleitet, einem fachlich
hochangesehenen und auch politisch unbelasteten. Aber dieser Schwerpunkt hat, so viel ich gehört
habe, mittlerweile aufgehört zu existieren. Er war in Potsdam angesiedelt, auch in Kooperation mit der
Uni. Es sind von diesen versuchsweisen Neugründungen einige nicht weiterentwickelt worden. Die
Kollegen, die dort gearbeitet haben, haben halbwegs bis an die Rente gearbeitet. In meinem
unmittelbaren Bekanntenkreis haben auch zwei, drei Leute den Sprung an Universitäten geschafft und
konnten sich dann dort verwirklichen. Aber das war eine Zeit der Unruhe und eine Zeit des „Einander
aus den Augen Verlierens“. Ich erlebe es jetzt sogar in meinem Freundeskreis, dass es eine
schmerzliche soziale Differenzierung gibt. Wer abrutscht ist nicht mehr im Blickfeld. Vielleicht muss ich
das auch mir zum Vorwurf machen. Viele mit denen ich damals in freundschaftlichem Kontakt war sind
mir aus dem Gesichtsfeld verschwunden. Ich denke jetzt auch an eine Kollegin, die dann in einen ganz
anderen Beruf gegangen ist. Sie macht jetzt Stiftungsrecht. Für manche war auch diese enge

Fokussierung auf Literarisches etwas Einengendes. Sie hatten mehr praktische Interessen und haben sich dann auch, wenn sie noch jünger waren, wieder ganz anders einordnen können. Aber es ist wirklich ein großer Aufspaltungsprozess einer gigantischen Institution gewesen. 24.000 Mitarbeiter, das ist natürlich sehr viel, aber da war nichts outgesourct, sondern da waren auch die Techniker und alles mit drin. In den naturwissenschaftlich-mathematischen Instituten mag es ganz anders zugegangen sein, aber in dem gesellschaftswissenschaftlichen Bereich war es ein Auseinanderdriften.

Paycha: Sie haben also in der DDR nicht unterrichtet, aber Sie waren in einer Forschungsgruppe aktiv. Können Sie die Stimmung vergleichen, sagen, wie Sie sich damals in der DDR gefühlt haben? Ich habe öfter von anderen gehört, dass es eine Gruppenseele gab. Das man auch außerhalb der Arbeit etwas zusammen unternommen hat.

Sändig: Ja!

Paycha: Also war die Forschungsgruppe schon sehr wichtig. Ich glaube nicht, dass es im Westen so der Fall gewesen ist. Vielleicht können Sie das vergleichen.

Sändig: Ja, da müsste ich natürlich trennen zwischen Arbeitszusammenhängen und privat-freundschaftlichem Zusammenhalt. Die Forschungsgruppe, die in meiner Zeit an der Akademie von Manfred Naumann geleitet wurde, war ersprießlich. Leider haben wir uns nur einmal im Monat getroffen. Wir hatten keine gemeinsamen Arbeitsplätze und haben zu Hause gearbeitet. Da war es eigentlich auch schon privat getönt, mit wem man was zu tun haben wollte und mit wem weniger. Ich wurde auch manchmal einberufen, weil ich mich zu weit vorgewagt hatte. Das war schon alles interessant und zweckdienlich. Ein ganz anderes Feld sind die privaten Zusammenhänge. Da hat sich manches bis heute erhalten. Das möchte ich betonen.

Paycha: Das ist schön.

Sändig: Ich habe im Prenzlauer Berg gewohnt, der jetzt schon beinahe mythische Größe erlangt hat, aber er war schon ein bisschen ein besonderes Terrain. Da war ich mit künstlerisch arbeitenden Leuten zusammen, Karikaturisten und Schauspieler und so weiter. Das war eine heitere und auch manchmal etwas bedrohte und gerade darum auch prickelnde Atmosphäre. Es gab zum Beispiel eine Wandergruppe, die schon damals gewandert ist, und die jetzt noch wandert.

Paycha: Als Gruppe?

Sändig: Ja, leider mit, wegen gesundheitlicher Probleme, immer mehr Ausfall.

Paycha: Immer noch?

Sändig: Immer noch.

Paycha: Das ist sehr schön.

Sändig: Das ist doch großartig. Die Leitung hat gewechselt, aber es gibt sie noch.

Paycha: Es gibt eine Leitung!

Sändig: Ja. Es muss jemand die Wanderung verantworten. Das ist nicht so ganz ohne. Erst einmal die Leute aus Berlin hinaus zu führen, dann wandern zu lassen, dann muss ein Mittagessen eingeplant sein und so weiter. Ich möchte gar nicht auf die Stasi-Thematik kommen, aber eine Kuriosität muss ich erzählen: Bei einer Geburtstagsfeier kam auf, dass es doch wunderschön wäre, wenn wir in Berlin ein Stammtisch hätten. Jeden Donnerstag in einer festen Gaststätte und man kann kommen oder nicht kommen. Einer der Anwesenden sagte, er müsse mal sehen was sich machen ließe. Er hat uns dann ein Hinterzimmer in einer Gaststätte in Friedrichshain beschafft. Das war sehr schön, weil wir für uns

abgeschlossen saßen und einen sehr pfiffigen Kellner hatten. Wir haben uns dort sehr wohlgefühlt, viel gelacht, viel geredet, gemischt über Politisches und Persönliches und auch manchmal Arbeitsmäßiges. Alle Leute waren so etwa einer Kategorie, und damals waren wir auch noch alle auf einer sozialen Stufe. Dieser Stammtisch hat sich leider als Stasi-Gründung dieses Menschen entpuppt. Das habe ich auch in meiner Akte wieder gefunden. Das ist für mich schon sehr enttäuschend gewesen, weil das ein tiefer Eingriff ins Private gewesen ist. Der Stammtisch ist zerfallen, den gibt es natürlich nicht mehr.

Paycha: Der, der das also organisiert hat, ist derjenige der bei der Stasi war?

Sändig: Ja. Ich möchte noch zur Ehrenrettung hinzufüge: Ich habe in meiner Akte gefunden, dass besagter Gründer von seinem wiederum beobachtenden Organ als „langsam intellektuelle Überheblichkeit an den Tag Legender“ eingestuft wurde, und dass man ihm möglichst einen Zweiten mit in die Gruppe setzen sollte, der dann ihn beobachtet. Da stand dann auch schon ein Name und ein Beruf dahinter. Ein Arzt aus Buch, den wir nicht kannten. Da war ein kleiner Bleistiftspitze, auf dem stand: „Hat abgelehnt“. Was doch schön ist. So sind wir bei einem Beobachter geblieben.

Paycha: Und das haben Sie nie geahnt?

Sändig: Er war ein bisschen anders. Aber wenn wir uns immer von dem Verdacht oder der Angst hätten zerfressen lassen, wer könnte bei der Stasi sein, dann wären wir auch auf viele falsche Fährten geraten. Denn ich habe ansonsten nichts gefunden von den Dingen, die manchmal auch meinen Verdacht erregten. Das war Konsens: Wenn wir zusammen sind, wollen wir solche Gedanken draußen lassen.

Paycha: Und hat das Auswirkungen auf Mitglieder dieser Gruppe gehabt?

Sändig: Es wurde von dem, der die Berichte einschätzte, manches als an Hetze Grenzendes eingeschätzt. Aber erst einmal nur grenzend. Keiner von uns ist irgendwie behelligt worden.

Paycha: Also kein Reiseverbot oder dergleichen?

Sändig: Reiseverbot hatten wir sowieso alle. Wir konnten nur nach Osten fahren. Und dann, zu Zeiten der Wende, wurde es immer strikter. Dann konnte man nicht einmal mehr nach Polen oder nach Ungarn fahren.

Paycha: Das war in der DDR. Dann im Westen, wie war da die Stimmung in der Forschungsgruppe? Haben Sie da auch etwas Begeisterndes erlebt?

Sändig: Wir mussten uns innerhalb dieses Forschungsschwerpunktes Literaturforschung wieder zu Forschungsgruppen zusammenschließen. Und wir waren eine kleine Gruppe, die einander nicht mehr viel geben konnte und die dann auch zerfallen ist. Ich wurde aus dem Forschungsschwerpunkt ausgesondert. Es wurde nach drei Jahren evaluiert. Und ich wurde dann mit meinem Projektvorschlag, der auch etwas erzwungen war, das war Madame de Staël und Constant, nicht weiterbeschäftigt. Der andere Mitarbeiter wurde auch nicht weiterbeschäftigt und der Leiter wurde erhalten. Ich habe mich dort eigentlich auch nicht mehr so richtig am Platz gefühlt. Die Arbeit mit Studenten, die für mich neu war, war natürlich in dieser Zeit sehr belastet. Die jungen Leute hatten alle ihre Sorgen in Kopf und Herzen, darüber, wie es weiter gehen würde. Und sie konnten sich für die Gegenstände nicht so unbeschränkt begeistern, wie man das kann, wenn man den Kopf frei hat. Das habe ich schon verstanden. Aber meine Leipzig-Fahrten hatten für meine Begriffe doch ein bisschen was Gequältes. Hier in Potsdam habe ich dann schon ein bisschen besser Fuß fassen können. Es war für mich sehr interessant, mit jungen Leuten in Austausch zu kommen. Aber wirklichen Austausch habe ich eigentlich erst bei diesen Gastprofessuren in Trier und in Osnabrück gefunden. Und das war sehr schön.

Paycha: Nicht in Potsdam.

Sändig: Ja, weil beide Seiten noch so beklommen waren. Ich konnte meine Vorlesung halten, hier in dem großen Saal. Ich habe mir dann gedacht: das ist so etwas Schönes, das genieße ich jetzt einfach mal. Aber der geistige Austausch, der gemeinsame Lern - und Anregungsprozess, der muss relativ unbelastet sein.

Paycha: Und er war noch zu belastet. Können Sie das erklären? Weil für mich als Mathematikerin ist das schwer zu verstehen. Inwiefern belastet? Was war der Unterschied mit der Erfahrung in Trier? Was hätten Sie von den Studenten erwartet, dass sie nicht geben konnten?

Sändig: Ich konnte wirklich nichts anderes erwarten. Camus geht in viele, auch in unmittelbar politische Konstellationen hinein. Vielleicht hätte ich meine Gegenstände besser aussuchen sollen. Ich hatte ein Chateaubriand-Seminar an der Leipziger Uni gemacht. Anfang des 19. Jahrhunderts, war er im Grunde eine so abgehobene Existenz. Und die Texte sind lang und schwer zugänglich. Die Studis haben das brav mitgemacht. Aber ich meine in ihrem Kopf den Gedanken abgelesen zu haben: Was will sie denn von uns? Das ist sicher auch für mich ein Lernprozess gewesen. In der damaligen Zeit ging es ja an den Unis drunter und drüber.

Paycha: Ja, das ist interessant. Der Kopf war nicht frei für Neues.

Sändig: Ja, und es war Angst da. Angst, wie geht es denn weiter?

Paycha: Für alle.

Sändig: Ja.

Paycha: Und wie lange? Bis jetzt?

Sändig: Nein! Ängste haben wir sicher alle in der ein oder anderen Weise. Ich habe einen Enkel, der jetzt auch damit befasst ist, sich eingliedern zu müssen. Er hat allerdings Betriebswirtschaft studiert, also ein Fach, das sicherlich gefragter ist. Aber auch für ihn ist das schwierig. Ich hörte gerade in den Nachrichten: Für die 20- bis 30-jährigen ist diese Situation jetzt ziemlich beklemmend. Also das zum Thema Angst. Aber diese Angst war damals natürlich eine ganz unmittelbare.

Paycha: Sie haben ja bis 2009 unterrichtet. Haben Sie bis dahin diese Angst empfunden?

Sändig: Nein.

Paycha: Bis wann?

Sändig: Das ganz genau abzustecken...

Paycha: Nein, so ungefähr.

Sändig: Die Zeit der Wende. 89 gab es erst einmal eine große Begeisterung und Befreiung. Ich habe mich auch politisch engagiert. Das war die gute Seite des Ganzen. Ich kam von diesem ersten Parisaufenthalt zurück, der für mich begeisternd war, bei allen Beklemmungen. Ich las in dem Zug auf der Heimfahrt in der „Zeit“ einen Artikel, überschrieben „Dinosaurier-Akademie“, in dem die Auflösung angekündigt wurde. Sie können sich vorstellen, dass ich beklommen zu Hause eintraf. Am nächsten Montag war eine große Demo der Akademie-Mitarbeiter anberaumt. Da bin ich hingegangen. Ich weiß nicht mehr, wo es war. Es war erst einmal eine Befreiung, dass man sich zusammenfinden konnte in der gemeinsamen Beklemmung. Aber es gab dennoch keinen Ausweg. Das war 90-91. 1991 rüttelte es sich langsam zusammen. Wenn Sie sagen „den Kopf nicht frei“: Wir haben, wenn wir zusammen kamen in dem damaligen Gebäude unseres Instituts, von keinen wissenschaftlichen oder literarischen Gegenständen mehr gesprochen, sondern von Versicherungen, von Kosten, von Möglichkeiten,

irgendwo Arbeit zu finden. Es wurde in Aussicht gestellt: wenn man selbst kündigt, bekommt man einen Bonus gezahlt. Solche Dinge, die wir nicht kannten und die uns ungeheuer verunsichert haben.

Paycha: Unsicherheit ist ein Wort, das sehr oft auftaucht.

Sändig: Na, sicher.

Paycha: Immer noch, aber besonders in dem Zusammenhang. Man fühlte sich glaube ich in der DDR sicher. Es gab wahrscheinlich andere Unsicherheiten. Aber so im Alltäglichen, was Materielles und Gehalt betraf, fühlte man sich sicher, oder? Diese tiefe Sicherheit war schon da, oder?

Sändig: Die war da, wir haben sie aber überhaupt nicht geschätzt. Sie war auf sehr niedrigem Niveau, aber das macht nichts. Das hat mich eigentlich nie umgetrieben. Wir haben die Sicherheit nicht wahrgenommen und nicht geschätzt.

Paycha: Bis sie weg war.

Sändig: Bis sie weg war. Es gab natürlich die Bedrohung in politischer Hinsicht. Da habe ich auch in meinem Bekanntenkreis Erlebnisse gehabt. Man hat sich einen Schritt vorgewagt, und dann wieder einen zurück. Es war ein ängstliches Lavieren auf dem Gebiet. Man hat sich in diesen Freundeskreisen psychisch entladen und darüber gesprochen. Da gab es auch kein Zurückhalten. Darüber haben wir gesprochen. Die Bedrohung gab es, aber es war keine alltägliche. Und es gab eine alltägliche Grundsicherheit auf niedrigem Niveau. Die war gegeben, die haben wir erlebt und nicht geschätzt.

Paycha: Danach haben Sie diese materielle Unsicherheit sehr stark empfunden, bis Sie diese feste Stelle an der Uni Potsdam bekamen.

Sändig: Ja. Aber schon bei den Gastprofessuren waren das für mich astronomische Summen, die ich da bekam.

Paycha: Ja, das kann ich mir vorstellen.

Sändig: Da dachte ich schon: Irgendwie wird es weiter gehen. Mein Mann war in der gleichen Situation. Er hat erst einmal ein Jahr bei einer Bürgerbewegung als Geschäftsführer gearbeitet, und sich erst danach wieder ein bisschen ins Kulturleben einfügen können. Wir haben einander unsere Beklemmungen, unsere kleinen Erfolge erzählt. Das war unser ständiges Gesprächsthema. Bis es eigentlich dann wieder ging. Aber das will ich nicht verallgemeinern. Bei mir waren es glückliche Umstände und mein Mann hat, für seine Qualifikation auf viel niedrigerer Ebene, aber doch für sich zufriedenstellend, das hinbekommen.

Paycha: Sie haben ein Buch geschrieben: Wie sind Sie dazu gekommen? Wann haben Sie das entschieden?

Sändig: Ich habe es mit, vielleicht kann ich es einmal vorzeigen.

Paycha: So werden Sie viele neue Leser bekommen.

Sändig: Das will ich hoffen.

Paycha: Vielleicht machen wir das besser nachher mit der Kamera.

Sändig: „Halb und halb“. Der Titel ist mir nachts eingefallen. „Erinnertes aus den Deutschländern“. Viele meiner Kollegen sind auch dabei zu schreiben oder haben geschrieben. „Halb und Halb“ ist eine Likörmarke in der DDR gewesen, zusammengesetzt aus Eierlikör und Kakao. Darauf ist es eine Anspielung. Das wurde in meiner Jugend von meinen Eltern getrunken.

Paycha: Das wusste ich nicht.

Sändig: Ich habe nur einen Sohn, aber durch meinen Mann noch weitere angenommene Kinder. Der Wunsch meinen Kindern und auch meinen Enkeln, davon habe ich einige, diese Lebenswende zu vermitteln, wenn es sie interessiert, hat mich beschäftigt und in mir gedrängt. Ich habe in meinem Geburts- und Elternhaus in Dresden eine kleine Wohnung im Dachgeschoss, in die ich mich ab und zu zurückziehe vom geschäftigen Berliner Treiben. Dort habe ich angefangen zu schreiben.

Paycha: Wann war das?

Sändig: Das liegt schon fünf, sechs Jahre zurück. Das ist eine lange Zeit.

Paycha: Nein, das finde ich nicht.

Sändig: Nachdem ich in den Ruhestand getreten bin war ich noch lange geschäftig: auf Tagungen, Dinge nachbereiten und schreiben, Kontakt haben und so weiter. Dann wurde mein Mann krank. Die innere Freiheit zu schreiben habe ich erst 2013, 2014 gewonnen. Dann hat mir das Schreiben zunehmend Spaß gemacht und ich habe es vor allem in Dresden gemacht. Dann dachte ich, das könnte auf allgemeineres Interesse stoßen. In dem Verlag „Königshaus und Neumann“ habe ich einige Bücher aus meiner wissenschaftlichen und essayistischen Produktion veröffentlicht. Ich habe zum Beispiel als hier an der Uni meine Dienstzeit zu Ende ging, ein Buch herausgegeben: „Erzählen vom Menschen“. Da habe ich die mir so wichtige und für mich beinahe einzig gerechtfertigte Beziehung von Literatur zu dem Menschen an fünf Autoren, die für mich Vorzugsautoren gewesen sind, dargestellt. Es waren natürlich Camus, Benjamin Constant und Bernanos dabei, aber auch zwei die von mir weniger bearbeitet worden sind. Ich habe mich an den Verlag gewandt. Ich hatte keine ganz persönlichen Kontakte, nur auf der Basis von Telefonaten und E-Mails zu einem Menschen, der von mir ein Buch mit Camus-Arbeiten drin, das „Erzählen vom Menschen“ und jetzt dieses Buch veröffentlicht hat. Ich dachte mir, die nehmen nicht alles. Sie haben in ihrem Prospekt auch anspruchsvolle Dinge. Hätte er Nein gesagt, dann hätte ich es vielleicht gelassen. Aber er schrieb mir, er hätte mit Interesse reingeschaut und er würde es gerne machen. Weihnachten 2018 habe ich diese Auskunft bekommen und 2019 ist das Buch dann erschienen.

Paycha: Das ist relativ schnell für ein Buch. Aber Sie haben Erfahrung mit Bücher schreiben.

Sändig: Die neuen technischen Reglements sind für mich schwer zu befolgen, da muss ich immer eine liebe Hilfe einstellen.

Paycha: Das ist was anderes aber ich meine inhaltlich.

Sändig: Ja.

Paycha: War das manchmal schwer? Sie sagten, Sie hätten Spaß gehabt, das Buch zu schreiben, aber ich denke an manchen Stellen war es nicht einfach, oder?

Sändig: Das war manchmal gar nicht einfach. Es gab zwei schlimme Selbstmordfälle in meinem Leben. Mein erster Mann und mein Bruder haben sich das Leben genommen. Darüber habe ich auch geschrieben. Im Falle meines Bruders ist das für mich eine offene Wunde. Aber zu begreifen, was mit ihm unter politischem Druck, den er wahnhaft gesteigert hat, vor sich gegangen ist, das habe ich glaube ich begriffen, auch durch die Erzählung meiner Schwägerin. Und ich finde das ist wichtig, so wichtig.

Paycha: Das zu sagen.

Sändig: Ja. Ich habe für ihn eine kleine Gedenkstätte einrichten lassen, nachdem meine Eltern das Grab aufgelöst hatten, weil mir das wichtig ist. Das soll nicht einfach verschwinden.

Paycha: Das ist sehr schön und sehr sanft beschrieben. Man hat den Eindruck man versteht ihren Bruder.

Sändig: Aber es ist für mich natürlich auch eine Selbstbefragung: Meinem Bruder habe ich nicht beigestanden. Ich bin blind gewesen, von meinen eigenen Sorgen eingedeckt.

Paycha: Aber Sie waren jung.

Sändig: Ich war Mitte 30. Er soll vor allem nicht vergessen sein. Das muss ich mit mir abmachen.

Paycha: Sie haben von Ihrem eigenen Sohn und auch von den Kindern Ihres Mannes erzählt. Können Sie etwas darüber sagen, wie es in der DDR war mit Beruf und Kind? War das machbar? Nach der Wende war Ihr Sohn schon älter?

Sändig: Er war gerade 18.

Paycha: Da musste man dennoch präsent sein. Können Sie darüber was erzählen?

Sändig: Ohne jede Idealisierung muss ich sagen, in meiner besonderen beruflichen Stellung war dieses Erziehen eines Kindes beinahe paradiesisch, da ich keinen festen Arbeitsplatz hatte. Ich konnte mich ihm widmen, wann es denn sein musste oder wann ich es wollte. Das ist vielleicht beschönigend, weil die erste Zeit, Krippenzeit, sehr schwer gewesen ist. Das zeitliche Reglement war sehr strikt. Man gab das Kind von heute auf morgen in der Krippe früh um 8 ab und holte es um 15 oder 16 Uhr wieder ab.

Paycha: Ich glaube Sie haben das Kind auch für die Woche abgegeben?

Sändig: Ja richtig, weil er so hustenanfällig war, immer wieder Erkältung hatte. Das ist eine Quälerei gewesen, den ganzen Winter hindurch. Da habe ich mir gesagt: In der Krippe steckt er sich immer wieder bei anderen Kindern an. Er sollte in eine Heimpflege, in der er nur allein oder mit wenigen Kindern ist. Das war dann in Köpenick, ein sehr schöner Pflegeplatz, aber ich konnte da nicht jeden Tag hin und herfahren. Die erste Zeit, bis zum Kindergarten, bis er drei Jahre alt war, war sehr strapaziös. Durch die vielen Erkrankungen und die elenden Wohnverhältnisse in denen wir lebten. Ich habe schon das Heranwachsen gesehen. Auch im Kindergarten musste man das Kind bis um 8 abgeliefert haben und man holte es um 4 wieder ab. In Frankreich geht es ähnlich strikt zu, aber hier ist das alles sehr viel abgemilderter. Das war dann eine gute Zeit, weil ich die Möglichkeit der Zuwendung hatte, wann immer ich es wollte. Wir sind auch nachmittags ins Puppentheater gegangen, und dann habe ich abends gearbeitet. Die Schulzeit, als er langsam ein selbstständig denkender Mensch wurde, wurde belastet von politischen Pressionen. Er ist da in eine sehr üble Schule gegangen.

Paycha: Sie erzählten das.

Sändig: Da versuchten wir als so genanntes Eltern-Aktiv, jetzt heißt das Elternsprecher, ein bisschen gegen zu halten, aber hatten eigentlich überhaupt keine Mittel. Aber das hat mich mit den Frauen, die mitgemacht haben, zusammengebracht, so dass wir uns jetzt noch treffen.

Paycha: Sie treffen sich immer noch?

Sändig: Ja. Langsam wird es weniger. Wir sind nur noch drei. Aber solche gemeinsamen Anstrengungen, bei denen wir uns auch persönlich offenbaren mussten, haben uns zusammengebracht und das hält auch.

Paycha: Also Sie haben noch viele Kontakte von dieser Zeit, aber wenige von danach?

Sändig: Doch, auch. Da sind in der Wandergruppe Westberliner dazu gekommen. Und auch schon in DDR-Zeiten konnten Westberliner, wenn sie einen Pass der Bundesrepublik hatten, nach Ostberlin

kommen. Wir hatten also viel Besuch und gemeinsame Gespräche. Das war natürlich aufwendiger, aber das gab es schon. Dann sind wir natürlich mit Begeisterung aufeinander zugekommen, als es ohne weiteres möglich war.

Paycha: Das kann ich mir vorstellen. Gibt es Aspekte der DDR, die Sie bedauern? Von denen Sie denken, dass sie besser waren im Vergleich mit den Erfahrungen, die Sie dann nach der Wende gemacht haben? Was bedauern Sie von DDR-Zeiten? Es kann auch ein Getränk sein!

Sändig: Da würde es sicher dies und das geben, aber ich habe schon an komplexere Dinge gedacht. Was ich bedauere, ist die Tatsache, dass damals soziale Hierarchien keine oder kaum eine Rolle spielten. Zu der Funktionärskaste hätte keiner meiner Freunde auch nur gehören wollen. Das war nicht erstrebenswert. Geld spielte für uns eine ganz geringe Rolle. Was natürlich immer wieder anstachelnd war, war die Tatsache nicht reisen zu können. Das uns die Welt verschlossen war, war eine Gemeinheit. Aber gut, dagegen konnte man nicht an. Gegen Ende der DDR gab es Reisegenehmigungen bei besonderen Anlässen und das wurde zum beherrschenden Gesprächsthema. Da ging schon die Aufsplitterung los. Ich dachte, redet doch einmal nicht davon. Aber gut, ich durfte dann auch einmal für zehn Tage ausreisen nach Westberlin. Freunde hatten mir ihre Großmutter gewissermaßen ausgeliehen, ich hatte mich auf deren Personalien bezogen. Das hätte auch entdeckt werden können, aber wurde es nicht. Aber grundsätzlich, dass soziale Hierarchien keine solche Rolle spielten. Ich habe mir diesen kleinen Fragenkatalog, den Sie da mir geschickt haben, mal durchgelesen und habe mich gefragt: was gibt es denn für dich für eine Anekdote? Ich glaube es war Anfang 1990, da hat Hans-Jürgen Fischbeck, ein Bürgerrechtler, der die evangelische Akademie in Mühlheim an der Ruhr geleitet hat, eingeladen zu dem Thema „Wissenschaft in der Demokratie“ oder „Demokratie und Wissenschaft“, jedenfalls diese beiden Begriffe zusammen. Da bin ich hingefahren. Es war hochinteressant, und ich fand den Mann wichtig und gut. Da hörte ich zum ersten Mal zu meinem Erschrecken, dass die Wissenschaft manchmal wenig mit Demokratie zu tun hat. Das musste ich belehrt zur Kenntnis nehmen. Ich sah das aber auch an einigen Indizien. Meine früheren Kollegen, da war unser Institut schon aufgelöst, hatten noch ihre Institutsadresse angegeben. Ich hatte meine Privatadresse angegeben. Das führte dazu, dass meine Kollegen im Hauptgebäude der Akademie wohnten und ich in eine Art Besenkammer gesteckt wurde. Ich habe mir gedacht: So hängt das zusammen, hier werden straffe Hierarchien eingezogen. Gerade auch bei dieser Tagung „Demokratie in der Wissenschaft“.

Paycha: Das ist interessant.

Sändig: Als Koordinatorin des neuen Wissenschaftsschwerpunkts bekam ich auch die Veröffentlichungen der Max-Planck-Gesellschaft und da war auch manches, was mich betroffen gemacht hat. Vielleicht erinnere ich mich auch falsch, aber da war doch ein Ausdruck sozialer Hierarchisierung. Natürlich gab es das auch in der DDR. Aber da gab es eigentlich bloß die Funktionärskaste und die, die sich lieber raushielten und das war die weitaus größere Menge, auch in meinem Institut. Unter diesen Menschen habe ich mich damals eigentlich sehr wohl gefühlt. Und wir haben auch ohne ein Blatt vor den Mund zunehmend miteinander gesprochen.

Paycha: Wir haben nicht von allem gesprochen.

Sändig: Ja, das geht gar nicht.

Paycha: Einiges haben wir aber schon besprochen. Gibt es etwas, das Ihnen sehr wichtig wäre jetzt zu sagen, bevor wir das Gespräch beenden.

Sändig: Es gibt einige Menschen, die mir in dieser schweren Zeit, weil ich auch noch eine schwere gesundheitliche Beeinträchtigung hatte zur Zeit der Wende, mir wieder leben geholfen haben.

Paycha: Das ist aber schön.

Sändig: Das ist mein zweiter Mann, der mittlerweile auch verstorben ist. Er hat mir in einer Weise beigestanden, die ich im Nachhinein immer mehr begreife: unaufwändig, verstehend. Ich war in meinen Klagen monoton, und er war für mich da. In zweiter Reihe würde ich sagen Kollegen, die mir mein Selbstgefühl, ich würde nicht sagen zurückgegeben haben, aber doch wiederaufgebaut haben, in dem ich begriffen habe, ich habe auch etwas zu geben.

Paycha: Das ist wichtig.

Sändig: Das sind Helene Harth, das ist Heinz-Robert Schlette in Bonn, das sind auch Mitglieder dieser Bernanosgesellschaft, ist Joseph Jurt. Vielleicht vergesse ich auch manch einen. Kollegen, die mir das Gefühl gegeben haben, ich bin hier nicht nur in der Bittstellerposition, ich kann auch selbst was beitragen.

Paycha: Das ist ein schöner und ein sehr optimistischer Schluss für die menschliche Natur finde ich.

Sändig: Ja.

Paycha: Vielen Dank.

Sändig: Es ist mir eine Freude gewesen.

Paycha: Ja, für mich auch und ich hoffe, dass wir weiter uns unterhalten können.

Sändig: Ja.

Paycha: Wir könnten das noch stundenlang machen.

Sändig: Ja.

Paycha: Danke schön.

Interview mit Prof. Dr. Hubert Laitko

Biodaten:

Hubert Laitko wurde in Spremberg (Niederlausitz) geboren. Er studierte an der Karl-Marx-Universität Leipzig zunächst Journalistik und anschließend Philosophie. Sein Studium schloss Laitko 1959 mit dem Staatsexamen in Philosophie ab.

1964 promovierte er am Philosophischen Institut der Humboldt Universität mit der Arbeit „Zur philosophischen Konzeption des Physikers Pascual Jordan. Versuch einer kritischen Analyse“ zum Dr. phil. und blieb anschließend bis 1969 als Assistent, Oberassistent und wissenschaftlicher Mitarbeiter an diesem Institut.

Laitko habilitierte sich 1978 an der Akademie der Wissenschaften mit der Dissertation B „Wissenschaft als allgemeine Arbeit – zur begrifflichen Grundlegung der Wissenschaftswissenschaft“. 1979 wurde er zum Professor an der Akademie ernannt und 1991 mit der Abwicklung des ITW wurde er in den Vorruhestand überführt.

Seit 1994 ist Laitko gewähltes Mitglied der Leibniz-Sozietät der Wissenschaften zu Berlin und Mitglied der Gesellschaft für Wissenschaftsforschung in Berlin.

Von 2008 bis 2014 war Laitko Lehrbeauftragter für Geschichte der Naturwissenschaft an der Brandenburgischen Technischen Universität Cottbus.

Das Interview fand am 30. September 2020 statt.

Paycha: Guten Tag Herr Laitko, es freut mich wirklich sehr, dass wir es geschafft haben, hier ein Interview zu führen. Für mich ist das eine Ehre. Ich bin sehr dankbar und freue mich schon.

Laitko: Guten Tag, Frau Paycha. Die Freude ist ganz auf meiner Seite. Es ist mir eine hohe Ehre einer Kollegin Rede und Antwort stehen zu dürfen, die am mathematischen Gewand der Stringtheorie mit geschneidert hat. Wann geschieht einem das schon einmal im Leben?

Paycha: Wir kennen uns sehr wenig. Ich weiß, dass Sie zuletzt an der Akademie gearbeitet haben. Können Sie uns etwas über Ihren beruflichen Werdegang und über Ihr Fach sagen, um sich ein bisschen vorzustellen?

Laitko: Ja. Meine letzte Arbeitsstelle in der DDR, und noch ein klein wenig darüber hinaus, war an der Akademie der Wissenschaften, und zwar in Ostberlin. Die Akademie war mit ihren Institutionen über das ganze Territorium der DDR verstreut, aber der Hauptkonzentrationspunkt ihres Potentials lag in Berlin und das Institut an dem ich tätig war, war auch in der Hauptstadt. Das Institut wurde allgemein als „Langnamen-Institut“ bezeichnet, weil niemand ständig den vollen Namen „Institut für Theorie, Geschichte und Organisation der Wissenschaft“ kurz ITW aussprechen wollte. Aber dass ich dort eines Tages landen würde, war mir nicht an der Wiege gesungen worden. Ich habe in meiner kleinen Geburtsstadt, Spremberg in der Lausitz, 1953 das Abitur abgelegt und habe danach zunächst einmal mit dem Studium der Journalistik begonnen, an dem damals noch ziemlich neuen Institut für Publizistik

und Zeitungswissenschaft der Leipziger Universität. Ich bin von dort aus, über etwas komplizierte Zwischenstufen, an das Institut für Philosophie der gleichen Universität übergegangen und habe 1959 ein philosophisches Diplom erworben und bin schließlich nach einem kurzen Zwischenspiel in Halle 1960 Aspirant, also Doktorand, an der Humboldt-Universität geworden. Das war an einer sehr interessanten Institution, die auch gerade erst ein Jahr vorher aus der Taufe gehoben worden war, dem Lehrstuhl für philosophische Fragen der Naturwissenschaft, den damals Hermann Ley leitete und der dafür gedacht war Spezialisten für philosophische Grundlagen unterschiedlicher naturwissenschaftlicher Disziplinen heranzubilden. Wie man das tun könnte wusste niemand so genau. Aber man vertraute darauf, dass eine gute personelle Mischung, ein Drittel junge Leute mit einem Philosophie-Abschluss und zwei Drittel ebenso junge Leute mit einem Abschluss in unterschiedlichen naturwissenschaftlichen Disziplinen, in der Mathematik und später auch noch in technischen Wissenschaften und in Landwirtschaftswissenschaften und so weiter, auf die Dauer das richtige Ergebnis erbringen würde. Es hat es nicht buchstabengetreu erbracht, denn so viele Spezialisten für philosophische Grundlagen der Naturwissenschaften brauchte man gar nicht in einem kleinen Land. Aber die meisten Absolventen dieser dreijährigen Aspirantur sind irgendetwas Bemerkenswertes geworden. Zum Beispiel hat sich ein größerer Teil der ersten Garnitur der Wissenschaftshistoriker der DDR aus eben diesem Pool rekrutiert. Aber die Leute sind auch in die verschiedensten anderen Einsatzgebiete gegangen, bis hin zu Leitern von Rechenzentren, Kulturhäusern, Verlagen und vielem anderem mehr. Es war schon eine interessante Art und Weise seine wissenschaftliche Jugend dort zu verbringen und ich glaube es ist nicht so sehr vielen beschieden in einem Kreis von jungen Leuten ganz unterschiedlicher Fachgebiete, unbefangen miteinander zu reden, ohne dass man durch irgendwelche institutionellen oder Karriererücksichten, wie sie später zwangsläufig auf den Plan treten, gefesselt, beengt oder behindert wird. Von dort aus hatte ich eigentlich ganz gute Voraussetzungen um in die Wissenschaftsgeschichte, oder breiter gesagt in die Untersuchung der Wissenschaft als kognitives und soziales Phänomen in fachlichen und gesellschaftlichen Kontexten, überzugehen. Das ging nicht ganz glatt, und es entsprach auch nicht von vornherein einer ausgeprägten Zielstellung. Aber das Leben hat es so gefügt, dass ich 1969 an die Akademie der Wissenschaften kam, in die Gründungsmannschaft eines ganz neuen Instituts für Wissenschaftsforschung. Das hieß damals in seiner Urform nicht ITW, sondern IWTO: Institut für Wissenschaftstheorie und -organisation. Erst etwa fünf Jahre später, nachdem das Institut sich darüber klar geworden war, dass man Wissenschaft am zweckmäßigsten nicht nur im zeitlichen Momentanschnitt abbildet, sondern unbedingt ihre historische Dimension mit einbeziehen muss, wurde es um einen solchen Bereich für Wissenschaftsgeschichte erweitert. Und in diesem Bereich zu arbeiten hatte ich knapp 20 Jahre lang das Vergnügen.

Paycha: Das ist sehr spannend und sehr schön. Sie haben viel in dem Aufbau von Instituten und von Forschungsgruppen gewirkt. Es war eine passende Zeit für den gemeinsamen Aufbau einer Disziplin, habe ich den Eindruck.

Laitko: Ja, das war eine sehr interessante Zeit. Die 60er Jahre waren auf der einen Seite gekennzeichnet durch einen enormen Wissenschaftsoptimismus und durch den Wettlauf der Systeme auf avancierten Gebieten, ich muss nur das Stichwort Weltraumforschung nennen. Diese berührte uns nicht unmittelbar, aber sie hat die allgemeine Atmosphäre doch wesentlich mitbestimmt. Es war die Zeit, in der die Gefährdung der Menschheit durch die ungebremste Entwicklung der industriellen Zivilisation zunehmend deutlich wurde. 1968, das war nicht nur das Jahr der Studentenrevolten und -Unruhen, das war auch nicht nur das Jahr des Einmarsches der Truppen des Warschauer Vertrages in die Tschechoslowakei, sondern das war auch, woran viele nicht mehr denken, das Jahr der Gründung des „Club of Rome“, der der Initiator einer langen Reihe von Berichten über den Zustand der Menschheit und des globalen Systems wurde. Es begann mit dem 1971/72 auf den Markt gekommenen, spektakulären ersten Report von Meadows „Die Grenzen des Wachstums - The Limits to Growth“. Das

waren Voraussetzungen, die gar nicht gestatteten in kleinem Maßstab zu denken und die übermäßige Spezialisierung eher desavouierten, als dass sie sie befördert hätten.

Paycha: Aber das haben Sie wahrscheinlich in der DDR anders empfunden, als Ihre Kollegen oder Kommilitonen in Westdeutschland. Wie war da, ihrer Meinung nach, der Unterschied zu dieser Zeit?

Laitko: Wir haben das gewiss anders empfunden, aber auch nicht so sehr anders wie es noch zehn Jahre zuvor der Fall war. Zehn Jahre vorher, so um 1960, eskalierte der kalte Krieg. Damals war die Konfrontation der Systeme das, was zuallererst ins Auge fiel und was auch den Ton der eigenen Position wesentlich bestimmte. Aber zum Ende der 60er Jahre begann langsam bewusst zu werden, dass es so etwas gibt wie ein gemeinsames Schicksal der Menschheit, das herausgefordert wird durch die neueren Entwicklungen von Wissenschaft und Technik. Das war ein Themenbereich, mit dem Leute, die mit der Naturwissenschaft verbunden waren oder über sie reflektierten, viel eher in Berührung kamen als, sagen wir, Juristen oder Politikwissenschaftler. Und deshalb war es schon damals nicht mehr so, dass wenn man über Ost und West nachgedacht hätte, ausschließlich in den Kategorien der Konfrontation gesprochen hätte. Ich kann das auch ein bisschen untersetzen. Das hängt mit der Frühgeschichte des Akademieinstitutes zusammen. Nach dem 1971 das vierseitige Abkommen über Berlin und 1972 der Grundlagenvertrag zwischen der Bundesrepublik und der DDR abgeschlossen worden waren, der die Möglichkeit schuf beide deutschen Staaten in die Vereinten Nationen aufzunehmen, begann eine Ära, die man nicht nur mit der Vokabel des Kalten Krieges, sondern auch mit der konträren Vokabel der Entspannungspolitik bezeichnen kann. Und das hing auch damit zusammen, dass man auf beiden Seiten die gesellschaftlichen Implikationen der neuen science-based technologies tiefer reflektierte und wir stellten zunehmend fest, wenn wir miteinander in Berührung kamen, dass es gleichartige Probleme sind, die in den unterschiedlich verfassten Gesellschaftssystemen zu Herausforderungen führten. In Erlangen in der Bundesrepublik, wurde in den frühen 70er Jahren das Institut für Gesellschaft und Wissenschaft, ein An-Institut, gegründet, das sich im Auftrag des damaligen Bundesministeriums für Forschung und Technologie mit der Entwicklung des Wissenschaftssystems in der DDR beschäftigte. Dieses veranstaltete von den frühen 1970er Jahren an sogenannte „Erlanger Werkstattgespräche“, in der Regel einmal im Jahr, aber großzügig durchgeführt und jeweils etwa eine Woche dauernd. In diesen Werkstattgesprächen traten von Anfang an auch Vertreter unseres Akademieinstituts auf. Im ersten Erlanger Werkstattgespräch, ich glaube es war 1971, aber auf jeden Fall 1972, sprachen sowohl Günter Kröber, der Direktor meines Instituts, als auch Clemens Burrichter, der Direktor des Erlanger Instituts, über die Stellung der Wissenschaft in den jeweiligen Gesellschaftssystemen. Seitdem riss der Faden der Kooperation nicht mehr ab. Das Erlanger Institut war damit beauftragt, von Seiten der Bundesrepublik, die Verhandlungen über ein Wissenschaftsabkommen mit der DDR wissenschaftlich zu begleiten und umgekehrt stellte es über die Verbindungen zum DDR-Institut sicher, dass beide Seiten, bis in die diplomatischen Feinheiten hinein, ständig über ihre jeweiligen Positionen informiert waren. Das war ein Modus der Koevolution. Es ist sicher allgemein bekannt, dass im Ergebnis dieser Verhandlungen, die oftmals auch Rückschläge erlitten, je nachdem ob politische Eiszeiten eintraten oder wieder Tauwetter angesagt war, schließlich das WTZ-Abkommen über wissenschaftlich-technische Zusammenarbeit zwischen den beiden deutschen Staaten fertiggestellt und 1987 verabschiedet wurde und zwar unmittelbar während des Staatsbesuches von Erich Honecker in der Bundesrepublik im September 1987. Das war ein Monat nach der Präsentation des gemeinsamen Papiers der Grundwertekommission der SPD und der Akademie für Gesellschaftswissenschaften, beim Zentralkomitee der SED, „Der Streit der Ideologien und die gemeinsame Sicherheit“, ein hochinteressantes Papier, um dessen Interpretation bis heute gerungen wird, und das unter anderem als gemeinsame Aussage festhielt, dass man sich auf eine lange Zeit des Nebeneinanders der Systeme einstellen müsse und dass für diese lange Zeit gilt, dass keine Seite versucht die andere Seite aus den Angeln zu heben. Beide müssen ihr Lebensrecht anerkennen

und versuchen friedlich miteinander auszukommen. Das ist eine Position, die später der SPD von vielen Seiten angekreidet wurde, weil man es für besser gehalten hätte, sie wäre von Vorneherein auf Konfrontationskurs gegangen. Immerhin, diese Verhandlungen hatten, wie einer der Teilnehmer schrieb, insgesamt 80 Stunden gedauert, über 7 Treffen, seit 1984 und hatten zu diesem bemerkenswerten Resultat geführt. Das war die Atmosphäre, in der dann 1987 die Beziehungen zwischen dem Erlanger Institut und dem Berliner Institut auf eine neue Grundlage gehoben wurden. Das Bundesministerium für Forschung und Technologie beauftragte das Erlanger Institut eine Art Büro zu errichten zur wissenschaftlichen Begleitung der Realisierung dieses WTZ-Abkommens und gleichzeitig waren unsere beiden Institute die einzigen nicht-naturwissenschaftlichen Institutionen, die direkt in dieses Abkommen involviert waren. Das hieß wir konnten in dieser Zeit offizielle Beziehungen aufnehmen. Das führte 1988-89 zu längerfristigen gegenseitigen Aufenthalten von Mitarbeitern an den Instituten und es hätte auch zu umfangreichen gemeinsamen Projekten geführt, wenn nicht die Wende, der nicht prognostizierbare Clash oder Trendbruch von 1989, alle diese Pläne über Nacht zur Makulatur hätte werden lassen.

Paycha: Da möchte ich eingreifen und fragen: zu der Zeit der Wende waren Sie an der Akademie?

Laitko: Ich war immer in dem gleichen Institut und seit 1975 Bereichsleiter für Wissenschaftsgeschichte. Es gab in diesem Institut fünf Bereiche. Von den am Ende rund 75 Wissenschaftlern gehörten zu dem Bereich Wissenschaftsgeschichte 10 bis 12, das wechselte immer ein klein wenig. Es war so, dass der Bereich Wissenschaftsgeschichte zwar spürbar war im Institut, aber nicht dominierend. Dominierend waren die Arbeiten, die stärker soziologisch orientiert waren und sowohl die Infrastrukturen als auch die Arbeitsweisen wissenschaftlicher Institutionen und Institutionenkomplexe untersuchten. Damit waren sehr große und umfangreiche soziologische Untersuchungen verbunden und damit hatten die Wissenschaftshistoriker weiter nichts zu tun, als dass sie sie ein wenig zur Kenntnis nahmen und wohlwollend begleiteten. Dieser Bereich kam aus einer Arbeitsgruppe Wissenschaftsgeschichte, die vorher schon bestand, so dass man insgesamt auf eine ungefähre Lebenszeit von 20 Jahren kommen kann.

Paycha: Und zu der Zeit der Wende, was ist da konkret passiert? Auf wissenschaftlicher und beruflicher Ebene für Sie? Am Institut und auch in Ihrer Forschung.

Laitko: Vielleicht muss ich noch etwas zu der Arbeit selbst sagen, weil ich bisher nur ganz formell über den großen Kontext und die Strukturen gesprochen habe. Der Bereich Wissenschaftsgeschichte war so positioniert, dass er die Bedürfnisse eines so komplexen Instituts für Wissenschaftsforschung einigermaßen bedienen konnte. Wir haben dazu die Gruppe stark polydisziplinär zusammengesetzt, so dass von vornherein niemand über eine solche Kompetenz verfügte, dass er alles das auch selbst beherrschte, was seine Kollegen und Mitarbeiter beherrschten, sondern dass es eine Gruppe war, die auf gegenseitige Ergänzung und Respekt angewiesen war. Niemand konnte dem anderen auf dessen Spezialgebiet das Wasser reichen oder ihm gar Vorschriften machen. Das entsprach auch den Erfordernissen der Leitung einer solchen Mannschaft. Ich konnte nicht derjenige sein, der die großen wissenschaftlichen Leitideen gab, die die anderen ausführten, sondern es musste alles aus der Interaktion herauskommen. Und so haben wir für den Bereich insgesamt Disziplinen übergreifende Forschungsrichtungen entwickelt. Die allerwichtigste davon war die Geschichte der Berliner Wissenschaftslandschaft zu untersuchen. Also nicht die Geschichte einzelner Gebiete für sich, sondern die Entwicklung der Berliner Wissenschaftslandschaft im urbanen Kontext. Dazu hatten wir einen äußeren Anlass. 1987 wurde das 750 jährige Gründungsjubiläum der Stadt begangen und dazu wollte und sollte das Institut einen Beitrag leisten. Wir hatten uns entschlossen, nachdem wir in den Kolloquien, die wir seit 1977 regelmäßig veranstaltet hatten, eine ganze Reihe der Entwicklung unterschiedlicher Fachgebiete und Institutionen im Berliner Raum über die Jahrhunderte hinweg

gewidmet hatten, so kühn zu sein ein großes Buch über die Entwicklung des Wissenschaftsgefüges in Berlin zum Jubiläum fertigzustellen. Wir hatten uns ausdrücklich, wegen der großen Schwierigkeiten, die Entwicklung nach 1945 in den Blick zu nehmen, darauf konzentriert dieses Buch im Wesentlichen 1945 enden zu lassen. Aber es sollte nicht vollkommen mit dem Kriegsende schließen, so dass es dann auch noch einen Ausklang hatte, der die allererste Wiederaufbauphase miteinbezog. So hieß das Buch, das schön illustriert war und an dem fast alle Angehörigen des Bereiches mitwirkten, „Wissenschaft in Berlin - von den Anfängen bis zum Neubeginn 1945“. Eine richtig große, schön in Leinen gebundene Monographie, mit der wir hätten beginnen können, die Entwicklung räumlicher Wissenschaftsstrukturen in urbanen Räumen vergleichend zu untersuchen. Wir hatten alle in dieser Zeit an Qualifikationen gewonnen. Diejenigen, die als Doktoranden kamen hatten promoviert, manche hatten habilitiert, beziehungsweise, wie es zu DDR-Zeiten hieß, die Promotion B verteidigt. Nun waren wir so weit, ein wirklich großes Programm über ein oder zwei Jahrzehnte in Angriff zu nehmen. Und genau in diesem Moment kam die Wende, die mit der Auflösung der Akademie der Wissenschaften der DDR und ihrer Institute auch das Ende dieses Bereiches brachte.

Paycha: Geschah das plötzlich oder über ein paar Jahre?

Laitko: Es ist schwer zu sagen. Das war ein Prozess. Ende 1989 und über das Jahr 1990 hinweg veränderten sich die Perspektiven fast täglich. Man hätte durchaus annehmen können, dass eine Institution von der Art der Akademie der Wissenschaften, also eine Gelehrtenengesellschaft, die mit Forschungsinstituten kombiniert war, auch in der Bundesrepublik eine gewisse Zukunft hätte und in den ersten Monaten ist auch damit gerechnet worden. Dann, nachdem klar war, dass die Makrostruktur des wissenschaftlichen Institutionensystems eindeutig nach westdeutschem Muster rekonstruiert werden würde und es deshalb weder für die Akademie noch für das Institut als Ganzes eine Zukunft gibt, hätte man immer noch damit rechnen können, dass ein Team von zehn bis zwölf Leuten, dass eine solche wissenschaftliche Ausgangsposition sich erarbeitet hatte, in irgendeinem anderen institutionellen Zusammenhang hätte weiterarbeiten können. Aber auch das hat sich nicht als realisierbar erwiesen. Ein Teil ging in die Arbeitslosigkeit, beziehungsweise in das Altersübergangsgeld, wie es damals hieß. Und für die ganz wenigen, die noch eine Zukunft in der Wissenschaftsgeschichte hatten, hieß es sich als Einzelkämpfer auf jeweils eigenem Terrain zu bewegen.

Paycha: Ganz anders als vorher.

Laitko: Ja. Ich muss allerdings auch sagen, sie waren, soweit ich das selbst beurteilen kann, fast alle dazu disponiert. Niemals wäre es uns in den Sinn gekommen, dass jemand ganz und gar in den Gemeinschaftsvorhaben, hier in diesem Fall die Entwicklung der Wissenschaft in Berlin, oder mit der Universität Rostock eine vergleichende Untersuchung zur Genese wissenschaftlicher Disziplinen, aufgehen sollte. Es gehörte zum Selbstverständnis des Bereiches, dass neben diesem jeder seine eigene persönliche Domäne haben müsste. Zum Beispiel hatte die, in unserem Bereich tätige, junge Mathematikhistorikerin Annette Vogt, den Weg der Frauen in die Wissenschaft, damals ein ganz wichtiges Thema, erst später ist eine Inflation von Literatur darüber geschaffen worden, als solche Domäne. Sie hat sich besonders natürlich auf Mathematikerinnen und Naturwissenschaftlerinnen konzentriert. Damit konnte sie nachher durchstarten und Ähnliches traf auf zwei Physikhistoriker aus diesem Bereich zu. Also insofern war es nicht so, dass sie wissenschaftlich unvorbereitet waren. Nur aus den großen Gemeinschaftsprojekten, die damit sofort brachgelegt waren, mussten sie heraus und mussten versuchen sich auf eigene Rechnung in neuen Kontexten durchzuschlagen und sich ein Profil auszubauen. Das haben einige, die das Glück hatten auch eine Anstellung zu finden, auch gemacht. Das können sie sehr gut heute in der Literatur nachvollziehen und ich bin auch sehr glücklich darüber. Man muss auch sagen, die Spanne des Altersunterschieds lag bei ungefähr zwanzig Jahren und die Älteren konnten eher sagen, ich habe meine Chance gehabt und meine Zeit ist jetzt abgelaufen und

jetzt kann ich sehen, was ich eventuell später noch nebenbei mache. Aber diejenigen, die in der Startposition ihrer beruflichen Karriere standen, soweit waren demnächst vielleicht Professoren werden zu können, für die war es wichtig, dass sie einen Weg fanden, der sie weiterbrachte. Insofern war es ein Glücksfall für drei von Ihnen, dass in den 90er Jahren in Berlin ein stark theoretisch orientiertes Max-Planck-Institut für Wissenschaftsgeschichte neu errichtet wurde. Zunächst auf altem Ostberliner Territorium in dem Gebäude der damaligen tschechoslowakischen Botschaft und später in einem sehr großzügigen Neubau auf dem Campus in Dahlem in der Boltzmannstraße, gar nicht weit vom Archiv der Max-Planck-Gesellschaft, so dass eine großzügige Bibliothek und die Tätigkeit in diesem Archiv einander ergänzten. Alle drei, Annette Vogt, Dieter Hoffmann, Horst Kant, sind nun mittlerweile selbst im Rentenalter, so schnell vergeht die Zeit, aber ich kann zufrieden sein, was aus ihnen geworden ist. Nicht alle hatten das Glück, in einer beruflichen Laufbahn im Rahmen der Wissenschaftsgeschichte weiter machen zu können.

Paycha: Welcher Anteil musste grob geschätzt ganz raus?

Laitko: Ich denke etwa ein Drittel ist beruflich mit der Wissenschaftsgeschichte verbunden geblieben. Zwei Drittel sind, so wie ich, mit ehrenamtlicher Tätigkeit weiterhin auf diesem Gebiet präsent geblieben, aber sie haben keine berufliche Chance mehr gehabt und einige sind auch ganz raus. Zum Beispiel wurde einer unserer Mitarbeiter ein hochspezialisierter und sehr gefragter Reiseleiter für Fernreisen bei Studiosus. Jetzt ist das allerdings durch Corona auch jäh zusammengebrochen und man weiß nicht, ob es in den nächsten Jahren zu einem neuen Boom an Fernreisen kommen wird. Er hat aber schon das Renteneintrittsalter erreicht. Eines möchte ich aber an dieser Stelle noch sagen. Die Atmosphäre in diesem Bereich war, so freundschaftlich und kollegial, dass die Beziehungen zwischen denen, die damals dort waren, bis auf den heutigen Tag anhalten.

Paycha: Das habe ich schon mal gehört.

Laitko: Wir haben all die Jahre mindestens ein gemeinsames Treffen gemacht. Ich habe mit den Verschiedensten gemeinsame Veröffentlichungen gemacht, Bücher herausgegeben, Vorträge gehalten und so weiter. Einige sind auch inzwischen gestorben. Auch das schlimme Los, eine Grabrede halten zu müssen, habe ich gegenüber meinem Bereich auf mich nehmen müssen. Das ist der Lauf der Welt.

Paycha: Und wie hat diese Zeit der Wende auf Ihre eigene Forschung gewirkt? Können Sie das ein bisschen beschreiben?

Laitko: Es hat natürlich insofern auf meine eigenen Arbeiten gewirkt, als es außerhalb eines solchen Teams nicht mehr sinnvoll war das Programm „Wissenschaftsräume“ weiterzuverfolgen.

Paycha: Das war Ihr Hauptthema damals.

Laitko: Es war die Absicht das zu tun. Aber es gibt auch andere Möglichkeiten. Ich habe mich dann in wachsendem Maße der Geschichte von wissenschaftlichen Institutionen zugewandt, insbesondere auch der Geschichte der Kaiser-Wilhelm- und Max-Planck-Gesellschaft und einzelner ihrer Institute. Dazu vielleicht noch eine Episode: Als wir alle noch dachten, dass der Bereich gut überleben wird, weil er sich selbst als wissenschaftlich gut aufgestellt betrachten konnte, lud uns der Marburger Historiker Bernhard vom Brocke für eine Ende Juni 1990 in der Reimers-Stiftung in Bad Homburg durchgeführte Tagung „Wissenschaft im Industriezeitalter - das System Althoff“ ein. Althoff war der begnadete Wissenschaftspolitiker der wilhelminischen Ära, der von 1882 bis 1907, das kann man wohl ohne allzu große Vergrößerung sagen, die Wissenschaftspolitik im ganzen wilhelminischen Deutschland stark beeinflusste. Diese Konferenz war schon zeitiger geplant worden und nun ergab sich durch die Wende die Möglichkeit das Programm stark zu komplettieren. Bernhard vom Brocke hatte selbst darauf Wert

gelegt, dass etwa gleich viele Referenten aus der DDR und aus der Bundesrepublik kamen. Wir hatten das Erlebnis der Symmetrie und der Gleichwertigkeit, ein Gefühl, das uns später gründlich ausgetrieben wurde. Denn mehr noch als diejenigen, die aus meinem Bereich kamen, hatten die, die aus anderen Institutionen der DDR kamen, erst recht keine wissenschaftliche Zukunft zugebilligt bekommen. So war das Buch „Wissenschaft im Industriezeitalter - das System Althoff“, das in Hildesheim 1991 erschien, ein einzigartiges Dokument einer deutsch-deutschen Symmetrie in der Wissenschaft, die hätte realisiert werden können, aber nicht realisiert worden ist. Mit Bernhard vom Brocke, mit dem mich eine sehr freundliche Kollegialität verbindet, habe ich dann in den folgenden Jahren verschiedene Dinge gemacht. Eines möchte ich hier erwähnen, das uns sehr viel Mühe bereitet hat, da wir es beide auf ehrenamtlicher Basis ohne ein institutionelles Hinterland und ohne technischen Support gemacht haben: das sehr umfangreiche Buch „Die Kaiser-Wilhelm/Max-Planck-Gesellschaft und ihre Institute - das Harnack-Prinzip“, wo das Harnack-Prinzip als leitendes Institutionalprinzip dieser Gesellschaft von allen Seiten her beleuchtet und auseinander genommen wird. Dieses Buch hätten wir fast nicht publizieren können, weil der namhafte De-Gruyter-Verlag einen gigantischen Druckkostenzuschuss verlangte. Bernhard vom Brocke konnte erreichen, dass die Generalverwaltung der Max-Planck-Gesellschaft einen größeren Posten dieses Werkes aufkaufte und dieses Geld dann als Druckkostenzuschuss verwendet wurde.

Paycha: Das ist schön.

Laitko: Seitdem hat es die Generalverwaltung immer wieder als Ehrengeschenk ausländischen Gästen und Besuchern aus anderen Institutionen in die Hand gedrückt. So war natürlich auch ich darauf angewiesen, mir über persönliche Beziehungen einen Weg zu bahnen. Nur bestand der Unterschied zwischen mir und denen, die irgendwo noch eine Anstellung bekommen hatten, darin, dass ich auch für die technischen Arbeiten kein Hinterland hatte und auf die eigenen autonomen Möglichkeiten angewiesen war. Hier hat die Veränderung der technischen Basis der wissenschaftlichen Arbeit einiges geholfen. Ohne Computer hätte man das alles nicht machen können. Der Computer hat es, wenn auch schwer, immerhin möglich gemacht. Und ich muss heute noch denjenigen, die mir früh zum Computer geraten hatten, und denen ich erst einmal skeptisch begegnet war, nachträglich Abbitte leisten.

Paycha: Sie haben jetzt von den beruflichen Umständen zu Zeiten der Wende gesprochen. Können Sie sagen, wie das auch persönlich für Sie als Mensch gewirkt hat? Sie haben gesagt, es gäbe eine gute Stimmung in der Forschungsgruppe und das hat wahrscheinlich geholfen. Trotzdem waren das sicher schwierige Zeiten. Wie haben Sie das erlebt?

Laitko: Dazu muss ich Zweierlei sagen. Zum einen waren in der DDR, mit Ausnahme von Assistenten und Aspiranturen, praktisch alle, auch wissenschaftlichen Arbeitsverhältnisse, unbefristet. Niemand musste sich irgendwelche Sorgen darum machen, dass er jemals seinen Arbeitsplatz verlieren könnte, wenn er nicht in politischen Konflikt mit dem System gerät. Aber das hatte schlagartig ein Ende. Alle Arbeitsverhältnisse im öffentlichen Dienst wurden, und das war einer der Grundmechanismen für den Vollzug der Wende, beendet. Die Mitarbeiter wurden in eine sogenannte Warteschleife geschickt und mussten sich um ihre bisherigen Stellen, wenn sie dann noch existierten, neu bewerben. Oft auch gegen eine übermächtige westdeutsche Konkurrenz, denn in der Wissenschaft war in den letzten 10 Jahren in der alten Bundesrepublik ein mächtiger Berg von Habilitierten herangewachsen, die in den eigenen Instituten keine oder nur geringe Aussichten auf eine Professur hatten, und die nun als eine Art Goldgräber nach dem Osten strömten und in der Regel auch präferiert wurden, da die Struktur- und Berufungskommissionen im Wesentlichen westdeutsch geleitet waren.

Paycha: Das wusste ich nicht.

Laitko: Es wurde das vollzogen, was man Elitenwechsel nennt, ein Terminus der mir nicht so sehr behagt. Wir waren in der DDR nicht disponiert in Eliten zu denken, aber als soziologischen terminus technicus muss man es natürlich annehmen. Nun bestand ein großer Unterschied: Die Universitäten bestanden als Einrichtungen weiter, auch wenn ihre Binnenstruktur vollständig umgewälzt wurde. Alle wussten, meine Stelle ist nicht mehr sicher, und wie es in solchen Umbruchsituationen nahezu selbstverständlich zu erwarten ist, entstand ein Klima der Konkurrenz und der Denunziation. Viele dachten, sie könnten sich, wenn sie den einen oder anderen als systemnah denunzierten, ihre eigenen Chancen verbessern. Die Akademie war in dieser Hinsicht in einer glücklichen Situation. Wir wussten kein Institut wird überleben, also wäre es auch überhaupt nicht zielführend gewesen, die innere Solidarität aufzulösen und stattdessen zu einer Atmosphäre des Eiferns und der Konkurrenz überzugehen. Davon denke ich haben wir alle profitiert. Wir haben unter uns dann gesagt: wir schauen uns an, wie die Altersstruktur ist. Wir hatten einige, die über die 50 raus waren. Die 55-jährigen waren erst einmal in einer sehr kritischen Lage, aber dann wurde zeitweise das Altersübergangsgeld bis auf die 55-jährigen ausgedehnt. Dadurch konnten sie sich in das Altersübergangsgeld retten und hatten eine gewisse Versorgung.

Wir beschlossen, dass als erstes die vier Mitarbeiter über 55 sich um das Altersübergangsgeld bemühen sollten, um den Jungen nicht die Plätze wegzunehmen. Drei von denen sind schon tot und einer bin ich. Deshalb war die Atmosphäre bei aller Erregtheit auch human, auch in dieser Zeit. Zweitens, als Historiker ist man gehalten, die Erlebnisse des Tages nach Möglichkeit in große Zusammenhänge einzubetten. Obwohl man als Alltagsmensch in gleichem Maße wie jeder andere von dem beeinträchtigt und beeinflusst ist, was einem aktuell widerfährt, kann man sich doch gleichzeitig auf die Perspektive zurückziehen: Dort ist der Sandkasten, dort wimmeln die Akteure, darunter auch man selbst, aber man ist auch das betrachtende Subjekt und ordnet es ein. Insofern habe ich natürlich als zwar wenig wahrscheinliche, aber immerhin einzukalkulierende Möglichkeit, die Systemübernahme doch schon voraus denken müssen. Es war in der Tat so, dass diesen weltweiten und nicht nur deutschen Clash von 1989/90 niemand so verbindlich vorausgesehen hat, obwohl nachher alle ihn vorausgesehen haben wollen.

Paycha: Das passiert immer.

Laitko: Nachher sind sie alle schlau, aber vorher waren sie nicht schlau. Ich habe auch aus diesem Grund Bezug genommen auf das SPD/SED Papier. Ich hätte genauso gut auf entsprechende Verlautbarungen aus der CDU rekurrieren können. Sie alle hatten sich noch 1987/88 auf ein langfristiges Nebeneinander der Systeme eingestellt und auf ein aufeinander zugehen in kleinen Schritten. Es ist klar, als das Unwahrscheinliche eintrat, erfolgte auf westlicher Seite ein sofortiger Strategiewechsel. Natürlich mussten die Vorteile, die sich aktuell ergaben, auch umfassend genutzt werden. Dann war es nicht mehr so, dass wir begehrte Diskussions- und Verhandlungspartner waren, sondern ab diesem Moment waren wir einfach die Vertreter des untergegangenen Systems, denen auch keine großen Chancen mehr zuzubilligen sind. Aber das muss man als Historiker begreifen. Die Geschichte bietet nicht allzu viele Parallelinstanzen, aber einige gibt es schon.

Paycha: Sie sprachen von der Unsicherheit, die es bei allen gab. Früher hatte man eine Dauerstelle und plötzlich stand man vor Arbeitslosigkeit. Sie haben uns erklärt, dass sie das als Historiker anders empfunden haben. Aber können Sie etwas über das Gefühl der Sicherheit davor und der Unsicherheit danach, nicht nur materiell gesehen, sondern auch als Grundgefühl, sagen?

Laitko: Ja, selbstverständlich ist es so, wenn die alltäglichen Gewissheiten, die man, schon weil sie alltäglich sind, nicht weiter reflektiert, urplötzlich verschwinden und es nicht mehr nur eine theoretisch erwogene Möglichkeit ist, sondern es tatsächlich eintritt, das ist schon etwas anderes. Das ist genauso wie über eine schwere Krankheit als Möglichkeit zu reflektieren, oder, unnötig so negativ zu sein, über

einen Millionengewinn als Möglichkeit zu reflektieren, und den Millionengewinn tatsächlich zu haben. Da hat es einen Moment der Veränderung der subjektiven Sphäre gegeben, der mir auch jetzt noch in Erinnerung geblieben ist. Man muss bedenken, es ist dreißig Jahre her. Wenn Sie heute jemand nach dieser Zeit befragen, dann bekommen Sie als Antwort nicht das, was vor dreißig Jahren war, sondern die Art und Weise, wie das der Proband oder die Probandin es heute sieht. Denn zwangsläufig ist in der Zwischenzeit viel aus dem Gedächtnis verschwunden. Allein durch den natürlichen Errosionsprozess der Erinnerung verändern sich die Gewichte. Aber eines ist mir noch sehr gegenwärtig und ich habe das auch in dem 1996er Text aus Göttingen, den ich Ihnen gegeben habe, aufgeschrieben: Auf einmal schien die subjektive Zeit zu kollabieren. Es gab kaum noch Vergangenheit, aber auch kaum noch Zukunft. Es war alles Gegenwart. Man musste sich im hier und heute orientieren, oder, um ein Wort der Kanzlerin Merkel aus einem ganz anderen Kontext zu verwenden, man konnte nur auf Sicht fahren. Das ist für einen Wissenschaftler eine ungewöhnliche mentale Kondition und man versucht aus ihr so schnell wie möglich zu entkommen. Und für den Historiker ist die Art und Weise aus dieser existenziellen Verunsicherung zu entkommen die Einordnung in die großen Zusammenhänge, die Reflexion darüber, dass die Geschichte selten ein Zwangslauf ist, sondern in der Regel Konkurrenzen unterschiedlicher Trends stattfinden und aus der Interaktion dieser Trends auch nicht prognostizierbare Brüche und Einbrüche entstehen können. Dadurch kann man sagen, dass diese Phase der elementaren Verunsicherung zumindest für mich sehr kurz war.

Paycha: Können Sie etwas dazu sagen, was Sie von Ihrer Erfahrung als DDR-Bürger, -Wissenschaftler und auch als Kind in der DDR vermissen? Gibt es etwas, das Sie tief vermissen, das jetzt nicht mehr zur Verfügung steht?

Laitko: Ich glaube jeder alt gewordene Mensch vermisst seine Kindheit und Jugend, denn das waren die Zeiten, in denen das Leben noch eine unübersehbare Menge von Möglichkeiten bot. Das ist gar nicht so sehr DDR-spezifisch. Was ich am meisten vermisse ist die Möglichkeit dieses wissenschaftliche Programm, das wir in Berlin erst aus einem langen hin- und her ausgebrütet hatten, dass also nicht auf einmal da war, sondern das aus der Interaktion erwachsen ist, weiterzuführen. Es ist schade, dass dieses Programm gerade in dem Moment, in dem es anfang Früchte zu tragen, jäh durch die äußeren Umstände gestoppt worden ist.

Paycha: Das ist frustrierend.

Laitko: Das ist unwiederbringlich, und das vermisse ich sehr wohl. Ich vermisse auch noch ein Zweites, was besonders zu dem Elitenwechsel gehörte und offensichtlich auch sehr wohl beabsichtigt war, und das ist die Unterbrechung der Generationenfolge. Für einen Wissenschaftler von einem bestimmten Alter an ist es wichtiger Schüler heranzubilden, als selbst immer etwas anderes zu machen, obwohl man natürlich selbst auch neugierig bleibt. Wenn man selbst überhaupt nicht mehr forschen will ist man auch irgendwie tot. Die Tatsache, dass ich seit 1991/92 praktisch keine Doktoranden oder Habilitanden mehr betreuen konnte, das hängt natürlich mit dem Ausstieg aus dem Institutionensystem zusammen. Das tut mir sehr leid und ist etwas, das ich wirklich ernsthaft vermisse. Aber auf diese Weise werden auch Traditionen abgeschnitten und bewusst abgeschnitten. Auf der anderen Seite verstehe ich auch die Interessen, aus denen sie abgeschnitten werden. Als Historiker muss man versuchen sich in die Motivationen und Interessenlagen aller Akteure in der Arena hineinzusetzen, egal ob sie in eine Richtung agieren, die einem sympathisch ist, oder in eine Richtung die dem entgegenläuft.

Paycha: Ich glaube wir sind fast mit der Zeit um. Gibt es etwas, das Sie noch sagen möchten? Ich spüre deutlich, dass Sie noch viel sagen wollen, aber gibt es was Dringendes?

Laitko: Eigentlich sind wir hier an einer Stelle angekommen, wo das Bild rund ist. Ich selbst bin auf meinem Lebensweg in einer Position, in der ich, einer schweren Erkrankung geschuldet, nicht mehr beliebig langfristig planen kann. Es wäre unvernünftig, wenn ich Ihnen jetzt sagen würde, ich habe mir noch diese oder jene Bücher vorgenommen. Sondern es sind eher die kleinen Brötchen, die man jetzt noch backen kann und man muss dann auch sagen, wenn man damit nicht mehr fertig wird, dann legt man es aus der Hand, man kann nicht anders. Aber man sollte auch, solange es noch geht, auch im fortgeschrittenen Lebensalter immer versucht noch etwas Neues zu machen, etwas das einen ganz und gar in Anspruch nimmt und wo man nicht einfach auf Routinen zurückgreifen kann. So etwas ist gerade auf den Markt gekommen und da habe ich auch bewusst eine dienende Rolle gespielt. Es ist gerade ein Buch mit den Auschwitz-Memoiren des Prager Physiologen und Traumatologen Tomáš Radil erschienen, in dem er das Jahr rekonstruiert und reflektiert, dass er als 13- bis 14-jähriger in Auschwitz verbracht hat. Er gehörte zu den wenigen seines Deportationskontingents, die dort überlebt haben. Und er hat als 75-jähriger Professor, selbst schon emeritiert, er wird in diesem Jahr 90, seine Erinnerungen niedergeschrieben. Und zwar nicht retrospektiv, sondern in dem Versuch wieder der 13- oder 14-Jährige zu sein, der dort diese entsetzliche Tortur durchlebte, dabei fast alle Freunde und Altersgefährten und die meisten seiner Verwandten verliert. Es ist heute erst recht wichtig, angesichts des Wiederaufstiegs rechter Tendenzen und rechtsorientierter Kräfte, diese Erinnerungen zu bewahren so gut es irgend geht. Das Buch ist erschienen unter dem Titel „Ein bisschen Leben vor diesem Sterben“. Der Titel ist einer Szene entnommen, in der gerade ein großer Teil der jungen Gruppe selektiert und ins Gas geschickt worden ist. Und einer derjenigen die überlebt haben sagt das, nachdem die Spannung von ihnen abgefallen war. Der Leiter des Arco-Verlages, in dem das herausgekommen ist, hat diese Stelle zum Titel genommen. Es ist ein Buch von 800 Seiten. Das habe ich als Nebenbeschäftigung schon während meiner diagnostizierten Erkrankung aus dem Tschechischen übersetzt.

Paycha: Ah! Das haben Sie gemacht.

Laitko: Und wenn mir noch ein bisschen Zeit gegeben ist, mache ich auch noch etwas wieder ganz anderes.

Paycha: Sehr schön!

Laitko: Das ist etwas, dass mit der Wissenschaft nur insofern zusammenhängt, als dass der Autor selbst ein Wissenschaftler ist. Ich denke aber, man darf sich diesen Herausforderungen, wenn sie einem denn dann entgegenkommen, nicht entziehen. Ich habe dabei auch eine Menge gelernt. Vorher konnte ich allenfalls nur wissenschaftliche Artikel aus dem Tschechischen ins Deutsche bringen. Die Arbeit daran hat mich nun mit allen möglichen Feinheiten der Sprache bekannt gemacht, und übrigens, so schließen sich die Kreise im Leben, da habe ich natürlich auch das Gefühl für Sprache aus der Journalistenzeit wieder beleben können, so wie ich auch immer, mein ganzes Leben lang, darauf Wert gelegt habe, dass die Artikel und Bücher, die ich gemacht habe, in einer gut lesbaren Sprache und nicht einfach nur trocken wissenschaftlich gehalten sind.

Paycha: Und so sprechen Sie auch. In einer sehr schönen Sprache. Vielen, vielen Dank. Es waren sehr interessante, auch historische Einblicke, und man merkt, dass Sie sich als Historiker über Ihre eigenen Erfahrungen positionieren. Vielen, vielen Dank.

Laitko: So gut man es noch als sogenannter Hochbetagter kann.

Paycha: Danke schön!

Interview mit Prof. Dr. Thomas Kuczynski

Biodaten:

Thomas Kuczynski wurde in London geboren. Er studierte Statistik an der Hochschule für Ökonomie, Berlin-Karlshorst, und promovierte 1972 bei Hans Mottek über "Das Ende der Weltwirtschaftskrise in Deutschland 1932/33". Von 1972 bis zu dessen Abwicklung 1991 arbeitete Thomas Kuczynski am Institut für Wirtschaftsgeschichte der Akademie der Wissenschaften der DDR und war von 1988 bis 1991 dessen letzter Direktor. Seither hat er mehrere Artikel, Aufsätze und Bücher veröffentlicht, zu seinen Hauptwerken gehört eine leserfreundliche Ausgabe von "Kapital, Band 1" von Karl Marx.

Das Interview fand am 10. November 2020 statt.

Transkript:

Paycha: Vielen Dank, dass Sie hier sind, in diesen besonderen Umständen. Das macht es noch interessanter und ist auch für Sie nicht so einfach. Vielen Dank an das Filmteam, dass wir das hier überhaupt machen können. Also ich freue mich Sie heute hier zu empfangen, Herr Kuczynski, das ist für uns eine Ehre und ich bin sehr froh, dass wir das geschafft haben. Da wir uns nicht kennen, bitte ich Sie sich kurz vorzustellen. Gerne auch fachlich. Ich bin Mathematikerin und wir haben viele Mathematiker interviewt, und es wäre schön, wenn Sie uns ein bisschen von Ihrem Fach erzählen.

Kuczynski: Dann fange ich mit dem Studium an, das war das Studium der Statistik, an der Hochschule für Ökonomie in Berlin-Karlshorst. Danach bin ich zur Wirtschaftsgeschichte gegangen. Meine Diplomarbeit hatte ich schon zur Anwendung mathematisch-statistischer Methoden in der Wirtschaftsgeschichtsschreibung geschrieben, speziell über die Analyse der Statistiken von Walther G. Hoffmann über das Wachstum der deutschen Wirtschaft. Dann war ich bei meinem Lehrer in Wirtschaftsgeschichte, Hans Mottek, vier Jahre Assistent und habe meine Dissertation über das Ende der Weltwirtschaftskrise in Deutschland 1932/33 geschrieben. Nach der Promotion bin ich an die Akademie gegangen, ins Institut für Wirtschaftsgeschichte. Dort war ich zunächst Mitarbeiter. 1974 habe ich dann angefangen eine kleine Forschungsgruppe „Anwendung mathematischer Methoden in der Wirtschaftsgeschichtsschreibung“ aufzubauen. Die habe ich dann bis 1991 geleitet. Ich habe aber nicht nur über mathematische Methoden gearbeitet. Zu meinem Spezialgebiet gehörten die langen Wellen der Konjunktur, die Kondratieff-Zyklen, aber ich war auch in verschiedene andere Projekte involviert, zum Beispiel das „Handbuch für Wirtschaftsgeschichte“ in zwei Bänden, das wir herausgegeben haben, oder die „Geschichte der Produktivkräfte in Deutschland von 1800 bis 1945“ in drei Bänden. 1987 wurde ich stellvertretender Direktor des Instituts und von 1988 bis 1991 war ich der letzte Direktor des Instituts für Wirtschaftsgeschichte. Das war etwas sehr Merkwürdiges, denn mein Vater hatte das Institut aufgebaut, und ich war für den Abbau zuständig.

Paycha: Zwei Generationen.

Kuczynski: Genau. Ich habe mich dann sehr weitgehend umgestellt. Ich hatte damit schon zu DDR Zeiten angefangen, aber damals war es ein Hobby: die Editionsgeschichte des Kommunistischen Manifests. Das habe ich dann, nachdem ich 92 arbeitslos geworden war, komplettiert, und es ist dann auch im Karl-Marx Haus Trier erschienen. Ziemlich bald danach hatte ich die Idee eine neue Ausgabe

des Kapitals von Marx, Band 1, zu machen. Da gab es viele Unterbrechungen. Beispielsweise habe ich im Auftrag die Entschädigungsansprüche der Zwangsarbeitskräfte, die während des zweiten Weltkriegs nach Deutschland deportiert worden waren, ermittelt. Oder ich habe, auch eine Auftragsarbeit, ein Geschäftsbuch von Moses Mendelssohn aus dem 18. Jahrhundert editiert. Das waren längere Unterbrechungen.

Paycha: Ja, das klingt nach großen Projekten.

Kuczynski: Aber danach habe ich mich immer wieder an das Kapital gesetzt. Am Anfang stand eigentlich die Frage der Arbeitswerttheorie von Marx. Ich stellte fest, dass es da Widersprüche zwischen seinen verschiedenen Aussagen von 1857, den Grundrissen, bis zur französischen Ausgabe des Kapitals von Dietz 1875 gab. Eigentlich wollte ich das aufarbeiten und kam dann aber zu der Edition des ersten Bandes, was ich völlig eigenständig gemacht habe, ohne Auftraggeber.

Paycha: Haben Sie das allein entschieden, oder zusammen mit anderen? Das ist eine riesige Aufgabe.

Kuczynski: Es hat mich ja auch summa summarum zwanzig Jahre gekostet, mit längeren Unterbrechungen. Nein, ich habe das völlig selbstständig entschieden. Ich habe dann natürlich mit verschiedenen Leuten gesprochen, auch wegen einer Kofinanzierung. Das hat aber alles nicht funktioniert. Seitdem ich diese Ausgaben 2017 abgeschlossen und sie herausgegeben habe, bin ich wieder bei der Arbeitswerttheorie, aber nun, zwanzig Jahre später, natürlich von anderen Gesichtspunkten her, einschließlich der Frage inwieweit die Arbeitswerttheorie auf die Probleme der ökologischen Krise anwendbar ist. Das wird sicherlich noch eine ganze Weile dauern.

Paycha: Wird das zu Veröffentlichungen führen? Gibt es da ein großes Projekt oder werden das Artikel?

Kuczynski: Es gibt dazu ein paar Artikel. Ich möchte kein dickes Buch schreiben.

Paycha: Das war genug.

Kuczynski: Obwohl ich von der Substanz überhaupt nicht mit ihm übereinstimme, aber von der Durchführung und Anlage her, schwebt mir so etwas vor wie Piero Sraffas „Commodity Production by Means of Commodities“, „Warenproduktion mittels Waren“ heißt es im Deutschen. Er hat ewig daran gearbeitet und es ist ein Broschürchen von 150 Seiten, ganz „ricardianisch“. Er ist auch der große Herausgeber der Ricardo-Werke. 150 Seiten, das ist das was mir vorschwebt. Ob es mir gelingen wird: On verra.

Paycha: Ja! Aber ein schönes Projekt. Das Kapital von Marx hat heute und in den letzten Jahren eine neue Resonanz, habe ich den Eindruck.

Kuczynski: Ja.

Paycha: Was haben Sie damit für Erfahrungen gemacht?

Kuczynski: Die neue Textausgabe, die ich gemacht habe, davon ist die erste Auflage verkauft und bei der Zweiten läppert es sich so hin. Marx ist in aller Munde und natürlich dieses Jahr auch Engels.

Aber wenn man nach wirklich substantiellen Beiträgen sucht ist es in Deutschland sehr dünn. Im angloamerikanischen Raum gibt es ein wirkliches Marx Revival, wenn man so will, teilweise mit sehr spannenden Ansätzen. Ich habe jetzt gerade „Rethinking Marx“ gelesen, das ist ein sehr schöner Band mit 30 Kapiteln verschiedenster Autoren, die eine wirklich sehr gelungene Einführung in das Marxsche Denken ist. Aber in Deutschland ist es sehr, sehr viel schwächer.

Paycha: Ihr Ziel damals war eine Einführung in das Denken Marx' für jedermann zu machen und gleichzeitig verschiedene Quellen zusammen zu bringen und ein bisschen Ordnung zu schaffen? Oder was war Ihr Ziel?

Kuczynski: Mein Ziel bei der Kapitalausgabe?

Paycha: Ja.

Kuczynski: Nein, die Kapitalausgabe hatte ein einziges Ziel. Marx hat die zweite deutsche Ausgabe 1872 abgeschlossen und ganz kurz danach die französische gemacht. Er hatte zwar eine Übersetzung von Roy, aber war mit der außerordentlich unzufrieden. Man kann es nicht beurteilen, denn die originale Übersetzung von Roy existiert nicht mehr, sondern nur das was Marx überarbeitet publiziert hat und da hat er eine Unmenge von Veränderungen vorgenommen. Im Unterschied zu seinem Compagnon Engels, hat er diese französische Ausgabe sehr geschätzt. Er hatte auch überhaupt nichts dagegen, dass diese Ausgabe Grundlage für eine italienische Übersetzung wird. Die ist zwar damals nicht zustande gekommen, aber die Ausgabe die Gramsci benutzt hat, 1915 bei Avanti erschienen, basiert noch auf der französischen Ausgabe.

Paycha: Interessant.

Kuczynski: Und bei der zweiten russischen Übersetzung, die eigentlich in den 80er Jahren erscheinen sollte, hatte Marx dem Übersetzer Danielson ziemlich klar gesagt, er solle die ersten beiden Kapitel nach der deutschen Ausgabe übersetzten und bei allen anderen ganz sorgfältig die französische und die deutsche Ausgabe vergleichen. Wenn er dazu gekommen wäre eine 3. Auflage zu machen, dann hätte er sicher viel zu ändern gehabt. Und mir ging es darum die Vorteile der beiden Ausgaben miteinander zu kombinieren. Das ist es, was ich 2017 vorgelegt habe. Natürlich mit einem historisch-kritischen Apparat, wo alle Abweichungen zu den verschiedenen Ausgaben dokumentiert sind, so dass, wer daran interessiert ist, sich sagen kann, er will meine Version nicht, die französische oder zweite deutsche sei doch viel schöner.

Paycha: Sehr interessant. Sie waren Lehrstuhlinhaber...

Kuczynski: Nein, ich habe keinen Lehrstuhl gehabt.

Paycha: An der Akademie gibt es keine Lehrstühle.

Kuczynski: Nein.

Paycha: Sie haben eine Forschungsgruppe geleitet?

Kuczynski: Ja, und dann das Institut als Ganzes.

Paycha: Und das während der schwierigen Jahre.

Kuczynski: Ja.

Paycha: Können Sie ein bisschen von Ihren Erfahrungen zu der Zeit erzählen, beruflich und persönlich. Vielleicht mussten Sie im Bezug auf Ihre Mitarbeiter auch Entscheidungen treffen, die nicht leicht waren? Ich weiß nicht, was Sie konkret zu tun hatten.

Kuczynski: Ich glaube ich bin bei den Gesellschaftswissenschaften der einzige Direktor, der tatsächlich von 1988 bis 91 dirigiert hat, wie ich das immer genannt habe. Denn die Direktoren wurden 90 gewählt und ich war froh, dass ich von meinem Institut, wir waren ein kleines Institut, 66 Mitarbeiter einschließlich aller Techniker, 6 Gegenstimmen bekam. So sah es nicht so „stalinistisch“ aus. Ich würde

denken, am Ende meiner Amtstätigkeit ist keiner meiner wissenschaftlichen Mitarbeiter arbeitslos gewesen.

Paycha: Oh, das ist super! Alle 66...

Kuczynski: Nein, 66 ist einschließlich der Technik.

Paycha: Und die zählen sie nicht mit.

Kuczynski: Bei denen ist es ganz unterschiedlich gewesen. Es gab eine größere Anzahl von Mitarbeitern die in den Vorruhestand gegangen sind, das war damals ab 55 möglich. Aber es gab keinen der arbeitslos gewesen ist und die allermeisten haben auch, nicht unbedingt direkt in der Wirtschaftsgeschichte, anverwandte Tätigkeiten bekommen. Der eine war dann Chef des Münzkabinetts in Schwerin und die andere bei der historischen Abteilung der Konrad-Adenauer-Stiftung und so weiter. Also nicht das was vielen anderen Ökonomen passiert ist, dass sie dann Versicherungsvertreter geworden sind. Und natürlich habe ich meine Mitarbeiter sehr früh darauf vorbereitet. Wir waren ein Institut indem es unter den Wissenschaftlerinnen und Wissenschaftlern sehr viele Leute gab, die relativ regelmäßig die Bibliotheken in Westberlin und das Institut für Wirtschaftsgeschichte der FU aufgesucht haben. Wir hatten auch Beziehungen, vor allem zum Institut für Geschichte in Göttingen. Nach dem Mauerfall habe ich meinen Leuten gesagt: „Bislang waren wir Gäste, und zu Gästen ist man freundlich und zuvorkommend und nett. Jetzt sind wir Kollegen.“ Sie kennen vielleicht den deutschen Spruch: „Der liebe Gott erschuf den Herrn Professor, und der Teufel den Kollegen.“ Ich habe sie sehr früh darauf vorbereitet, das hat vielleicht auch ein bisschen geholfen, dass sie nicht arbeitslos geworden sind.

Paycha: Wenn Sie sagen sehr früh, wann genau meinen Sie?

Kuczynski: 10. November.

Paycha: Das heißt sonst wäre es Ihren Mitarbeitern nicht bewusst gewesen, dass die Gefahr so groß war? Das war noch nicht klar.

Kuczynski: Es war überhaupt noch nicht klar.

Paycha: Wie lange war es unklar?

Kuczynski: Da sind die Meinungen verschieden. Die einen sagen 1. Februar 90, als der Ministerpräsident Modrow aus Moskau kam und die Losung „Deutschland einig Vaterland“ verkündete. Die anderen sagen der 18.März, als das Ergebnis der Wahlen kam. Es gibt auch Leute die sagen bis zum 1.Juli zur Währungsunion hätte man vielleicht noch etwas machen können, danach nicht mehr. Das kann sein. Vielleicht noch ein Wort zu meiner eigenen Forschungsgruppe, weil das sehr aufschlussreich ist. Die Forschungsgruppe ist komplett übernommen worden vom Kölner Institut für Sozialforschung.

Paycha: Was meinen Sie mit komplett?

Kuczynski: Wir waren 6, und das Angebot war 5 Leute zu übernehmen. Meine Leute sind alle übernommen worden.

Paycha: Das heißt Sie haben sich selbst rausgenommen?

Kuczynski: Ja, natürlich. Der Kapitän verlässt als letzter das Schiff.

Paycha: Ok. Und Sie haben entschieden Platz für andere zu machen und sind aus der Forschung ausgetreten, die Sie bis dahin aktiv gemacht hatten und Sie haben das Thema gewechselt.

Kuczynski: Ja.

Paycha: Was war Ihr Überlebensrezept? Wie haben Sie sich dafür entschieden?

Kuczynski: Das ist eine sehr viel längere Geschichte. Vor meinem Studium war ich Hilfsarbeiter in einer Bibliothek, ein Jahr lang zwischen Abitur und Studium. Das war die Bibliothek des Instituts für Marxismus-Leninismus beim ZK der SED, also das zentrale Partieforschungsinstitut für Geschichte der Arbeiterbewegung, dort wo die Marx-Engels-Werke erschienen sind und später die MEGA (Anm.: *Marx-Engels-Gesamtausgabe*). Als Hilfsarbeiter, ich hatte keine Ausbildung, fängt man im Magazin an. Da stellte ich fest: es gibt verschiedene Magazine: die Magazine für alle Mitarbeiter und spezielle Giftschränke. An die Literatur aus diesem Teil, der natürlich für den Magaziner genauso zugänglich ist wie jedes andere Teil der Bibliothek, kamen also noch nicht einmal alle Mitarbeiter, obwohl das sehr ausgesuchte Leute waren, sondern nur ein nochmals ausgesuchterer Kreis. Ich war durchaus interessiert an der Geschichte der Arbeiterbewegung und der Geschichte des Sozialismus. Aber da habe ich mir gesagt, das kann ich privat machen, aber da ist das Interesse am wissenschaftlichen Befund zu gering, als dass ich mich darauf einlasse. Das war natürlich mit der sogenannten Wende völlig anders. Das zweite Moment, das eine große Rolle spielte, war das Problem der politischen Ökonomie. Ich war Wirtschaftshistoriker und meine Grundausbildung hatte ich natürlich in politischer Ökonomie. Das war auch das Fach wo ich, wie man im Deutschen so schön sagt, wirklich geocht habe. Die politische Ökonomie des Sozialismus habe ich nie so recht verstanden. Bei Marx ist zu lesen „Der Wert ist ein gesellschaftliches Verhältnis“. Wo ist dieses Verhältnis im Sozialismus, wenn es dort Wert geben soll? Eine Frage, die mir niemand richtig beantworten konnte. Dazu kam, dass es gerade in meiner Studienzeit sehr scharfe Auseinandersetzungen gab über den modernen Kapitalismus: wie ist er zu analysieren? Was ist gegenüber Marx anders? Und so weiter. Das war eine vor allem auch politisch geführte Auseinandersetzung und dazu hatte ich auch keine Lust, so dass Wirtschaftsgeschichte, obwohl dort meine eigentliche Karriere stattfand, meine dritte Wahl war.

Paycha: Und wo liegt die Statistik?

Kuczynski: Die Statistik ist ein Instrument.

Paycha: Für Sie ist es kein Ziel an sich, sondern ein Instrument.

Kuczynski: Ich habe natürlich durchaus statistisch gearbeitet. Ich habe auch einiges an kritischen Betrachtungen gemacht, vor allen Dingen in Zusammenhang mit der Analyse der langen Wellen, die bis heute immer unter dem Motto betrachtet werden: die langen Wellen sind Abweichungen vom Trend. Aber was ist der Trend? Die beste Definition die ich dazu kenne ist die von Darrel Huff: „Jeden Tag sterben mehr und mehr Menschen, das ist der Trend.“ Ich habe als analytisches Konzept expandierende oder eskalierende Funktionen entwickelt, weil die tatsächlich die lange Welle als den Trend herausarbeiten und das habe ich bis 90/91 gemacht. Dazu habe ich auch publiziert. Das war ein Moment, wo Statistik für mich nicht nur Instrument sondern auch Forschungsgegenstand war. Ein anderer war, leider auch vergeblich, die Untersuchung des Zusammenhangs von Zufallsfehlern, systematischen Fehlern und wahrscheinlichen Maximalfehlern. Das geht zurück auf ein Konzept, das Simon Kuznets entwickelt hatte, der wahrscheinliche Maximalfehler, und ich habe ihn auf Zeitreihenanalysen unter dem Gesichtspunkt des systematischen Fehlers angewandt. Es gibt nicht sehr viel Zeitreihen die von Verschiedenen aufgebaut worden sind. Aber beispielsweise die amerikanische Arbeitslosenstatistik der 20er, 30er Jahre, bis 1941, bis zum Kriegseintritt. Dafür gibt es 6 oder 8 verschiedene Zeitreihen mit absolut gesehen riesigen Unterschieden. Wenn man die aber analysiert stellt man fest 95% sind systematische Fehler. Das interessante ist, dass das eben auch gilt, wenn ich das Gesetz der großen Zahlen umkehre. Das heißt, wenn ich die Frage stelle: Wenn das Gesamtergebnis 5% Schwankungsbreite hat und wir haben 400 Kreise bei der Bevölkerungszählung,

wie groß ist dann schätzungsweise der Fehler in einem einzelnen Kreis? Wenn man da vom reinen Zufallsfehler ausgeht kommt man zu völlig irrsinnige Daten. Also auch dort gibt es natürlich diesen systematischen Fehler. Zu der Statistik der systematischen Fehler, ich habe lange nicht in die Statistik-Bücher hineingeschaut, gibt es inzwischen ein bisschen, aber nicht sehr viel, Forschung dazu. Der wahrscheinliche Maximalfehler ist glaube ich komplett vergessen.

Paycha: Sind Sie, seitdem Sie nicht mehr an der Akademie arbeiten, noch in Kontakt mit den Mitarbeitern von damals?

Kuczynski: Ja, zunächst waren die Kontakte noch relativ stark. Man sah sich wenigstens so ein, zwei Mal im Jahr. Jetzt sind dreißig Jahre vergangen.

Paycha: Das ist viel.

Kuczynski: Ja. Es ist auch eine große Anzahl von Kolleginnen und Kollegen inzwischen verstorben. Es gibt ein paar zu denen ich noch Kontakt habe, aber das sind wenige.

Paycha: Wie war die Atmosphäre in ihrer Forschungsgruppe und im Institut damals? Ich denke, in den letzten Zeiten war wahrscheinlich Druck da? Man sagt, dass die Forschungsgruppen sehr eng zusammengearbeitet haben und sich auch außerhalb der Arbeit getroffen haben. Ist das so gewesen?

Kuczynski: Das ist glaube ich sehr unterschiedlich gewesen. Die wissenschaftlich-technische Assistentin und ich hatten im November Geburtstag. Am Tage des Mauerfalls, am 9. November, das war schon seit ein paar Jahren so, traf man sich in der Forschungsgruppe und wir gingen zusammen essen und waren guter Dinge. Das waren wir auch am 9. November abends. Ich kam nach Hause und die Mauer war auf. Insofern: Nein, man hat sich viel häufiger gesehen und nicht nur im Institut. Natürlich nicht alle, um Gottes Willen. Es gibt immer Leute die sich mehr mögen und Leute die sich weniger mögen, das ist klar. Aber insgesamt würde ich schon sagen, dass sie sich ganz gut verstanden haben.

Paycha: Sie haben vor kurzem Ihren Geburtstag gefeiert? Wenn es damals im November war, ist es wohl immer noch im November.

Kuczynski: Ja. Aber es ist ein ganz krummer Geburtstag, völlig belanglos. Ich habe sowieso nie verstanden, warum die Leute am meisten geehrt werden an dem Tage zu dem sie am wenigsten beigetragen haben.

Paycha: Sie haben wenig davon gesprochen was Sie damals empfunden haben. Sie haben sich wirklich als Leiter verhalten, wie Sie sagten: Kapitän des Schiffs. Aber für Sie war es wahrscheinlich ein sehr großer Schritt im Leben, oder waren Sie so vorbereitet, dass es sich ganz sanft weiterentwickelt hat?

Kuczynski: Wissen Sie, auf den 9. November war glaube ich niemand vorbereitet. Insofern war ich so unvorbereitet wie alle anderen. In Ost wie in West übrigens. Es ist alles Legende was da an Verschwörungstheorien entwickelt wurde, um den 9. November herum. Es gab sehr unterschiedliche Aspekte. Ich würde sagen, die Natur hat mich mit einem dicken Fell gesegnet, das habe ich von meinem Vater geerbt. Das ist in solchen Situationen glaube ich sehr hilfreich. Aber bei manchen war ich sehr erstaunt wie rasch die Wende persönlich vollzogen wurde. Später habe ich kapiert woran das liegt, wie ich überhaupt 89/90 demonstriert bekommen habe, ad oculus, wie 33 in Deutschland funktioniert hat.

Paycha: So haben Sie das empfunden.

Kuczynski: Nicht, dass ich das vereinigte Deutschland auf dem Wege zum Faschismus sah. Das nicht. Aber wie die Leute sich innerhalb von Tagen, Wochen, Monaten ändern.

Paycha: Sie passen sich an.

Kuczynski: Ja genau. Und ich sah das doch wesentlich anderes. Es gibt einen deutschen Schriftsteller, vor allem in der Weimarer Republik sehr bekannt gewesen, Kurt Hiller. Kurt Hiller hat einmal vor 33 gesagt: „Es gibt kein paar Stühle in Deutschland, zwischen denen ich nicht sitze.“

Paycha: Und so fühlen Sie sich.

Kuczynski: Ja.

Paycha: Fühlten Sie sich auch als Direktor des Instituts so?

Kuczynski: Nein. Sie fragen ja nach der Zeit nach 90. Natürlich habe ich mich auch zunächst einmal darum bemüht, als es auf das Ende des Instituts zuing, und gemeint: Wenn sie klug sind, dann geben sie mir ein Projekt das so riesig ist, dass ich 5 Jahre lang nicht „muh“ und nicht „meff“ sagen kann. Aber sie waren nicht so klug.

Paycha: Aber Sie haben sich das Projekt geschaffen.

Kuczynski: Genau.

Paycha: Sie sprachen vom Erbe Ihres Vaters und er hat glaube ich auch von Ihrem Großvater vieles geerbt. Es gibt eine Familientradition durch Statistik, Wirtschaftswissenschaft und auch politische Ökonomie, oder ist das mehr Ihre eigene Sache?

Kuczynski: Das ist mehr meine Sache, das kommt eher von meiner Mutter.

Paycha: Interessant, schöne Mischung. Ihr Vater hat sich auch mit Zwangsarbeitskräften und Entschädigungsfragen beschäftigt. Ist das ein Zufall?

Kuczynski: Das war ganz einfach. Kollegen von mir im Institut für Sozialgeschichte des 20. und 21. Jahrhunderts in Bremen fragten mich, sie hätten die Anfrage von zwei Rechtsanwälten im Bezug auf diese Entschädigungsfrage, ob sie nicht ausrechnen könnten, was die tatsächlich Entschädigungsforderungen sein könnten. Sie sahen sich nicht in der Lage, das zu machen und fragten mich. Wir haben dann darüber geredet und die Anwälte mussten sich überlegen, ob sie diesen Gutachter haben wollen. Dann habe ich das Gutachten gemacht, dies auch nach dem Tode meines Vaters.

Paycha: Das war unabhängig.

Kuczynski: Ja.

Paycha: War Ihr Vater noch am Leben zur Zeit der Wende?

Kuczynski: Ja, er ist 97 gestorben.

Paycha: Und hat er sich dazu geäußert?

Kuczynski: Er hat sich sehr ausführlich geäußert. Nicht nur zur Wende, sondern auch zur DDR natürlich und zu den aktuellen Ereignissen, vor allem auf wirtschaftlichem Gebiet. 1989 im September wurde er 85 und war der Meinung, er habe jetzt sein letztes Buch publiziert: „Alte Gelehrte“. Sehr bezeichnend für 85. Danach hat er 8 Jahre lang publiziert.

Paycha: Das war nicht das Letzte.

Kuczynski: Nein. Er hat 89 gemeint, es fiele ihm nichts mehr ein. Dann machte ihm die Geschichte einen Strich durch die Rechnung und es fiel ihm weiter etwas ein.

Paycha: Er wollte auf das was geschah reagieren.

Kuczynski: Ja, das war ganz wesentlich für ihn. Er wollte weiterhin nützlich sein.

Paycha: Sie haben sich auch sehr nützlich gemacht. Fühlen Sie sich immer noch nützlich und wie sehen Sie Ihre Rolle in dieser Geschichte? Sie haben schon eine zentrale Rolle gespielt, in vielen Hinsichten, auch wenn Sie sagen Sie sitzen zwischen Stühlen. Das ist auch eine wichtige Rolle.

Kuczynski: Ich hoffe, dass ich mit meinen Arbeiten nach wie vor ein Stück weit das Nachdenken über die Probleme und Lösungen, beispielsweise der ökologischen Krise befördern kann. Ich schreibe alle Vierteljahre in der Zeitschrift „Lunapark - Kritik der globalen Ökonomie“ mehr oder minder historische Analysen. Das gibt der Titel: „Geschichte und Ökonomie“ her, wobei ich da sowohl Theoriegeschichte als auch Realgeschichte meine. Jetzt haben wir die Nummer 52 und ich bin nach wie vor gefragt und natürlich froh drum.

Paycha: Das ist schön. Was auf ganz persönlicher Ebene bedauern Sie von DDR Zeiten? Man spricht zum Beispiel von Solidarität, und Sie haben das auch ein bisschen angedeutet mit dem Vergleich mit 33, dass das nach der Wende fehlte.

Kuczynski: Da kann ich Ihnen nur mit Joan Robinson, der englischen Ökonomin, antworten: „Es ist töricht einer Vergangenheit nachzutruern, die die Gegenwart hervorgebracht hat.“ Und ich setze hinzu: Insbesondere, wenn es sich um eine solche Gegenwart handelt.

Paycha: Das sagt viel.

Kuczynski: Ja. Das ist meine Sicht: man kann unendlich viele gute Dinge über die DDR sagen, ganz ohne Zweifel. Aber es ändert nichts.

Paycha: Sehen Sie sich als pessimistisch oder realistisch?

Kuczynski: Ich hatte einen sehr guten Freund, leider früh verstorben, 90 schon, im November, Althistoriker. Er bezeichnete sich als einen skeptischen Optimisten und so würde ich mich auch sehen.

Paycha: Sehr schön. Und so schreiben Sie auch: als ein skeptischer Optimist, der sein Umfeld analysiert.

Kuczynski: Ja. Das ist auch mein Bemühen in dieser Zeitschrift: immer darauf aufmerksam zu machen: das wäre eine wünschenswerte Lösung, aber diese Lösung ist auch nicht auszuschließen.

Paycha: Offene Wege.

Kuczynski: Ja.

Paycha: Ich habe mehrere Fragen gestellt, aber wahrscheinlich nicht alle möglichen Fragen, die man bei so einem langen und sehr interessanten Lebenslauf stellen könnte. Gibt es Fragen, die ich nicht gestellt habe? Etwas, das Sie jetzt spontan sagen möchten?

Kuczynski: Nein! Ich kann nur reden, wenn ich gefragt werde.

Paycha: Noch eine kleine Frage möchte ich stellen. Ich war neugierig als ich las, dass Sie sich auch ein bisschen mit Theater beschäftigt haben. Können Sie dazu etwas sagen?

Kuczynski: Das war sehr lustig. Ich bekam die Anfrage, ob ich mir vorstellen könne bei einer Theateraufführung „Marx Kapital Band 1“ mitzumachen. Ich fand diese Idee so verrückt, dass ich mir sagte: das musst du dir ankucken.

Paycha: Welche Theatertruppe?

Kuczynski: Sie heißen Rimini Protokoll. Ich habe mir also das Konzept erzählen lassen. Das war überhaupt nicht mein Konzept, aber es war auch nicht meine Idee. Aber wir sind 6 Jahre getourt.

Das war eine Koproduktion Zürich, Frankfurt am Main, Düsseldorf und Berlin, das HAU (Anm.: *Hebbel am Ufer*)

Paycha: Ah, HAU.

Kuczynski: Und dann sind wir von Brüssel bis Modena und von Prag bis Tokio getourt.

Paycha: Das heißt Sie haben das Stück dann begleitet.

Kuczynski: Wir waren 7 Leute auf der Bühne.

Paycha: Sie waren auf der Bühne!

Kuczynski: Ja.

Paycha: Ich dachte, Sie hätten an dem Konzept mitgearbeitet.

Kuczynski: Nein, ich war auf der Bühne, und habe über das Kapital erzählt.

Paycha: Sie waren Schauspieler!

Kuczynski: Nein, Darsteller. Das ist ein ganz großer Unterschied. Der Darsteller stellt sich selbst dar und nicht eine fremde Person.

Paycha: OK, das heißt in Ihrer Rolle als Verfasser.

Kuczynski: Ja, in meiner Rolle als Kapital-Experte. Ich hatte zwei längere Monologe. Das eine Mal über die verschiedenen Ausgaben des Kapitals und das andere Mal über verschiedene inhaltliche Aspekte, aber natürlich theatergemäß. Es fing auch an mit der Feststellung: das Kapital Band 1 auf die Bühne zu bringen ist eine vollkommen verrückte Idee.

Paycha: Das klingt ehrgeizig.

Kuczynski: Ja, aber wie gesagt, wir sind ganz gut damit getourt und es hat einen unerhörten Spaß gemacht.

Paycha: Wer hat das Stück geschrieben?

Kuczynski: Ich weiß nicht, ob es eine deutsche Druckausgabe gibt, aber es gibt eine amerikanische.

Als Stück ist es geschrieben worden von den Akteuren und den Regisseuren natürlich. Das ist auch etwas, das man erst lernen muss. Man kann nicht von der Bühne aus beurteilen wie etwas unten ankommt. Deshalb haben die Regisseure eine ganz wichtige Funktion gehabt, denn sie haben gesagt „Das geht nicht, das kommt nicht rüber“. Insofern war es wirklich eine Koproduktion der Akteure und der Regisseure.

Paycha: Sie haben erzählt was Ihr Ziel bei der Herausgabe des Kapitals war. Was war das Ziel des Stücks für das Publikum?

Kuczynski: Ein Cousin von mir, der für Jahrzehnte Dramaturg am Deutschen Theater war, also wirklich Fachmann, sagte als er sich das ansah: „Gute Mischung von Intelligenz und Entertainment“. Das ist es.

Paycha: Trotzdem, sich das Kapital auszusuchen ist nicht neutral. Ging es darum dieses Werk dem allgemeinen Publikum zur Verfügung zu stellen oder gab es ein ideologisches Ziel?

Kuczynski: Nein, es gab kein ideologisches Ziel. Es waren auch ideologisch, wenn man das so benennen will, vollkommen unterschiedliche Akteure auf der Bühne. Wir haben uns auf der Bühne und auch im privaten Gespräch gut verstanden, aber waren politisch meilenweit auseinander. Aber diese Toleranz brachten alle auf. Es gab kein ideologisches Ziel. Die Regisseure hatten das Kapital nie gelesen, aber das Kapital war ein Nimbus. Es gab später dann ein Interview mit den Regisseuren, publiziert im Marx-Engels-Jahrbuch, wo sie dann zum Schluss räsionierten: Band 2 des Kapital, aber wenn dann nur als Oper. Also insofern war es sehr locker und lustig.

Paycha: Was für Sie vielleicht manchmal sehr schockierend war, oder?

Kuczynski: Überhaupt nicht.

Paycha: Sie sind sehr flexibel.

Kuczynski: Ich bin in mancher Beziehung, das wird Ihnen Annette bestätigen, außerordentlich halsstarrig und dickköpfig. Aber ich liebe den Satz von Niels Bohr, der da heißt: „Nur bei den flachen Wahrheiten ist das Gegenteil falsch. Bei den tiefen Wahrheiten ist auch das Gegenteil wahr.“ Das habe ich über den DDR Rundfunk hinausposaunt. Die Leute waren sehr erstaunt, aber es wurde gebracht, allerdings nachts um halb zwei.

Paycha: Ich denke mit diesem letzten Satz können wir dieses Interview beenden, außer wenn Sie jetzt etwas hinzufügen möchten?

Kuczynski: Nein.

Paycha: Ich bedanke mich sehr. Ich würde gerne stundenlang mit Ihnen reden, aber das können wir uns nicht leisten. Vielen, vielen Dank.

Kuczynski: Alles ok.

Danksagung

Wir bedanken uns bei der Universität Potsdam, der Deutschen Mathematiker-Vereinigung und Math+ Berlin Mathematics Research Center für ihre finanzielle Unterstützung.



Berlin Mathematics Research Center

